P. o. germ.
1673
d

P. O. Jesu. 1673 d

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36621030240010

<36621030240010

Bayer. Staatsbibliothek

Wendische Weiden.

Erzählungen aus dem wendischen Volksleben

von

Eduard Ziehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn und Cie.

1854.

20. D.

P.o. germ. 1673 01

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

B

Vorwort.

Die Wenden, welche den östlichen Theil der hannoverschen Provinz Lüneburg und die nördliche Hälfte der Altmark bewohnen, unterscheiden sich in Hinsicht auf Character, Tracht, Lebensweise, Dialect, Sitten und Gebräuche so scharf von ihren germanischen Nachbarn, daß ein aufmerksamer Beobachter sehr bald den Slavenabkömmling unter Hunderten von niedersächsischen Bauern herausfinden wird. Während bei den Germanen eine uralte Sitte nach der andern verschwindet, halten die Wenden mit großer Pietät an den Gebräuchen ihrer Vorfahren fest, gleich als ob sie eine Ehre darin setzten, auch nicht die kleinste Eigenthümlichkeit ihres Stammes aufzugeben.

Manche dieser Eigenthümlichkeiten fallen Jedem sogleich in die Augen; andre dagegen, namentlich diejenigen, welche

sich auf das Ceremoniell bei Festen und Feierlichkeiten jeder Art beziehen, werden dem Beobachter erst nach längerem Verkehr mit den Wenden bekannt, da Diese mit ihren Mittheilungen über Das, was Sitte und Brauch bei ihnen ist, äußerst zurückhaltend sind und sich nur gegen Diejenigen offenherzig aussprechen, welchen sie ihr volles Vertrauen geschenkt haben und welche sich in ihrem Dialect mit ihnen unterhalten können. Der Verfasser der folgenden Erzählungen, dessen Angehörige zum Theil seit vielen Jahren mitten unter den Wenden wohnen, fand dadurch Gelegenheit, Manches zu sehen und zu hören, was Andern selbst bei den eifrigsten Nachforschungen vielleicht verborgen geblieben wäre. In der Absicht, einige Züge zu dem vielgestaltigen Gesammtbilde des Volkslebens innerhalb der Grenzen Deutschlands zu liefern, übergiebt der Verfasser dem Publikum diesen Cyclus von Erzählungen, in welchem die Haupteigenthümlichkeiten des wendischen Volkslebens geschildert sind. Die in Betreff der Handlung von einander unabhängigen Erzählungen ergänzen sich somit gegenseitig in Rücksicht auf Lebensweise, Character, Sitten und Gebräuche der slavischen Landbevölkerung auf dem linken Ufer der Niederelbe.

Zum bessern Verständniß des Ganzen mögen hier noch einige Bemerkungen über den Schauplatz der Erzählungen folgen, welche der Verfasser in der Form kurzer Skizzen aus den oben genannten wendischen Districten im Stuttgarter

„Morgenblatt“ und im Feuilleton der Kölnischen Zeitung theilweise bereits veröffentlicht hat.

Die auf dem linken Elbufer ansässigen Wenden stammen von den Obotriten her, welchen Karl der Große im Jahr 804 Wohnsitze am Arendsee in der Altmark anwies, nachdem er Tausende von Sachsen aus jener Gegend nach dem rheinischen Franken und nach Flandern verpflanzt hatte. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Grenze zwischen Slaven und Germanen zu erkennen: westlich von dem Flusse Ilmenau findet man kaum einen oder den andern wendischen Dorfnamen, während die Mehrzahl der Dörfer zwischen Elbe und Ilmenau slavische Namen hat. Selbst diejenigen Orte mit deutschen Namen, welche vereinzelt in den alten wendischen Gauen liegen und wahrscheinlich von Germanen gegründet sind, haben jetzt eine echt wendische Bevölkerung.

Das hannoversche „Wendland“ besteht aus den alten wendischen Gauen: Drawän, Chain, Nering und Lennigau. Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschieden. Während der District zwischen Elbe und Jeetzel und die Niederungen an dem letzteren Fluß und an den Bächen, welche sich in die Jeetzel ergießen, fast durchgehends einen sehr fruchtbaren Boden haben, ist der nordwestliche Theil des Wendlandes mit weiten Haiden und Waldungen bedeckt, unter welchen letzteren die Göhrde besonders erwähnt zu werden verdient,

ein prächtiger Fichten= und Eichenhochwald, welcher mehrere Meilen im Umfange hat. In dem nördlichen Theil der Altmark finden sich ähnliche Bodenverhältnisse. Die Nie=derungen an den Flüssen sind fruchtbar, während in den höher gelegenen Gegenden Sand= und Haideſtrecken mit Fichtenwaldungen wechseln.

Die meisten Namen wendischer Städte und Dörfer be=zeichnen durch ihre Bedeutung den Character der Gegend, in welcher die Orte liegen. Im Lauf der Zeiten sind aller=dings große Veränderungen mit dem Boden vorgegangen, aber trotzdem entspricht mancher Name noch heutiges Tages vollkommen seiner Umgebung. Da die Erklärung einzelner solcher Ortsnamen aus den slavischen Dialecten Einem oder dem Andern vielleicht nicht unlieb sein dürfte, so mögen hier einige der gebräuchlichsten und bekanntesten aus dem hannoverschen Wendlande und der Altmark mit ihrer Bedeutung folgen.

Wie der Gau Drawän (von dem wendischen Worte drewo: Baum, Holz; russisch: drewo; polnisch: drzewo) im Allgemeinen eine waldige und der Gau Chain (von kojna oder choina: Fichte) eine fichtenreiche Gegend be=zeichnet, so deutet der häufig vorkommende Dorfname Breese (von dem russischen berésa und dem böhmischen breza: Birke) auf eine birkenreiche und der Dorfname Grabow oder Grabau auf eine buchenreiche Umgebung hin (grab

heißt in den slavischen Dialecten die Buche). Die Stadt Lüchow hat ihren Namen höchstwahrscheinlich von den Wiesen, in deren Mitte dieselbe liegt. (Luka heißt im Wendischen: Aue und lug im Russischen: Wiese; lugowi bedeutet in letzterer Sprache: wiesenreich). Daß die eigentliche Stadt auf Wiesengrund erbaut und daß selbst der Berg, auf dem sich die Schloßruine erhebt, durch Kunst geschaffen worden ist, beweisen die beim Anlegen von Brunnen in neuerer Zeit in der Tiefe gefundenen Erlenstämme, Haselnußsträucher u. d. gl. Der Name der Stadt Wustrow scheint anzudeuten, daß die Umgegend früher besonders gesund gewesen sein muß, denn im Wendischen heißt wústrowicz: gesund machen und wústrowenje: Heilung. Rekentin (vom wendischen rjeka und reka: Fluß; russisch: rjeka) bedeutet einen Ort am Flusse und Lassentin (von dem wendischen las und ljess: Wald; russisch: ljes; polnisch: lias) einen Ort am Walde, da die wendische Endung tin stets eine örtliche Lage angiebt. Die Endungen in und an haben meistentheils eine collective Bedeutung; daher bezeichnen Lesin und Lassan (Lase) eine waldreiche, Kremlin (von kremen: Kiesel) und Kamin (von kamen, kamien: Stein) eine steinreiche Gegend. Der obenerwähnte große Göhrde- oder Görde-Wald hat seinen Namen höchstwahrscheinlich von seiner Lage auf einer Hügelkette (goren nnd hohra bedeuten in den wendischen Dialecten: Anhöhe,

Berg). Eben so verhält es sich mit den Dorfnamen Göhrde und Guhreitzen; (das wendische Dorf Hohra in der Lausitz wird von den Deutschen Guhre (Gehra) genannt.) Predöhl oder Predöl (im Russischen heißt predjel: Grenze) bezeichnet ein Grenzdorf und Prilip (russisch: priliw=Flut) einen Ort am Flusse, wie die beiden also benannten hannoverschen Dörfer denn auch an Gewässern liegen, das eine an der Elbe und das andre an einem in die Ilmenau sich ergießenden Bach. Der Name Glinitz — so wie jeder mit der Sylbe Glin beginnende — weist auf einen thon= oder lehmreichen Boden (glina heißt in den slavischen Dialecten: Lehmerde) und Polow oder Polau (vom wendischen polo: Feld; russisch und polnisch: pole) auf eine angebaute Gegend hin. Daß der durch üppige Wiesen strömende Fluß Jeetzel und das zwischen Lüchow und Wustrow gelegene Dorf Jeetzel oder Jessel mit dem wendischen Worte dzeczel: Klee in Verbindung zu bringen sind, hat große Wahrscheinlichkeit für sich. (Dz in dzeczel lautet ähnlich wie das französische j.) Der Name der Stadt Werben in der Altmark bezeichnet eine weidenreiche Gegend (wérba heißt im Wendischen und Russischen der Weidenbaum; im Böhmischen wrba und im Polnischen wierzba). *)

---

*) Mit Hülfe der slavischen Dialecte lassen sich die meisten wendischen Ortsnamen in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, in der

Die Weide gehört zu den Lieblingsbäumen der Wenden. Fast bei jedem Dorfe findet sich ein kleines Weidenwäldchen; die Triften, die Höfe, die Wiesen und die Wege sind mit zahlreichen Weidenbäumen bepflanzt, namentlich in den fruchtbaren Niederungen an den Flüssen und Bächen. Aus diesem Grunde ist für die nachstehenden Erzählungen auch der Titel: „Wendische Weiden" gewählt worden. In der von Wenden bewohnten Ober= und Niederlausitz sind die Weidenbäume ebenfalls sehr beliebt. Die Dorfflur ist vorzugsweise mit Weiden bepflanzt, und in den alten wendischen Volksliedern aus dieser Gegend kommen dieselben häufig vor. So heißt es z. B. in einem Liede:

„Winter, Sommer, Weidenbaum,
Saß ein Mädchen am Weidenbaum,
Saß und schaute, wann der Schatz
Aus der Schenke kommen wird." *)

Und in einem andern:

„Dunkel, wie dunkel in Wald und in Feld,
Abend schon ist es, nun schweiget die Welt.

Lausitz u. s. w. auf diese Weise erklären. So bedeutet Schwerin einen wildreichen, Ruppin einen fischreichen Ort; Borrin eine Haidegegend, Passentin einen Weideplatz, Demmin eine Rauchstätte, Chemnitz oder Kamenz eine steinige Gegend, Meseritz einen Ort zwischen zwei Flüssen u. s. w.

*) S. „Haupt und Schmaler: Volkslieder der Wenden in der Ober= und Nieder=Lausitz."

Nirgend mehr Licht und nirgend mehr Rauch,
Ja und die Lerche sie schweiget nun auch.

Kommt aus dem Dorfe der Bursche heraus,
Giebt das Geleit der Geliebten nach Haus.

Führt sie am Weidengebüsche vorbei,
Redet so viel und so mancherlei." u. s. w.

Ein wendisches Dorf erkennt man auf den ersten Blick an seiner Bauart. Diese ist eine doppelte. Die Häuser der von Wenden gegründeten Dörfer liegen hufeisenförmig rings um einen freien Platz herum, so daß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Die Gebäude wenden sämmtlich die Giebelseite nach diesem freien Platz, und die Stallungen, Scheunen und Hofräume befinden sich hinter denselben. Bei den obenerwähnten Dörfern mit deutschen Namen, welche eine einzige breite Gasse bilden, ist die Ordnung umgekehrt: die Nebengebäude liegen an der Straße und die Wohnhäuser stehen hinter denselben.

Die wendischen Häuser unterscheiden sich durch ihre eigenthümliche Bauart und Einrichtung in mehrfacher Beziehung von den germanischen Bauerhäusern. Während bei diesen die Ständer und Riegel nur dazu da sind, um dem Mauerwerk Festigkeit zu geben, sieht man auf der nach dem freien Platz gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner

Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt. Die übrigen nach dem Hofe und den Stallungen gewendeten Seiten des Hauses sind dagegen weniger künstlich gearbeitet und haben oft nur einfache weißgetünchte Lehmwände. Die Dächer sind stets mit Stroh gedeckt. Auf der Giebelseite befindet sich auch der Haupteingang, eine breite, hohe rothangestrichene Bogenthür mit beweglicher Schwelle und zwei Flügeln, von denen der eine wiederum aus zwei Theilen, der Unter- und Oberthür, besteht, welche letztere während des Tages gemeiniglich offen bleibt, um die Hausflur zu erhellen. Der Balken über der Thür ist mit grellen Farben buntscheckig bemalt und mit den Namen der Erbauer des Hauses, mit der Jahreszahl der Gründung desselben und mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen geschmückt. Auf dem Giebel der Vorderseite prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne, welche ebenfalls das Jahr der Erbauung meldet.

Tritt man durch die „große Thür" in das Haus, so befindet man sich auf einer geräumigen Lehmdiele, die auf beiden Seiten von Stallungen, Kammern und Futterräumen eingeschlossen ist und von deren oberem Ende noch zwei kleinere Thüren in Hof und Garten führen. Dem Haupteingange gegenüber liegen die Zimmer: ein großes Wohnzimmer und ein kleineres Gemach, welches gewöhnlich nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Zwischen den

beiden Stuben befindet sich die Küche, aus der ebenfalls eine Thür in den Hof oder Garten führt. Die Räume über den Zimmern dienen zur Aufbewahrung von Getreide und Flachs, und vor diesen und vor den übrigen Kammern des zweiten Stockes läuft ein balkonähnlicher hölzerner Gang hin, auf den von der Flur aus eine kleine Treppe führt. Auf der Lehmdiele neben den Zimmerthüren stehen riesige massive Kleiderschränke, die Hauptstücke der Mitgift wendischer Bräute. In manchen Häusern sieht man oft drei solcher Schränke, von denen jeder von einer andern Generation herrührt.

Die Wände der Zimmer sind entweder weiß getüncht oder mit einfacher Wasserfarbe angestrichen, unter den Fenstern mit Holz getäfelt und mit mehreren kleinen hölzernen Schränkchen versehen, in denen mancherlei Küchengeräth, Eßwaaren u. dgl. aufbewahrt werden. Unter den Fenstern der Wohnstube laufen hölzerne Bänke hin, vor denen der große Eßtisch steht, welcher nebst allen übrigen Mobilien gewöhnlich mit dunkelrother Oelfarbe angestrichen ist. Auch die Fensterbänke, -Pfosten und -Rahmen haben meistentheils dieselbe Farbe. In ältern Häusern, wo es keine besondere Schlafzimmer giebt, sieht man noch häufig in den Wänden sogenannte „Butzen," schrankähnliche Verschläge von Brettern, in denen sich die Schlafstellen befinden und die durch einen Schieber geöffnet und geschlossen werden

können. Der Ofen ist stets von Kacheln. Das Zimmer wird des Abends durch einen „Krüsel," eine kleine kugel= oder cylinderförmige Lampe, erleuchtet, welcher oben einen Ring hat und an einem Drath aufgehängt ist, der quer über die Stubendecke hinläuft, so daß man denselben von der einen Seite nach der Mitte des Zimmers schieben kann.

Die Eigenthümer der Höfe heißen Hufner oder Voll= hufner, deren Zahl jedoch nicht sehr groß ist, Halbhufner, Kossaten und Anbauer, welche Letztere nur wenige Morgen Landes besitzen. Die Bewohner der in den wendischen Gauen liegenden Städte und Flecken sind der überwiegenden Mehrzahl nach Germanen.

Die Tracht des männlichen Geschlechts ist höchst einfach und der der übrigen niedersächsischen Landleute sehr ähnlich. Die langen Oberröcke und Beinkleider und die kurzen Jacken sind meistentheils von dunkelblauem Tuch; Weste und Hals= tuch sieht man dagegen oft von hellerer Farbe, namentlich bei jungen Burschen. Die festliche Tracht der Frauen und Mädchen ist jedoch äußerst originell und dürfte in wenigen Gegenden Deutschlands so complicirt und buntscheckig und zugleich so kostbar sein. Die Röcke und die ziemlich tief ausgeschnittenen Mieder der jungen Mädchen sind stets von heller Farbe und sehr weit; die ebenfalls hellfarbigen Schürzen haben eine beträchtliche Breite, so daß sie fast den ganzen Rock umschließen. Das kostbare feine Halstuch,

welches das Mieder fast ganz bedeckt, wissen die Wendinnen in eine Unzahl bauschiger Falten „zusammenzuspendeln," so daß man die enorme Größe desselben erst gewahrt, wenn man es in seinem natürlichen Zustand erblickt. Ueber dem Tuch wird eine „Fraise" getragen, eine aus mehreren „Lagen" bestehende Halskrause, die bis auf den Rücken herabfällt. Durch die einzelnen Lagen laufen oftmals Schnüre von künstlichen Früchten, Blumen und andern Zierrathen hin, welche gar anmuthig aus dem durchsichtigen Stoff hervor=schimmern. Besonders in die Augen fallend ist die mit langen grellrothen*) seidenen Bändern geschmückte Mütze, die am Hinterkopf platt ist und hier fast ein Dreieck bildet, das mit Goldstickerei verziert ist und auf welchem eine große flat=ternde Schleife prangt. Einen Hauptschmuck bilden auch die mächtigen silbernen und goldenen Ohrringe, deren untere Enden oft bis auf die bauschige „Fraise" reichen.

Die älteren Frauen tragen meistentheils schwarze Röcke und Mieder, gegen welche die saubern weißen Tücher, Hals=krausen und langen Armhandschuhe vortheilhaft abstechen.

Von der wendischen Sprache haben sich nur noch die Ortsnamen und einzelne Wörter im Munde des Volks erhalten, deren eigentliche Bedeutung das Letztere nicht ein=mal mehr kennt. Vor etwa dreißig bis vierzig Jahren aber

---

*) Ein grelles Roth ist die Nationalfarbe der Wenden.

sollen in den hannoverschen Aemtern Lüchow und Wustrow noch mehrere alte Leute wendisch haben sprechen können, wie sich denn überhaupt in diesen Districten die meisten Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen erhalten haben.*) Die heutigen Wenden reden das „entschieden Niedersächsische,“ **) wie es im Osten und Norden der Elbe gesprochen wird, zeichnen sich aber durch mehrere kleine Eigenthümlichkeiten aus. Wenn sie eines Tages in die Lage der „Flüchtigen Ephraim's“ geriethen und ihnen an der „Furt der Elbe“ statt des „Schiboleth“ ein beliebiges, mit einem H beginnendes Wort als Losung abgefordert würde, so möchte wohl Keiner das jenseitige Ufer erreichen. Einem echten Wenden ist es nämlich rein unmöglich „Herz“ — „Hahn“ — „Hund“ — „Harm“ — „hoffen“ — „Hecht“ — „heilen“ — „Hecke“ — „Hespe“ zu sagen; er macht stets „'erz“ — „'ahn“ — „'und“ — „'arm“ — „'offen“ — „'echt“ — „'eilen“ — „'ecke“ — „'espe“ daraus, was

---

*) Der Verfasser ist im Besitz eines wendischen Vaterunsers aus dem siebenzehnten Jahrhundert, wie es der erste deutsche Pfarrer eines kleinen Kirchspiels in dem alten Gau Chain aufgezeichnet hat. Dasselbe ist ein eigenthümliches Gemisch von wendischen und deutschen Wörtern und Flexionsformen.

**) Auf diese Weise bezeichnet Vollrath Hoffmann in seinem Werk „Deutschland und seine Bewohner“ die eine der drei Hauptmundarten des Niederdeutschen; die andern beiden sind das „entschieden Westphälische“ und das Niederländische oder Holländische.

begreiflicherweise bei dem Verkehr mit Fremden manchmal zu den drolligsten Mißverständnissen Anlaß giebt. Dafür lassen die Wenden das H dann gleichsam zum Ersatz vor Worten hören, welche mit einem Vokal beginnen. Vor Vokalen am Anfang eines Wortes scheinen die Wenden trotz der erstern Eigenthümlichkeit eine gewaltige Scheu zu haben: so wie kein einziger echt wendischer Stadt= oder Dorfname mit einem Vokal beginnt, so hat auch die alte unvermischte Stammessprache nur sehr wenige Worte, deren erster Buchstabe ein Vokal ist. —

Da die Scenen der folgenden Erzählungen zum Theil dem wirklichen Leben entnommen sind, so wird es wohl Keinen befremden, daß nur fingirte Dorfnamen darin vor=kommen.

Der Verfasser.

Der Sohn der Wittwe.

1.

„Heda! Musikanten! einen Walzer für mich — aber einen recht lustigen und raschen! Frisch drauf los gegeigt! Die Leute glauben sonst, Ihr hättet die Gicht in den Fingern! Aust (Erntefest) giebt's nur einmal im Jahr!"

Mit diesen Worten warf ein hochgewachsener, schöner junger Bursche ein blankes Geldstück auf den Musikanten-teller, schlug dreimal kräftig in die Hände und eilte zu einem blondhaarigen hübschen Mädchen, welches auf einer der Bänke saß, die rings um den Tanzplan standen.

Die Geigen und Clarinetten ertönten, und in der nächsten Minute flog er mit seiner flinken Tänzerin rasch dahin. Die übrigen Burschen holten sich einer nach dem andern ebenfalls ihre Mädchen, und bald drehten sich mehr als dreißig Paare auf dem bretternen Tanzplan in toller Lust neben-, hinter- und durcheinander.

Wie wehten und wogten die großen, zierlich gefalteten bunten Tücher, die weiten hellfarbigen Röcke und Schürzen der Tänzerinnen! Wie flatterten die grellrothen Bänder und Schleifen! Wie funkelten und blitzten die goldgestickten Mützen, die silbernen Mieder-Spangen und die riesigen goldenen und silbernen Ohrringe! Wie jauchzten und jubelten die lustberauschten Burschen! Wie schwangen die kräftigen,

in knappe dunkle Tracht gekleideten Gestalten die geputzten, schmuckbeladenen Mädchen!

„So ist's recht!" rief der Bursche, welcher den Walzer bestellt hatte, seine Tänzerin fest umschlingend. „Frisch drauf los gegeigt und getanzt! Juchhe! Eh's nicht lichter Morgen ist, hören wir nicht auf!"

„Juchhe! Detlev weiß, was sich gebührt!" riefen die andern Burschen und jauchzten und sprangen und stampften mit den Füßen, daß der Tanzplan krachte. „Eh's nicht lichter Morgen ist, hören wir nicht auf!"

Und immer rascher und immer toller wirbelten die tanzenden Paare durcheinander — Detlev und Anna aber waren plötzlich verschwunden. Als die Lust den höchsten Grad erreicht, hatte sich Jener mit seiner Tänzerin nach einer Nebenthür geschlichen und war unbemerkt mit ihr in das kleine Gärtchen geschlüpft, welches zwei Seiten des Hauses umschloß.

Beide saßen Hand in Hand auf der rohen hölzernen Bank, die unter dem hohen Apfelbaum neben der Thür stand, und flüsterten dann und wann leise miteinander. Es war, als ob der junge Bursche plötzlich ein Andrer geworden sei. Eben noch ausgelassen lustig, keck und trotzig, war er nun ernst und still, und seine Gesichtszüge, auf welche der Lichtschein aus dem Fenster der Hausflur fiel, hatten einen fast traurigen Ausdruck angenommen.

Die tiefe Sommernachtstille, die ringsum im kleinen Garten und im Dorf herrschte, bildete einen seltsamen Gegensatz zu der tollen Lust, welche drinnen im Hause tobte. Der Halbmond stand scharf umgränzt am wolkenlosen, klaren Himmel und warf einen traumhaften Schein

auf die weidenbewachsene Wiese, welche den Garten umgab und an deren Saum der dunkelflutige Fluß leise rauschend vorüberging.

„Warum bist Du denn auf einmal so traurig geworden, lieber Detlev?" fragte das Mädchen. „Du hast Dich ja so lange auf heut' gefreut — was ist Dir?"

Jener suchte anfangs einer Antwort auszuweichen und wollte von andern Dingen reden, als Anna aber wiederholt in ihn drang, erwiderte er mit bekümmerter Miene:

„Du weißt, liebe Anna, daß ich Deinen Vater schon vor zwei Jahren habe fragen lassen, ob er Dich mir zur Frau geben wolle, und daß er weder Ja noch Nein darauf geantwortet hat; Du weißt aber nicht, weßhalb ich einen so unbestimmten Bescheid von ihm erhalten habe, und das muß ich Dir jetzt sagen. Dein Vater hoffte nämlich dazumal, daß ich einst der Erbe meines früher so wohlhabenden Oheims Christoph Warnow sein werde. Dieser ist, wie Dir bekannt sein wird, der ältere Bruder meines verstorbenen Vaters und hat als solcher den schönen Halbhof meines Großvaters erhalten, wogegen mein Vater nichts als ein paar Thaler baares Geld empfing. Da mein Oheim nun seiner hitzigen und zanksüchtigen Gemüthsart wegen keine Frau bekommen konnte, so versprach er meinem sterbenden Vater feierlich, mir gleich nach meinem fünfundzwanzigsten Jahre seinen Halbhof zu übergeben, damit ich, der ich als der Sohn eines armen Anbauers nicht um die Tochter eines Halb- oder Vollhufners hätte freien dürfen, dereinst dreist das Mädchen zur Frau begehren könne, was mir gefalle. Seit einiger Zeit aber ist mein Oheim mit meiner Mutter

verfeindet, weil diese ihm Vorwürfe gemacht hat, daß er seinen schönen Hof so hat herunterkommen lassen, daß dieser jetzt kaum den zehnten Theil von dem werth ist, was er vor zwanzig Jahren galt. Daß meine Mutter Recht hat, wissen alle Leute. Nachdem mein Oheim zuerst ein Stück Land nach dem andern verpachtet hatte, weil er's nicht selbst mehr bestellen konnte und mochte, hat er endlich auch sein Vieh, sein Acker- und Hausgeräth und sein Korn verkauft und ist jetzt so arm geworden, daß er um Tagelohn arbeiten muß. Ob er aus Bosheit gegen meine Mutter und mich oder aus Trägheit so arg gewirthschaftet, weiß ich nicht, mir scheint aber das Erstere das Glaublichste, denn als ihn neulich Dein Vater gefragt hat, wann er mir denn seinen Hof übergeben werde, hat er mit höhnischem Lachen gesagt: „„Den Hof, das heißt den Hofraum, den kann Detlev jeden Augenblick bekommen — das Haus mit Allem, was drin ist, aber bleibt mein, so lange ich lebe, das hab' ich ihm nicht versprochen!"" — Sieh', Anna, das ist's, was mich so traurig macht! Könnt' ich vor Deinen Vater hintreten und sagen: „„Heut über's Jahr bekomm' ich den Halbhof meines Oheims, gebt mir Eure Anna!"" so würd' er mir Deine Hand gewiß nicht verweigern; da mich die Falschheit und Tücke meines Oheims aber nicht allein um Haus und Hof, sondern auch um alles Dazugehörige gebracht hat, so wird Dein Vater, der so viel auf Geld und Gut hält, Dich gewiß demnächst einem Andern versprechen. Er hat mich heut' stolz über die Achsel angesehen und mir auf meinen freundlichen Gruß kaum gedankt."

„O, Dein Oheim hat gewiß nicht im Ernst geredet!" versetzte das Mädchen mit zuversichtlichem Ton. „Wenn

sein Groll vorüber ist, wird er gewiß das Versprechen halten, welches er einem Sterbenden gegeben hat."

„Das würde mir am Ende wenig helfen," erwiderte Detlev. „Was soll ich mit dem leeren Haus anfangen? Ich habe kein Geld, um mir alles Das wieder anzuschaffen, was mein Oheim verkauft und verthan hat; wüßt' ich aber . . . ."

„Horch! schleicht da nicht Jemand an der Hecke vorbei?" unterbrach ihn Anna.

„Ich höre und sehe nichts," entgegnete Detlev, nachdem er eine Weile gelauscht und in den Garten hineingespäht hatte. „Der Wind spielt mit den Blättern des Apfelbaums. — Ich würde dennoch nicht den Muth verlieren, wenn ich wüßte, daß Dein Vater keine andre Absichten mit Dir hätte," fuhr er nach einer Pause fort. „Aber es will mir scheinen, als ob Heinrich Riebenow, der Sohn unsres reichen Schulzen, ein Auge auf Dich geworfen hätte, und als ob Dein Vater seit einiger Zeit übermäßig freundlich gegen ihn wäre."

„Heinrich Riebenow heirath' ich nicht und wenn es mir an's Leben gehen sollte!" rief Anna.

Während dieses Gesprächs war eine dunkle Gestalt mit unhörbaren Schritten rings um den Garten geschlichen, hatte sich hinter einem dichten Gebüsch unweit des großen Apfelbaums versteckt und lauschte mit verhaltenem Athem auf jedes Wort, was die beiden Liebenden wechselten.

„Ich habe mich stets mit allen Burschen im Dorf gut vertragen," sagte Detlev, „aber den hoffärtigen Schulzensohn, der nicht pflügen, säen und dreschen mag, weil sein Vater drei Knechte hat, und der andre arme, aber fleißige und

rechtschaffene Leute verachtet, dem bin ich immer aus dem Wege gegangen, weil ich fürchtete, ich könnte mich bei einem Streit mit ihm einmal an ihm vergreifen. Jetzt, wo er Dich mir abspänstig machen will, hass' ich ihn doppelt," fuhr Detlev mit funkelnden Augen fort; „er mag sich hüten, daß er mich nicht in Wuth bringt — es könnt' ihm sonst schlecht gehen!"

„Um Gotteswillen, Detlev, halte Friede mit ihm!" bat das Mädchen, seine Hand umklammernd. „Der Schulze und mein Vater sind die besten Freunde; hast Du den alten Riebenow und seinen Sohn zu Feinden, so hast Du's auch mit meinem Vater verdorben! Sieh', ich verspreche Dir heilig, daß ich keinen Andern heirathen werde als Dich, lieber Detlev," fuhr sie fort, indem sie ihn mit dem Ausdruck innigster Liebe anblickte. „Wenn wir auch noch ein paar Jahre warten müssen, das thut ja nichts! Dein Oheim wird sich mit Dir und Deiner Mutter gewiß wieder vertragen, und dann kann noch Alles gut werden!"

„Aber wenn Dein Vater Dich zwingt . . . . ."

„Das thut mein Vater nicht," fiel ihm Anna in die Rede; „und wenn er's auch versuchen sollte, es wird ihm nicht gelingen, das glaube mir. Seit seiner letzten langen Krankheit, wo ich drei Wochen Tag und Nacht nicht von seinem Bett gewichen bin und ihm, wie der Doctor sagt, das Leben gerettet habe, thut er mir in Allem und Jedem den Willen."

Detlev schien diesen Worten keinen rechten Glauben zu schenken. Er schwieg und schaute mit bekümmerter Miene über die weidenbekränzte Wiese zum fernen Horizont hinüber, wo die letzten Scheine des Abendrothes verglühten. Eben

wollte er Anna fragen, ob ihr Vater in der letzten Zeit den Schulzen öfter besucht habe, da erhob sich das Mädchen hastig und sagte:

„Komm, Detlev, laß uns rasch wieder in's Haus schleichen, damit man uns nicht sucht! Der Zug wird gleich weiter gehen."

Und von Jenem gefolgt, schlüpfte sie eilig durch die halboffene Nebenthür; hinter dem dichten Gebüsch aber erhob sich langsam der verborgene Lauscher — es war der Sohn des Schulzen — schaute dem liebenden Paar grimmig nach und rief, die Faust ballend, mit wutherstickter Stimme:

„Ich will lebendig zur Hölle fahren, wenn ich Euch jemals als Mann und Frau sehe!"

Mit den Worten eilte er lautlosen Schrittes davon und war bald im Dunkel der Nacht verschwunden.

Da eine uralte Sitte gebietet, daß bei dem Erntefest in jedem Hause des Dorfes einige Tänze getanzt werden müssen, so zog nunmehr die ganze hundertköpfige Schaar, die Musikanten voran, jubelnd zum nächsten Hause. Es war ein wundersamer Anblick, als der lange Zug der festlich geputzten Gestalten in der stillen Sommernacht unter den fröhlichen Klängen der Geigen und Clarinetten und Hörner und unter dem Jauchzen der ausgelassenen Burschen lang= sam dahinwallte, und die flackernden Lichter, welche in den Händen der Kinder wie Irrwischflämmchen auf= und nieder= schwebten, ungewissen Schein auf die blau und roth ange= strichenen Bogenthüren und Pfosten und auf die mit frommen Sprüchen bemalten Balken der Häuser warfen, welche nach uraltem wendischen Brauch hufeisenförmig rings um einen großen freien Platz standen.

Auf der Flur des nächsten Hauses angelangt, begannen die jungen Burschen und Mädchen sogleich wieder zu tanzen, während sich die ältern Männer und Frauen an Bier und Branntewein, an Kuchen und Paggeleitzen *) labten.

Zum ersten Tanz war Anna von einem Sohn ihres Nachbars geholt worden; als aber der zweite begann, kam Detlev wieder zu ihr, und freundlich lächelnd hing sie sich an seinen Arm. Die allgemeine Lust hatte seine Traurigkeit verscheucht; seine Augen strahlten vor herzlicher Freude, und seine Stimme feuerte die andern Burschen jauchzend zu raschem Tanz an.

Als er einige Minuten mit seiner Anna rastete, erblickte er plötzlich den Sohn des Schulzen unmittelbar neben sich, welcher mit einem Burschen aus dem nächsten Dorfe sprach. Anfangs achtete er nicht auf ihre Unterhaltung; als sich sein Nebenbuhler aber verschiedene höhnische Bemerkungen erlaubte, die sich nur auf ihn und Anna beziehen konnten, und zuletzt von „bettelarmen Anbauerssöhnen" sprach, welche sich erdreisteten, fortwährend mit den Töchtern reicher Halbhufner zu tanzen, fuhr er wild empor und wollte den übermüthigen Schulzensohn zur Rede stellen; Anna wußte jedoch durch ihr inständiges Flehen seinen Zorn zu besänftigen und zog ihn wieder auf den Tanzplatz.

Allein Heinrich Riebenow schien es gerade darauf abgesehen zu haben, einen Streit mit Detlev zu beginnen, denn als dieser sich im raschen Tanz der Stelle näherte, wo sein Nebenbuhler stand, trat ihm der Letztere absichtlich entgegen,

---

*) Paggeleitze sind große hufeisenförmige Weizenbröte, welche bei keinem Fest der Wenden fehlen dürfen.

so daß Detlev ihn, ohne es zu wollen, einige Schritte zur Seite schleuderte. Wüthend fuhr der Tückische auf den ihm verhaßten Tänzer los und überschüttete ihn mit den ehrenrührigsten Worten.

Das war Jenem zu viel. Mit einem kräftigen Griff packte er den giftigen Schwächling so fest, daß er kein Glied zu regen vermochte, und warf ihn wie einen Ball durch die offenstehende große Bogenthür auf einen neben derselben befindlichen Haidhaufen.

Dieser That, welche mit Blitzesschnelle vollführt ward, folgte ein wildes Getümmel. Da der übermüthige Schulzensohn von den meisten Burschen des Dorfes gehaßt wurde, so schlugen sie ein schallendes Gelächter auf und riefen Detlev laut Beifall zu. Die älteren Männer und mehrere Burschen aus benachbarten Dörfern, welche es aus mannigfachen Gründen nicht mit dem reichen Schulzen und dessen Sohn verderben wollten, nahmen dagegen für den Letztern Partei und drangen auf Detlev ein, um den Hinausgeworfenen zu rächen. Dieser, welcher außer einem vom Haidekraut etwas zerkratzten Gesicht durchaus keine Beschädigung erlitten hatte, war inzwischen wieder hereingestürzt und hetzte seine Freunde vor Wuth schäumend gegen seinen Todfeind auf, welcher groß und stolz dem feigen Schwächling gegenüberstand und ruhig den Angriff erwartete.

„Detlev hat Recht! Detlev hat Recht!“ riefen die Burschen des Dorfes von allen Seiten und schaarten sich zu seiner Vertheidigung um ihn. „Heinrich Riebenow hat den ganzen Abend auf ihn gestichelt und ist ihm zuletzt mit Fleiß entgegengetreten, um einen Streit mit ihm anzufangen.“

„Ihr lügt!“ schrie der Sohn des Schulzen. „Detlev ist ein Schurke — vor einer halben Stunde hat er mich drüben im Garten .....“

Mehr vermochte er nicht über die Lippen zu bringen, denn mit einem gewaltigen Satz sprang Detlev auf ihn zu und würde ihn erwürgt haben, wenn sich Anna nicht zwischen Beide geworfen, und Freund und Feind die Wüthenden gewaltsam getrennt hätten.

„Was geht Dich der Streit denn an!“ schrie Anna's Vater, indem er seine Tochter, die sich an Detlev angeklammert hatte, unsanft von diesem wegriß und dann mit leisem, grimmigem Ton hinzufügte: „Ein Mädchen wie Du sollte sich schämen, solch einen Menschen, der nichts hat als seine beiden Fäuste, vor allen Leuten so in den Arm zu nehmen!“

Anna folgte leise schluchzend ihrem Vater, der sogleich das Haus verließ; Heinrich Riebenow ward von seinen Freunden besänftigt, und Detlev versprach mehreren Frieden stiftenden ältern Männern, den Streit ruhen zu lassen, wenn Jener schweige.

Nach Verlauf einer halben Stunde begannen Tanz und Jubel von neuem, gleich als ob nichts vorgefallen sei. Da Detlev's scharfes Auge bald entdeckte, daß Anna mit ihrem Vater verschwunden sei, so wandte auch er dem Fest den Rücken — ohne sie erschien ihm der fröhliche Tanzplan wie eine verödete Stätte.

Der giftige Sohn des Schulzen aber setzte sich mit einigen seiner nichtsnutzigen Genossen an den Schenktisch, um seinen Grimm mit Branntewein hinunterzuspülen. Er sprach kein Wort mehr von dem Vorgefallenen, allein im

Stillen schwor er sich, nicht eher zu ruhen, als bis er seinen verhaßten Nebenbuhler auf irgend eine Weise beseitigt habe.

Der Ausführung seiner schwarzen Rachepläne kamen die Zeitereignisse jedoch zuvor.

2.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 war angebrochen, das Jahr, wo alle Völker Europa's, in zwei große Lager geschieden, zum grausigsten Vernichtungskampf gegen einander geführt wurden.

Da seit dem Decret vom 18. December 1810, welches das französische Reich bis an die Ostsee ausdehnte, Niedersachsen der Botmäßigkeit des Weltbezwingers unterworfen war, so wurden auch hier beim Beginn des Krieges mit Rußland alle waffenfähigen jungen Männer ausgehoben. Wer nicht mit irgend einem körperlichen Fehler behaftet oder so reich war, daß er einen Stellvertreter herbeizuschaffen vermochte, mußte Vaterland und Heimat, Eltern, Verwandte und Freunde verlassen und der Kriegstrommel folgen, welche Tausende und aber Tausende zum Kampf nach den fernen eisigen russischen Haiden rief.

In Weddin — so wollen wir das Dorf nennen, wo das oben geschilderte Erntefest gefeiert wurde — verbreitete der unerwartete Aushebungsbefehl namenlose Bestürzung. Bis dahin hatten die Bewohner verhältnißmäßig wenig von den Kriegsdrangsalen gelitten — und jetzt sollten sie urplötzlich das Theuerste opfern, was sie besaßen: ihre kräftige, blühende Jugend, die Stütze und die Hoffnung betagter Eltern!

Eine Familie im Dorf theilte indessen nicht die allgemeine Bestürzung: es war der Schulze Riebenow mit Frau und Sohn. Obwohl er seit der Ernennung eines Maire sein Amt verloren hatte, so ward er dennoch von allen Bewohnern des Dorfes aus alter Gewohnheit im Stillen als Schulze betrachtet und auch so titulirt. Er hatte ja Geld, viel Geld — er brauchte die Hand nur auszustrecken und in die wohlgefüllte hölzerne Lade zu langen, welche seine Schätze barg, und sein Sohn war frei.

„Ich kaufe Dich los, Heinrich, und sollt' es mir den letzten Thaler kosten!" sagte er zu seinem Sohn, als er mit der Nachricht heim kam, die so viele Herzen in Verzweiflung gesetzt hatte. „So viel ich aber gehört habe, ist die Summe, für welche ein Stellvertreter zu dingen ist, so gar groß nicht — hoffentlich behalten wir noch eine tüchtige Handvoll Goldstücke übrig!" fügte er mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines reichen Mannes hinzu, den fremdes Weh gar wenig kümmert.

„Da könntest Du vielleicht noch einem oder dem andern armen Teufel aus der Noth helfen!" warf seine Frau hin, die bei all' ihrem Stolz ein gutes Herz besaß.

Vater und Sohn schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Das wäre Zeit!" rief der erstere. „Meinst Du, ich hätte mein Geld auf der Straße gefunden, daß ich's dem ersten Besten nur so mir nichts dir nichts an den Hals werfen sollte? Und wenn mir Jemand zwanzig Procent Zinsen verspräche, ich würd' ihm keinen Pfennig leihen. 'S ist besser, man vergräbt sein Geld, als daß man sich in Kriegszeiten auf Speculationen einläßt, die Einen an den Bettelstab bringen können."

„Um die andern Burschen des Dorfs könnt's mir leid thun, daß sie dem Kalbfell folgen sollen," sagte Heinrich mit schadenfroher Miene; „aber daß Detlev Warnow Pulver riechen muß, das freut mich mehr, als ich's sagen kann!"

„Ha, ha! der Junge meint, er bekäme dann freies Spiel bei Anna!" lachte der Schulze. „Nun, ich kann Dir's nicht verdenken: die Dirne ist gar hübsch und ihr Vater reicher, als die Leute wissen. Ihr Kistenwagen*) wird vier Pferden genug zu schaffen machen." —

Einige Tage später wurden die jungen Burschen von Weddin nach der Mairie beschieden, wo sich die französische Conscriptionscommission versammelt hatte, um nach den vom Maire angefertigten Listen die dienstfähige Mannschaft des Dorfes auszuheben und den verschiedenen Waffengattungen zuzutheilen.

Solch einen traurigen Tag hatte der friedliche Ort noch nicht erlebt. Wo das Auge hinschaute, gewahrte es nur Scenen herzzerreißenden Jammers. Die jungen Männer standen mit bleichem Angesicht finster und schweigend vor der Thür der Mairie und starrten in dumpfem Schmerz zu dem Tisch auf der geräumigen Hausflur hinüber, an welchem die Mitglieder der Aushebungscommission saßen, während die bangen Eltern voller Verzweiflung weinend und klagend hin und her liefen und nicht auf die freundliche Stimme des greisen Pfarrers hörten, welcher Alles aufbot, um sie zu trösten.

---

*) So heißt der Wagen, auf welchem die Mitgift der Braut nach dem Hause des Bräutigams gefahren wird.

Die jungen Burschen wurden nach alphabetischer Reihenfolge ihrer Namen einzeln aufgerufen, und jeder mußte nebst seinen Eltern, Vormündern oder Verwandten an den Tisch der Conscriptionscommission treten, weil der Maire erklärt hatte, daß mehrere dienstunfähig seien und andere von den Ihrigen losgekauft werden sollten. Nachdem der Militairarzt zuerst sein Gutachten abgegeben, ob der Aufgerufene zum Dienst tauglich sei oder nicht, wurden die Eltern befragt, ob ihre Mittel ausreichten, ihrem Sohn einen Stellvertreter zu schaffen — allein unter der ersten Hälfte der Conscribirten war es nur Zweien gelungen, sich auf die eine oder die andere Weise vom Dienst frei zu machen.

Schluchzend und klagend ging eine Familie nach der andern davon; die Reihen der Burschen wurden immer lichter und lichter, und die Gruppen der sie umstehenden Eltern und Verwandten immer kleiner und kleiner.

Da erschallte der Ruf: „Heinrich Riebenow, Sohn des vormaligen Schulzen Joachim Riebenow zu Weddin!“ Und ruhig schritt der reiche Bursche in Begleitung seines Vaters mit stolzer, lächelnder Miene auf die Conscriptionscommissaire zu.

Die Sache war bald erledigt. Als Heinrich Riebenow für dienstfähig erklärt worden war, fragte sein Vater nach der Summe, welche man für einen Stellvertreter verlange, und nachdem man ihm dieselbe genannt, zog er seinen Beutel und legte fünf Reihen blanker Goldstücke auf den Tisch. Die Commission strich dieselben ein, stellte einen Schein aus, daß Heinrich Riebenow für alle Zeiten vom Waffendienst befreit sei, und Vater und Sohn traten

zufrieden lächelnd wieder aus der Mairie und stellten sich im Hofe auf, um den fernern Verlauf der Sache mit anzuschauen.

Auch Christoph Warnow, Detlev's Oheim, ein hagerer Mann mit scharf markirten Zügen und stechenden grauen Augen, hatte sich eingefunden, um zu sehen, wie es seinem Neffen ergehen werde. Mit hohnlächelndem Gesicht lehnte er unweit der Thür an einem Baum und blickte dann und wann verstohlen nach Detlev und dessen alter Mutter hinüber, welche in fieberhafter Aufregung mit gefalteten Händen auf einem Stein zu den Füßen ihres Sohnes saß und regungslos die Herren von der Aushebungscommission anstarrte, die so ruhig und gelassen Hunderten von Menschen das Herz zerrissen. Ihr faltenreiches bleiches Antlitz, dem die silberweißen Haare und die hohe schwarze Mütze ein äußerst ehrwürdiges Ansehen verliehen und aus dem sonst fromme Ruhe und stille Zufriedenheit sprachen, zeigte jetzt einen Ausdruck stummer Verzweiflung.

Detlev dagegen verrieth durch keine Miene den Schmerz, der in seiner Brust tobte, daß er die theure Heimat, Mutter und Geliebte verlassen und vielleicht nie wiedersehen solle; er würde sich lieber das Herz ausgerissen haben, als daß er dem schadenfrohen tückischen Schulzensohn und seinem lauernden Oheim eine Veranlassung zu Spott und Hohn gegeben hätte.

Der Ruf: „Detlev Warnow, einziger Sohn der Wittwe Margarethe Warnow in Weddin!" schreckte Mutter und Sohn endlich aus ihrem starren Schmerz auf.

Detlev schritt groß und stolz auf die Commission zu, und gebeugt und zitternd folgte ihm die Greisin.

„Bei Gott! ein ſtattlicher Burſche!“ ſagte einer der Commiſſaire, ein aus dem Elſaß gebürtiger Major der Infanterie, halblaut zu ſeinem Nachbar, indem er Detlev von Kopf bis zu Füßen maß.

„Der iſt beſſer als drei von den Uebrigen,“ verſetzte der Andre. „Bei dem wird von Loskaufen wohl keine Rede ſein, wie es ſcheint,“ fügte er hinzu, indem er der armen gebeugten Wittwe einen halb mitleidigen Blick zuwarf.

Der Arzt erklärte Detlev ohne Weiteres für dienſtfähig, und als der Major wie zum Ueberfluß darauf die angſtvolle Mutter fragte, ob ſie ſo viel beſitze, um ihren Sohn loszukaufen, trat der Pfarrer herzu und ſtellte der Conſcriptionscommiſſion mit eindringlichen Worten vor, daß die arme alte Frau Hungers ſterben werde, wenn man ihr den einzigen Sohn raube. Ihr Mann ſei ſchon vor achtzehn Jahren geſtorben, und ſeit fünf Jahren vermöge ſie ſich keinen Pfennig mehr zu verdienen. Der Bruder ihres Mannes könne ſie nicht ernähren, da er ſelbſt verarmt ſei; demnach ſei ihr Sohn die einzige Stütze ihres Alters. Der Maire, ein wohlhabender Kaufmann des Dorfes, ſprach ebenfalls ſehr warm zu Gunſten Detlev's und meinte, man könne hier wohl einmal eine Ausnahme machen, da Weddin im Vergleich zu andern Orten faſt die doppelte Zahl von Recruten ſtelle — allein der ſtattliche Wende hatte dem Major zu wohl gefallen, und mit kurzem Ton erwiderte dieſer auf die langen Reden des Pfarrers und des Maire:

„Dergleichen Gründe genügen nicht, um den Aufgerufenen vom Dienſt freizuſprechen. Das Dorf iſt ſo reich, daß es ohne Beſchwerde eine arme Wittwe ernähren kann. Sorgen

Sie dafür, Herr Maire, daß die Bauerschaft die Pflege der Frau übernimmt."

Nach diesen Worten wollte er eben Befehl geben, den nächsten der noch nicht vorgeforderten Burschen aufzurufen, als plötzlich Detlev's Mutter, welche bis dahin keines Wortes mächtig regungslos dagestanden, unsichern Schrittes auf den Major zuwankte, mit zitternden Händen zwei Goldstücke aus der unter ihrer Schürze hängenden tuchenen Tasche hervorzog, dieselben dem Letztern hinhielt und mit angsterstickter Stimme sagte:

„Ach, lieber Herr! nehmt mir meinen Detlev nicht weg! Hier habt Ihr Alles, was ich besitze: ich hatt' es zu meines Sohnes Hochzeit und zu einem ehrlichen Begräbniß für mich aufgespart — aber Gott wird uns ja wohl nicht verlassen! Nehmt das Geld nur, lieber Herr — gebt mir nur meinen Detlev wieder! Ich habe auch noch ein Stück Leinewand zu Hause — ich hab' es selbst gesponnen und gewebt — — wenn Ihr . . . . ."

Sie konnte vor Schmerz nicht weiter reden. Ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen, die beiden Goldstücke entfielen ihrer zitternden Hand, und erschöpft sank sie auf einen hölzernen Schemel, der neben dem Tische stand.

Draußen im Hof erschallte ein halblautes höhnisches Lachen, der Major aber sagte, sichtlich ergriffen, mit theilnehmendem Ton:

„Liebe Frau, um Euren Sohn loszukaufen, müßtet Ihr fünfzig solcher Goldstücke haben! Nehmt Euer Geld nur wieder mit und pflegt Euch in Eurem Alter davon — für Euren Sohn braucht Ihr nicht mehr zu sorgen," setzte er

halblaut mit schmerzlichem Lächeln hinzu, „für den sorgt der Kaiser!“

„Muß ich denn meinen Detlev wirklich hergeben?!“ stieß die Greisin mit gebrochener Stimme hervor, indem sie die irren Blicke von einem Conscriptionsbeamten zum andern gleiten ließ.

„Ich kann Euch nicht helfen, Mütterchen,“ erwiderte der Major. „Euer Sohn muß Soldat werden — gegen das Gesetz dürfen wir nicht verstoßen. Morgen Mittag marschiren die Recruten ab; bis dahin könnt Ihr ihn behalten.“

In diesem Augenblick stürzte auf einmal Detlev's Oheim herein, eilte bleich und verstört einige Schritte auf die Aus=hebungscommission zu, blieb dann aber plötzlich stehen, blickte den Officier und die übrigen Beamten einige Secunden starr an und lief darauf hastig davon.

Detlev, welcher während der ganzen Scene finster vor sich hingeschaut hatte, fuhr beim Anblick seines Oheims, wie von einer giftigen Schlange gestochen, wild empor, faßte seine Mutter am Arm und sagte:

„Komm, Mutter, laß uns heimgehen! Gieb den hart=herzigen Menschen keine gute Worte mehr — ich muß doch Soldat werden! Alle Kugeln treffen nicht, und im Kriege hat schon Mancher sein Glück gemacht. Es wird doch einmal Friede werden, und dann kehr' ich mit meinen Kameraden fröhlich heim!“

Diese Worte, welche mit einer eigenthümlichen Mischung von Stolz und Rührung gesprochen wurden, brachten eine größere Wirkung hervor, als Detlev erwartet hatte. Die

Greisin blickte ihn eine Weile starr an, trocknete dann plötzlich ihre Thränen und murmelte leise vor sich hin:

„Ja, Detlev hat Recht: alle Kugeln treffen nicht! Es sind schon Viele aus dem Kriege wiedergekommen — warum sollte gerade mein Sohn in fremdem Land begraben werden?!"

Der Pfarrer wollte einige tröstende Worte an sie richten, allein sie umfaßte mit der Linken krampfhaft ihres Sohnes Arm, drückte Jenem mit einer abwehrenden Geberde dankbar die Hand und zog Detlev hastig mit sich fort nach ihrem kleinen Häuschen, welches am entgegengesetzten Ende des Dorfes lag.

Die Conscriptionscommission hatte ihre Arbeit bald beendet. Von den noch übrigen sechs Burschen wurde nur einer wegen eines lahmen Arms vom Dienst freigesprochen, die Namen der andern wurden sämmtlich in die Recruten=liste eingetragen. —

Im Dorf war längst Alles still geworden; nur der Märznachtwind ging sausend durch die knospenden Zweige der Weiden, welche die weiten Wiesen umhegten, und der dunkelflutige Fluß rauschte leise an den jungen Frühlings=gräsern hin, welche sich schwellend an das Licht gedrängt hatten. Die schmale Mondsichel war längst hinter den fernen Hügeln der Haide versunken; nur einzelne Sterne, die dann und wann aus den langsam dahinziehenden schwarzen Wolken hervorschauten, warfen einen schwachen Dämmer=schein auf die dunkle Erde, die von holdem Frühlingssonnen=schein und linden Frühlingslüften träumte.

Da schlugen plötzlich die Hunde in den Gehöften unweit des Flusses an. Neben dem kleinen Weidenwald am Ufer

erschien eine dunkle Mannsgestalt, schritt vorsichtig umherspähend eine Strecke stromaufwärts, stieg in einen kleinen Kahn, der unter einem Gebüsche lag, und fuhr, ohne das mindeste Geräusch zu verursachen, noch einige hundert Schritte stromaufwärts bis zu einer kleinen Gruppe von Erlen und Weiden, deren Zweige auf den Wasserspiegel herniederhingen. Hier band der Unbekannte den Kahn an den Stamm eines Baums, ergriff eine kleine Schaufel und arbeitete sich durch das dichte Gesträuch, bis er zu einem großen grauen Stein gelangte. Nachdem er diesen auf die Seite gewälzt hatte, begann er emsig in die Erde zu graben.

Als er eine Tiefe von etwa zwei Fuß erreicht hatte, gab das Schaufeleisen plötzlich einen hellen Klang. Er hielt inne, legte das Werkzeug weg, holte mit der Hand noch etwas Erde heraus und zog endlich einen schweren irdenen Topf hervor, welcher mit einer eisernen Platte bedeckt und ringsum mit starkem Drath bewickelt war. Nachdem er den Deckel etwas gelüftet und in das Gefäß hineingeschaut hatte, warf er das Loch mit zufriedener Miene rasch wieder zu, bedeckte die aufgewühlte Stelle mit Rasen und trockenen Blättern, wälzte den Stein wieder auf die Stelle, wo er gelegen, band den Topf sorgfältig in ein Tuch, trug ihn nebst der Schaufel in den Kahn und fuhr geräuschlos stromabwärts.

Einige Minuten später schlugen die Hunde noch einmal heftig im Dorfe an — darauf ward Alles wieder still, und das Wehen des Märznachtwindes und das Rauschen des Flusses waren die einzigen Laute, welche das Ohr weit und breit zu vernehmen vermochte.

3.

Als die Thurmuhr am folgenden Morgen die elfte Stunde verkündete, wirbelten die Trommeln durch das Dorf: das Signal, daß sich die Recruten vor dem Hause des Maire, wo der Major von der Conscriptionscommission wohnte, zum Abmarsch einfinden sollten.

Die rasselnden Töne gingen wie zweischneidige Schwerter durch Anna's Herz. Sie hatte die letzten vierundzwanzig Stunden in namenloser Angst verbracht und während der Nacht kein Auge geschlossen. Ihre schwache Hoffnung, daß Detlev seiner armen alten Mutter wegen vielleicht vom Dienst freigesprochen werden könne, wie sie vom Pfarrer gehört, war spät am Abend durch die Worte ihres Vaters, welcher ihr den Hergang der Dinge bei der Aushebung kurz erzählte, gänzlich vernichtet worden.

Ihr Vater hatte ihr seit dem Vorfall bei dem Erntefest streng verboten, das Haus von Detlev's Mutter zu betreten, und bis dahin war sie diesem Befehl mit schwerem Herzen nachgekommen — als sie aber jetzt die Trommeln rasseln hörte, stürzte sie kaum ihrer Sinne mächtig dorthin und langte in demselben Augenblick vor der Hausthür an, wo Detlev marschfertig aus dem Stübchen trat.

„Anna!" stieß der Letztere mit schmerzerstickter Stimme hervor, indem er mit der Hand über die Augen fuhr. — „Ich muß Dich und meine Mutter für einige Zeit verlassen," fügte er nach einer Pause hinzu, „aber ich . . . . ."

Er konnte vor Weh nicht weiter reden und wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, welche in seinem Auge

zitterten. Anna aber klammerte sich schluchzend an ihn an und rief:

„Wenn Du nicht wiederkommst, Detlev, so sterb' ich, ehe zwei Jahre vergehen!"

Die greise Wittwe, gestern noch wie gebrochen von Angst und Verzweiflung, bot jetzt einen wunderbaren Anblick dar. Hochaufgerichtet, mit ruhigem, verklärtem Angesicht stand sie da und schaute die von Schmerz überwältigten Liebenden ernst und still an. Seit dem verflossenen Abend war das unerschütterliche Vertrauen in ihr Herz eingezogen, daß Gott ihr den einzigen Sohn nicht rauben werde. Sie hatte, nachdem Detlev längst zur Ruhe gegangen war, noch die uralte Bibel herbeigeholt, um sich Trost aus derselben zu lesen, und das Buch aufschlagend, hatte sie zuerst die Worte des Psalmisten erblickt:

„Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend"
„zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen."

Daß sich ihr Blick zuerst auf diesen Spruch geheftet, war ihr wie eine göttliche Verheißung erschienen, und in der festen Zuversicht, daß ihr Detlev einst unversehrt zu ihr zurückkehren werde, hatte sie sich ruhig schlafen gelegt und die Nacht sanft verschlummert.

„Tröste Dich, liebe Anna," sagte sie jetzt mit freundlich-ernstem Ton zu der Schluchzenden, „Detlev kommt wieder."

„Ja, herzliebe Anna, ich komme wieder!" rief der Letztere, indem er das Mädchen zum Abschied küßte. „Halte mir, was Du mir im vorigen Sommer gelobt hast — dann kann noch Alles gut werden."

Mit den Worten machte er sich sanft von Anna los und reichte seiner Mutter zitternd die Hand zum Abschied.

Die Greisin ergriff diese mit der Linken, legte ihrem Sohn die Rechte auf's Haupt und sagte mit einer Stimme, welche wie die einer Prophetin klang:

„Zieh' hin, Detlev, und sei getrost! Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen!"

Dann winkte sie ihm, rasch fortzueilen, und sich gewaltsam aufraffend, verließ er festen Schrittes das Haus. An der Pforte des kleinen Gärtchens schaute er sich noch einmal nach seiner Mutter und Anna um — dann stürzte er mit wildem Schmerz dem Sammelplatz der Recruten zu.

Von einem Gemälde all der Jammerscenen, welche zwischen den scheidenden jungen Soldaten und deren Eltern und Geschwistern, Bräuten, Verwandten und Freunden vorfielen, würde gewiß jeder fühlende Leser das Auge abwenden — klingt uns doch noch aus den Worten und Weisen der Kriegslieder jener Zeit all das unsägliche Weh von tausend und aber tausend scheidenden Herzen markerschütternd entgegen.

Als der letzte Schlag der Mittagsstunde verhallt war, verließ die kleine Recrutenschaar, von einer Abtheilung französischer Infanterie escortirt, das heimatliche Dorf und marschirte dem nächsten Städtchen zu, wo sie eingekleidet, bewaffnet und eingeübt werden sollte.

Das entsetzliche Wirbeln der Trommeln, welches den Abzug der Recruten verkündete, schreckte Anna aus ihrer dumpfen Betäubung auf, in die sie versunken war, nachdem Detlev von ihr und seiner Mutter Abschied genommen hatte. Sie fuhr hastig empor, drückte der Greisin krampfhaft die Hand und eilte nach ihres Vaters Garten, von

dessen äußerstem Puncte sie einen Theil des Weges überschauen konnte, der zum Städtchen führte.

Einige Secunden hatte sie hier gestanden, als auch der ganze Haufe seitwärts in einiger Entfernung unter Trommelgerassel vorüberzog. Die Recruten sangen vor Schmerz und Verzweiflung eins der damals überall ertönenden Abschiedslieder, dessen Weise einen schneidenden Gegensatz zu dem friedlichen Mittagsgeläut der Dorfglocke bildete, deren Klänge so hell und klar über Wiesen und Felder wehten, als ob nichts vorgefallen sei.

Das Mädchen starrte athemlos den Abziehenden nach. Die lichte Märzsonne beglänzte die blanken Bajonette der französischen Soldaten, welche den Trupp eröffneten und schlossen — es war Anna, als ob jeder Blitz, den die Sonne auf die funkelnden Waffen that, ihr Herz durchbohre. Sie spähte nach Detlev, aber sie vermochte ihn unter all den dunklen und uniformirten Gestalten nicht zu unterscheiden.

Immer dumpfer und dumpfer tönte das Trommelgewirbel, und immer leiser und leiser ward der Gesang. Jetzt verschwand der ganze Haufe hinter dem Weidenwalde. Anna klammerte sich erbleichend an die knospende Gartenhecke, um nicht umzusinken — ihr Auge aber starrte fort und fort in die Ferne. Da blitzten noch einmal Bajonette durch die Zweige — dort tauchten noch einmal zwei hohe dunkle Gestalten auf — — dann noch ein Bajonettblitz und ein halbverwehter Abschiedsruf aus tiefster Brust — — — darauf ward Alles öde und todtenstill.

Ein Schrei der Verzweiflung ertönte von Anna's Lippen, und wie vernichtet wankte sie in's Haus. —

Die Sonne war eben untergegangen, als sich zwei Landleute hastigen Schrittes dem Dorfe näherten. Am Eingang desselben angelangt, sprachen sie eine Weile leise mit einander und eilten dann auf das Haus des Maire zu. Der Jüngere trat hinein und verlangte einen der Herren Conscriptionsbeamten zu sprechen, welche dort wohnten. Es schien, als ob der Maire, dem er seine Bitte vorgetragen hatte, einigen Verdacht gegen den ihm gänzlich unbekannten Mann hege, denn er gab ihm den Bescheid, daß die Herren zu einer so späten Stunde Niemanden mehr vor sich ließen; als der Bauer aber sagte, er komme in der Angelegenheit eines der gestern conscribirten jungen Burschen aus Weddin, so führte er ihn kopfschüttelnd in das Zimmer des Majors, wo sich zufällig auch einer der andern Commissaire befand.

Während der Zeit war auch der ältere Bauer unbemerkt in's Haus getreten und seinem jüngern Begleiter und dem Maire bis vor die Thür des Zimmers nachgeschlichen, in dessen Nähe er sich hinter einem großen alterthümlichen Schrank verbarg, von wo aus er jedes Wort vernehmen konnte, was drüben im Gemach gesprochen wurde.

Als der Maire den beiden Beamten den Wunsch des Bauern, einige Worte allein mit ihnen zu reden, zu erkennen gegeben hatte, eilte er wieder davon, da er mehrere drin= gende Geschäfte zu erledigen hatte; der Major aber trat auf den Landmann zu und fragte:

„Wer ist Er?"

„Ich bin der Halbhufner Heinrich Jevenack aus Belitz und ein Freund Detlev Warnow's, der gestern Nachmittag bei der Aushebung für dienstfähig erklärt worden ist," versetzte der Bauer.

„Was will Er denn von uns, guter Mann?" forschte der Major.

„Ich komme, um Detlev Warnow loszukaufen," erwiderte Jener. „Da seine Mutter die große Summe nicht aufbringen kann, so schieß' ich das Geld vor; er soll dafür fünf Jahre als Großknecht bei mir dienen."

„Er kommt zu spät, guter Freund," entgegnete der Major. „Die Recruten sind bereits heute Mittag abmarschirt."

Kaum hatte der Major diese Worte gesagt, als draußen vor der Thür ein gellender Schrei ertönte.

Die beiden Conscriptionsbeamten schraken zusammen und eilten hinaus, um zu sehen, ob sich irgend ein Unglück ereignet habe. Allein draußen war Alles todtenstill und auf der dämmernden Hausflur kein menschliches Wesen zu entdecken. Der Bauer war ruhig im Zimmer zurückgeblieben.

„Es wird der muthwillige Sohn des Maire gewesen sein," meinte der Major. „Der macht sich mitunter ein Vergnügen daraus, uns auf diese Weise zu erschrecken."

„Mir klang die Stimme tiefer," erwiderte der andre Commissair, indem er nebst dem Major wieder in's Zimmer trat. „Wir wollen hernach drüben zufragen, ob Niemand im Hause verunglückt ist."

Der Letztere wandte sich darauf wieder zu dem Landmann und sagte:

„Ich kann Ihm nicht helfen, lieber Freund — die Recruten sind jetzt längst im Städtchen und werden gewiß schon eingekleidet sein."

„Und wenn das auch nicht der Fall wäre," fuhr der andre Conscriptionsbeamte fort, „Er ist doch zu spät gekommen. Wer einmal auf der Recrutenliste steht, wird nicht wieder

frei gegeben, zumal ein so hübscher Bursche wie der Detlev Warnow."

„Wenn es nöthig ist, geb' ich auch noch zwanzig .... noch fünfzig Thaler mehr, als die Herren gestern gefordert haben," versetzte der Bauer mit zögerndem Ton.

Ueber die Züge des Majors flog ein schmerzliches Lächeln, sein College aber rief in seinem Diensteifer:

„Und wenn Er tausend Thaler auf den Tisch legte, Seinen Freund bekäm' Er doch nicht wieder! Hätte Er gestern zu rechter Zeit die gesetzlich bestimmte Summe gebracht, so würden wir dieselbe haben annehmen und den Detlev Warnow freigeben müssen — jetzt aber ist es zu spät. Einen solchen stattlichen Burschen findet man nicht überall! Mit dem werden wir noch Ehre einlegen!"

Der Bauer schien noch immer nicht die Ueberzeugung gewinnen zu können, daß er wirklich zu spät gekommen sei, denn er machte keine Miene zu gehen, sondern schaute fort und fort den Major an, gleich als ob er aus dessen Munde noch einen mildern Bescheid erwarte.

Der menschenfreundliche Krieger bemerkte das erwartungsvolle Zögern des Bauern, trat zu ihm hinan, klopfte ihm auf die Schulter und sagte mit wehmüthigem Blick:

„Lieber Mann, wir sind keine Kannibalen. Wenn es von uns abhinge, ob Sein Freund Soldat werden sollte oder nicht, so würde Er ihn noch heute Abend zu seiner alten Mutter zurückführen. Da wir aber thun müssen, was Gesetz und Pflicht von uns fordern, so können wir nur sehr selten der Stimme unsres Herzens folgen. Geh' Er jetzt nur," fuhr er sich abwendend fort — „das längere Bitten und Flehen würde uns eben so peinigen als Ihn!"

Der Bauer warf noch einen fragenden Blick auf den andern Commissair, als er aber dessen gleichgültige Amtsmiene gewahrte, wandte er sich nach einer demüthigen Verbeugung zum Gehen.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, schritt der Major eine Weile im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen und sagte, durch das Fenster auf die Dorfflur blickend:

„Ist der kleinere von den beiden Männern, die dort neben einander gehen, nicht der Bauer, welcher so eben bei uns war?“

Der andre Commissair trat an's Fenster und erwiderte, nachdem er den beiden dunklen Gestalten einige Secunden nachgespäht hatte:

„Es scheint so — aber weßhalb schauen Sie den Bauern so scharf nach, lieber Major?“

„Nun, es fällt mir nur auf, daß der Eine den Andern im Weiterschreiten unterstützt,“ entgegnete der Major.“ Die Bauern pflegen selten Arm in Arm zu gehen; wer gelähmt, oder altersschwach oder kränklich ist, bleibt lieber daheim, als daß er sich führen läßt. Mir ahnt, als ob der gebückte Mann dort einen eignen Grund gehabt haben müsse, das Haus zu verlassen. Vielleicht ist er gar Derjenige gewesen, welcher vorhin den Schrei ausgestoßen hat! Wer weiß, welchen Antheil er an dem Schicksal des armen Burschen nimmt!“

Die beiden Bauern schritten langsam einem fernen Gehöfte zu, sprachen noch eine Weile angelegentlich mit einander und verschwanden dann im dichten Märzabenddunkel.

4.

Die Felder hatten bereits größtentheils ihren wallenden Schmuck verloren, und die fröhliche „Auft“ war so eben mit Sang und Klang gefeiert worden, da trat an einem schwülen Sonntagnachmittage ein Abgesandter des Schulzen Riebenow bei dem Vater Anna's, dem Halbhufner Debelin, ein. Der Letztere, ein untersetzter Fünfziger mit vollem, frischem Gesicht, hatte eben seine Mittagsruhe gehalten und saß in der großen kühlen Wohnstube in seinem bequemen Lehnstuhl und rauchte aus seiner Sonntagspfeife; seine Tochter war zu einer im Nachbarhause wohnenden Freundin gegangen.

Debelin hatte kaum einen Blick auf den Eintretenden geworfen, als er auch sogleich wußte, in welcher Angelegenheit dieser komme. Es war der Schneider des Dorfes, Johann Misenitz mit Namen, eine baumlange, dürre Gestalt mit ewig lächelndem Gesicht, welches mehr Sonnenflecke aufzuweisen hatte als sein Schädel Haare, welche letztere überdies von einer so ungewöhnlich lichtblonden Farbe waren, daß man in einiger Entfernung nicht recht wußte, ob der Mann ein Kahlkopf sei oder nicht. Nach uralter wendischer Sitte lag ihm, als einem Mann von der Nadel, die Verpflichtung ob, an schönen Sonntagnachmittagen als Freiwerber im Lande umherzuwandeln und heirathsfähige Burschen und Mädchen in den heiligen Ehestand zu befördern, wofür er dann bei der Hochzeit den herkömmlichen Lohn empfing, nämlich das einträgliche Amt des Mundschenken, welches ihn berechtigte, nach gethaner Arbeit mit einem Teller von

Gast zu Gast zu gehen und die freiwilligen Gaben derselben in Empfang zu nehmen. Mit derselben Geschicklichkeit, womit er ein Kamisol zuschnitt und den rohen Stoffen durch Nadel und Zwirn menschliche Formen verlieh, wußte er auch Eltern=Gemüther zu bearbeiten und zu vereinigen; denn wenn sich zwei wendische Elternpaare über die Ver=lobungsbedingungen, das heißt über die Mitgift der Braut verständigt haben, so wird in der Regel wenig danach gefragt, ob ihre Kinder einander lieben — die Vermögens=verhältnisse geben stets den Ausschlag bei den Heiraths=contracten.

Nachdem Misenitz den begüterten Halbhufner demüthig gegrüßt und einige fabelhafte Redensarten über den Segen Gottes, der rings in Haus und Hof zu spüren sei, mit näselnder Stimme heruntergeleiert hatte — das unerläßliche Vorspiel zu seiner Freiwerberbotschaft — fragte er schlau lächelnd:

„Eure Anna ist ausgegangen, Gevatter?"

„Ja, sie ist drüben bei ihrer Freundin Elisabeth und wird uns nicht stören," erwiderte Debelin, welcher die langen Umschweife nicht liebte; „laßt uns gleich zur Sache kommen."

Der Schneider suchte seinen Gliedmaßen eine würdige Haltung und seinen Gesichtszügen einen möglichst ernsthaften Ausdruck zu geben, schritt einige Mal vor dem Halbhufner auf und ab, wobei sein glatter Schädel hin und wieder in unangenehme Collision mit der niedrigen Decke des Zimmers gerieth, strich sich mit den spinnenbeinartigen Fingern über die flache Stirn, zog ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche und setzte sich mit großer Umständlichkeit an den rothangestrichenen tannenen Tisch, neben welchem Debelin saß.

„Ihr wißt, Gevatter, daß unser Schulze es mit jedem Bauern im ganzen Drawän *) aufnehmen kann," begann der Ehebundstifter mit salbungsvollem Schulmeisterton, „und daß er seinem Sohn Heinrich demnächst seinen Vollhof übergeben will, weil er sich nicht länger mit den widerspänstigen Knechten und Mägden plagen mag. Sintemalen nun Heinrich eine so große Wirthschaft nicht ohne eine Ehefrau regieren kann, so ist es seines Vaters Meinung, daß er sobald als möglich eine tugendsame Gattin in sein Haus führe. Obwohl nun der Schulze schon vor Jahren vortheilhafte Heirathscontracte für seinen Sohn hätte abschließen können, so hat er es doch nicht gethan, weil er diesem gern in allen Stücken seinen Willen lassen und ihm das Mädchen angetraut sehen möchte, was ihm gefiele. Nachdem er nun in Erfahrung gebracht, daß Heinrich ein Auge auf Eure Tochter geworfen, läßt er Euch durch mich einen schönen Gruß sagen und fragen, ob Ihr Eure Anna noch keinem Andern versprochen habt."

„Nein, das hab' ich nicht gethan," versetzte Debelin mit großer Ruhe.

„Nun, dann soll ich Euch fragen, ob Heinrich Riebenow Euch als Schwiegersohn gefallen könne," fuhr der Schneider fort.

Der Halbhufner lüftete die Mütze und erwiderte mit verbindlichem Ton:

„Es ist eine große Ehre für mich, daß der reichste Mann des Dorfes mir solch einen Vorschlag macht."

---

*) Name eines vormaligen wendischen Gaues.

„Da Ihr im Allgemeinen nichts wider die Heirath einzuwenden habt, Gevatter," entgegnete der Mann von der Nadel, „so wollen wir die Sache näher besprechen."

Mit diesen Worten reichte er dem Halbhufner das Papier, worauf genau verzeichnet war, was der Hof des Schulzen mit allen Ländereien, Acker= und Hausgeräth werth sei und über welche Kapitalien der junge Wirth demnächst zu verfügen haben werde.

Debelin las das Güterverzeichniß aufmerksam durch, ging dann zu einem Schrank, nahm ein Papier aus einem alten Buche, händigte es dem Schneider ein und sagte:

„Auf diesem Bogen findet Ihr Alles, was ich meiner Anna als Mitgift zugedacht habe, und ich glaube nicht, daß irgend ein Halbhufner in Drawän seine Tochter besser aussteuern wird. Nehmt das Papier dem Schulzen mit, Gevatter, damit er selbst sieht, wie es um mich steht, und laßt mir das Eurige; wir wollen dann später weiter über die Sache reden. Es wäre mir lieb, wenn Heinrich Riebenow sich noch einige Monate geduldete," fuhr er fort, nachdem die Auswechselung der Papiere erfolgt war; „Ihr wißt ja, daß Detlev Warnow meiner Anna noch immer im Kopf herumspukt. Da ich Detlev früher halb und halb Hoffnung auf ihre Hand gemacht habe, und da sie ja noch immer ganz erbärmlich um ihn weint und klagt, so will ich sie vor der Hand noch mit Heirathsvorschlägen verschonen. Mir ist's sehr gelegen gekommen, daß die Franzosen ihn zum Soldaten gemacht haben; wär' er hier geblieben, ich hätt's am Ende doch nicht über's Herz bringen können, dem armen Burschen, der so schändlich von seinem Oheim betrogen ist, meine Anna zu versagen. Jetzt aber

ist sie gottlob so gut wie frei — denn daß Detlev aus Rußland nicht wieder kommt, ist wohl gewiß. Wenn sie noch eine Zeitlang lamentirt hat, wird sie vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, und ehe der Winter da ist, wird sie ihn vergessen haben. Ich werde sie bei Gelegenheit schon vornehmen und sie nach und nach mit unsern Absichten bekannt machen."

Der Mann von der Nadel erklärte dies für ein sehr löbliches, menschenfreundliches Verfahren, erhob sich von seinem Sitz, nahm seine lächelnde Schneidermiene wieder an und ging nach demüthigem Gruß hoffenden Herzens von dannen. —

In dem kleinen Häuschen, worin Detlev's Mutter wohnte, war es seit dem Tage, an welchem der Letztere Abschied genommen, still wie im Grab geworden. Der Frühling war gekommen und gegangen, dem Frühling war der Sommer gefolgt und auch dieser war fast dahin — die Greisin hatte es kaum bemerkt: sie dachte bei Tag und bei Nacht nur an den fernen Sohn. Stundenlang saß sie vor der Hausthür im kleinen Gärtchen und schaute die blauen und rothen Astern an, welche ihr Detlev sonst immer gepflegt hatte, und wenn die sonnenbeglänzten Blumenkronen sich dann im warmen Sommerwinde zu ihr herüberneigten, da sprach sie leise vor sich hin:

„Detlev denkt jetzt auch gewiß an mich und an meine arme Hütte mit dem kleinen Blumengarten!"

Manchmal, wenn sich bereits dunkle Dämmerschatten auf die grünen Wiesen am Fluß herabgesenkt hatten und das Abendroth hinter dem Weidenwald am Dorf verglühte, kam Anna zu ihr geschlichen, und Beide redeten dann bis

tief in die Nacht von ihrem Detlev und von dem Tage, wo er fröhlich heimkehren werde. Das verlassene Mädchen weinte bei diesen Gesprächen stets heiße Thränen und rief, von bängster Ahnung erfüllt:

„Ach! wenn er nur auch gewiß wiederkommt! Die Recruten sind nun bald ein halbes Jahr fort, und Niemand hat etwas von ihnen gehört!"

Und dann erzählte sie der Wittwe mit gepreßter Stimme, welche unheilverkündende Gerüchte in Betreff des russischen Feldzuges im Dorfe umliefen. Bald sollte eine große blutige Schlacht vorgefallen und bald ein ganzes französisch-deutsches Armeecorps gefangen genommen worden sein; bald hieß es, die Hälfte des Heeres sei aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen, und bald flüsterte man sich zu, die französischen Generäle hätten beschlossen, daß kein Mann von den deutschen Truppen das Vaterland wiedersehen solle.

Die Greisin aber wußte das bange Mädchen stets zu trösten.

„Im Kriege geht es zwar grausam her, und die Rosen, auf denen die Soldaten wandeln, sind die blutigen Haiden," sagte sie, „aber wer dem Höchsten vertraut, den wird der Herr mit seinen Fittichen decken; der braucht nicht zu erschrecken vor dem Grauen des Nachts und vor den Pfeilen, die des Tages fliegen."

Das unerschütterliche Vertrauen der greisen Mutter flößte der Zagenden zwar für eine Weile neue Hoffnung und neuen Lebensmuth ein; wenn Anna aber wieder einsam in ihres Vaters Hause saß oder draußen in Feld und Garten ihren ländlichen Geschäften nachging, da überkam sie oft ein so bittres Weh, daß sie sich den Tod wünschte.

Ueber Mangel hatte die verlassene Wittwe nicht zu klagen. Auf Befehl des Maire verabfolgte ihr die Dorfschaft wöchentlich eine bestimmte, zu ihrem Unterhalt hinreichende Summe. Außerdem empfing sie zu wiederholten Malen ansehnliche Geschenke von unbekannter Hand, ohne daß sie auch nur die geringste Ahnung hatte, von wem dieselben herrühren könnten.

Eines Abends — es war zu Anfang des September — saß die Greisin einsam in ihrem Stübchen. Dorf und Wald und Wiesen deckte ein tiefes herbstliches Dunkel. Von den fernen Hügeln der Haide wehte der kräftige Duft der Föhrenwälder herüber, und der kühle Nachtwind spielte träumerisch um die schlanken Stockrosenstauden im kleinen Gärtchen, auf deren brennendrothe Blüthen das klare Lampenlicht aus dem Stübchen seltsamen Schein warf. Am Himmel wanderten die dunklen Wolkenheere in stillem Zuge gen Osten — kaum daß dann und wann ein bleicher Stern aus den finstern Massen hervorglänzte.

Die Wittwe saß gedankenvoll im hohen Lehnstuhl neben dem weißgescheuerten Tisch von Lindenholz, auf dem die aufgeschlagene Bibel lag, und blickte unverwandt nach der Wand gegenüber, wo ihres Sohnes Sonntagshut hing.

Da öffnete sich leise die Gartenthür, und die dunkle Gestalt eines großen, etwas gebeugten Mannes schritt lautlos zwischen den schmalen Blumenbeeten auf das erhellte Fenster zu und schaute in das stille Stübchen. Der Anblick der trauernden Mutter schien den Unbekannten heftig zu bewegen, denn er fuhr sich mit der Hand über die Augen, lehnte die Stirn an die trüben Scheiben und starrte regungslos

auf das halbabgewandte bleiche Antlitz der Greisin, die wie ein steinernes Bild in ihrem Lehnstuhl saß.

„Gott vergebe mir, was ich gethan habe!" sprach der Mann mit leisem, schmerzlichem Ton; „ich werd' im Leben und im Tode keine Ruhe davor finden!"

Das Lampenlicht beglänzte bei diesen Worten zwei helle Thränen, die langsam über die hagern, gebräunten Wangen rollten.

Endlich regte sich die Wittwe; der Unbekannte fuhr zusammen, warf noch einen Blick in das stille Gemach und eilte darauf lautlosen Schrittes von dannen.

Fern im Dorf ward noch beim Schein der Lampen und Laternen gedroschen, und aus der benachbarten Schenke schallten noch fröhliche Liederklänge herüber, aber allgemach verhallten auch diese Laute und endlich erstarben sie ganz. Ein Licht nach dem andern erlosch, und ein müdes Haupt nach dem andern entschlummerte im kleinen Kämmerlein — nur die Lampe der einsamen Wittwe warf noch fort und fort ihren Schein auf die brennendrothen Stockrosen am Fenster.

Als nun Alles rings um die Greisin so todtenstill geworden war, da wollte eine leise Reue ihr Herz beschleichen.

„Warum hab' ich nicht Alles verkauft, was ich besitze, und von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf gebettelt!" sprach sie, die Hände faltend, mit zitternder Stimme, indem sich ihr Auge mit Thränen füllte. „Ich hätte dann vielleicht doch so viel zusammengebracht, um meinen Detlev loskaufen zu können! Jetzt sitz' ich hier wie sonst ruhig in meinem Stübchen, mein Sohn aber liegt vielleicht . . . . ."

Sie fuhr sich hastig mit der Hand über die Augen, richtete sich hoch im Lehnstuhl empor und rief dann mit fester Stimme, während ein leiser Freudenstrahl über ihr bleiches Angesicht flog:

„Nein, nein! er muß wiederkommen! Hier steht es ja: „„Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen!““

Und heitern Blickes erhob sie sich von ihrem Sitz, ergriff die Lampe, schritt in ihr kleines Kämmerchen und begab sich zur Ruhe.

Die dunklen Wolkenheere aber wanderten rastlos in stillem Zuge gen Osten.

5.

Sausend ging der Octobernachtwind durch den halb entblätterten Weidenwald, da verließ ein Trupp kräftiger Männergestalten in größter Stille das schlafende Dorf und lenkte die Schritte dem in einiger Entfernung vom Ort auf einer kleinen Anhöhe liegenden Friedhof zu. Jeder trug irgend ein Werkzeug oder Geräth in der Hand; Dieser einen Spaten, Jener einen Hebebaum, der Dritte ein Brech=eisen, Hammer und Zange, der Vierte ein Bund Stricke, der Fünfte eine unangezündete Laterne, u. s. w.

Als die etwa sieben Männer zählende Schaar die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begannen die vier Letzten leise mit einander zu sprechen.

„Wer hätte glauben sollen, daß unser reicher Schulze solches Unglück und solchen Schimpf in seiner Familie erleben werde!“ sagte der Eine.

„Ja, Geld und Gut schützt dagegen nicht!“ meinte der Andre.

Woher weiß man die Sache denn?“ fragte der Dritte.

„Die Frau Schulze hat es gestern unter vielen Thränen ihrem Mann gestanden, daß ihr Sohn Johann, der ältere Bruder Heinrichs, welcher vor anderthalb Jahren gestorben ist, ein Doppelsauger *) sei,“ erwiderte der Erste. „Sie hat bis dahin nicht an das „Nachsaugen“ glauben wollen, trotzdem daß ihre beiden Töchter nach einander ihrem ersten Sohn in's Grab gefolgt sind. Da jetzt aber die Reihe an ihren letzten Sohn kommt, so hat sie nicht länger schweigen können.“

„Das ist die Strafe für ihren Hochmuth!“ sagte der Zweite. „Der Schulze und seine Frau haben immer über

---

*) So nennt der Wende die Vampyre, obwohl er sich das Einwirken derselben gewöhnlich anders vorstellt. Unter den Wenden herrscht nämlich der Glaube, daß ein zweimal entwöhntes Kind, wenn es in spätern Jahren stirbt, im Grabe die Kraft behalte, mit den unverwesenden Lippen die fleischigen Theile der eigenen Brust aufzusaugen und dadurch zugleich seinen nächsten Angehörigen einem nach dem andern die Lebenskraft zu entziehen. Ist es vor der Bestattung versäumt worden, bei einem Doppelsauger die üblichen, zum Theil höchst seltsamen Schutzmittel gegen dessen verderbliche Einwirkung in Anwendung zu bringen, so wird derselbe in aller Stille bei Nacht auf die weiter unten geschilderte Weise vernichtet. — Der Glaube an Doppelsauger ist noch heutiges Tages stark verbreitet — wie denn die Wenden überhaupt an alten Sitten und Gebräuchen, Vorurtheilen und abergläubischen Meinungen mit großer Hartnäckigkeit festhalten — und ein dem nachstehenden ganz ähnlicher Fall ist erst vor einigen Jahren vorgekommen.

unſern Glauben gelacht und jetzt werden ſie's ſelber gewahr, daß man mit ſolchen Dingen keinen Scherz treiben darf."

„Ja, ja, Heinrich ſieht ſchon entſetzlich elend aus!" bemerkte der Dritte. „Wenn dem Doppelſauger nicht bald geſteuert wird, ſo kann der Schulze ſich nur drauf gefaßt machen, daß ſein Hof an fremde Leute kommt."

„Heinrich Riebenow hat ſich in der letzten Zeit ſo über die ſchnöden Worte geärgert, welche ihm Anna Debelin auf der vorigen Auſt geſagt haben ſoll," bemerkte der Vierte, „daß ſein elendes Ausſehen am Ende von ſeiner Liebe und ſeinem Grimm gegen ſie herrührt. Das Mädchen kann ihren Detlev noch immer nicht vergeſſen."

„Ach, ſchwatz' doch kein dummes Zeug!" rief der Erſte. „Wer hat jemals gehört, daß ein Menſch bei gutem Eſſen und Trinken ſo zuſammenfällt wie Heinrich Riebenow, wenn nicht 'was Andres dahinter ſteckt?"

„Ja, ja — gegen den Doppelſauger hilft kein Doctor!" ſagte der Zweite.

„Wenn's mit rechten Dingen zuginge, weßhalb iſt denn die Aelteſte zuerſt geſtorben?" fuhr der Erſte fort. „Dreiviertel Jahre nach Johann's Tode ſtarb die ältere und acht Monate darauf die jüngere Schweſter, und jetzt, nachdem ſeine drei älteſten Geſchwiſter begraben ſind, fängt auch der jüngſte Bruder, welcher bis dahin ganz friſch und geſund geweſen iſt, an zu kränkeln — — geht das mit rechten Dingen zu, frag' ich?"

„Der Doctor hat aber doch geſagt, daß Heinrichs Schweſtern an der Auszehrung geſtorben ſeien," warf der Vierte ein.

„An der Auszehrung!“ wiederholte der Erste spöttisch. „Das leugnet ja Niemand — es fragt sich nur, was oder wer an ihrem Leben „gezehrt“ hat! So'n Doctor weiß immer gleich einen Namen für 'ne Krankheit, wenn er aber sagen soll, woher sie kommt, da kratzt er sich hinter'm Ohr, räth hin und her und muß am End' gestehen, daß er nicht klüger ist als andre Leute!“

„Und oft nicht einmal so klug!“ sagte der Dritte.

„Das mein' ich auch!“ fügte der Zweite hinzu. „„„Ein Bauer und ein Doctor wissen mehr als ein Doctor allein,““ pflegen die Leute zu sagen, und wer gute Augen und Ohren hat, kann das alle Tage gewahr werden.“

„Da der Doctor den Heinrich nicht kuriren kann, so wollen wir's heute Nacht thun,“ sagte der Erste, „und ich steh' Euch dafür, wir kuriren ihn aus dem Grunde.“

Unter diesen Gesprächen hatten die sieben Männer den Friedhof erreicht. Da der Letztere von einer ziemlich hohen Mauer umgeben und die an der westlichen Seite befindliche Pforte verschlossen war, so kletterten sie nach einem vergeblichen Versuch, die Thür mit einem Nachschlüssel zu öffnen, über die Einfriedigung und schritten der östlichen Seite des Friedhofs zu, wo mehrere hohe Linden standen.

„Hier ist mein Erbbegräbniß,“ sagte der Vorderste der kleinen Schaar — es war der Schulze Riebenow selbst — mit tonloser Stimme, indem er auf einige schwarze Kreuze deutete, welche sich unter den Zweigen der Linden erhoben.

Der Trupp machte Halt. Nachdem einer der Männer mit Stahl und Stein Feuer angeschlagen und die Laterne angezündet hatte, hielt er diese gegen die Kreuze, und ein

Andrer bemühte sich, die in dieselben eingehauenen Namen zu entziffern.

„Was sucht Ihr denn so lange?" rief ein Dritter, ein Vetter des Schulzen. „Dies ist Johann's Grab; seine Schwestern liegen zu seiner Rechten, und sein Großvater, seine Großmutter und sein Oheim zu seiner Linken."

„Bei Nacht kann man sich leicht irren," entgegnete ein Vierter. „Die Gräber sind nach der Beerdigung der jüngsten Schwester Johann's alle neu mit Rasen belegt, so daß eins aussieht wie das andre — wir müssen uns an die Grabschrift halten."

„Aber es wäre ja möglich, daß die drei neusten Kreuze falsch gestellt sind!" meinte ein Fünfter.

„Das ist auch geschehen," sagte der Schulze, nachdem er die Namen gelesen hatte. „Margarethens und Katharinens Kreuze sind verwechselt. Johann's Kreuz steht auf dem richtigen Grabe."

Diesen Worten folgte ein ängstliches Schweigen.

„Wenn zwei Kreuze verwechselt sind, kann es auch mit den übrigen geschehen sein," hob endlich der greise Nachbar des Schulzen an. „Wißt Ihr es ganz gewiß, daß dies das Grab Johann's ist? Wir sind ja Alle bei der Beerdigung Eurer Kinder gewesen — aber wer denkt in einer solchen Stunde daran, die Gräber zur Rechten und zur Linken zu zählen!"

„Ja, ich weiß es ganz gewiß," erwiderte Riebenow nach einigem Nachsinnen.

„Ich weiß es eben so gewiß," versetzte sein Vetter.

„Nun, dann laßt uns in Gottes Namen drauf los graben!" rief der Nachbar des Schulzen.

Und sogleich griffen vier Männer zu Spaten und Schaufel und begannen die schaurige Arbeit.

Wäre ein fremder Wandrer zu dieser Stunde neben dem einsamen Friedhof vorübergegangen und hätte das Treiben der schweigenden dunklen Gestalten gesehen, auf welche das düster brennende Licht der Laterne dann und wann einen unheimlichen Schein warf — ihm würde vor Grausen das Blut in den Adern erstarrt sein.

Der Schulze lehnte mit gebeugtem Haupt an einer der Linden und schaute stieren Blickes in die Gruft seines ältesten Sohnes, den er vor allen seinen Kindern geliebt hatte und den er nun in einem so entsetzlichen Zustande wiedersehen sollte. Sein Hut war zu Boden gefallen, und der Octobersturm, der durch die halbentblätterten Lindenzweige sauste, wühlte grimmig in seinem flatternden grauen Haar. Die kleine uralte Kapelle in der Mitte des Friedhofes, in welcher vor Zeiten der Gottesdienst bei Beerdigungen gehalten worden war und in der man nach der Erbauung einer Kirche im Dorf nur noch die Bahren und Schaufeln aufbewahrte, lag unheimlich beleuchtet jenseit der Linden da, und ein zerbrochenes Fenster schlug bei jedem Windstoß mit schrillem Laut gegen die halbverwitterte Mauer.

„Halt!“ rief da plötzlich der greise Nachbar des Schulzen, und sogleich stellten die Männer das Schaufeln ein.

Man hatte den Sarg erreicht. Jener sprang darauf vorsichtig in die Gruft, schaufelte die noch darin befindliche Erde fort und schlang mit Hülfe eines kurzen Hebebaums um jedes Ende des Sarges ein starkes Seil. Einige Minuten später stand der Letztere auf der Oberfläche der Erde und bald flog der Deckel zur Seite.

Der Schulze stieß einen Schrei aus und stürzte näher hinzu.

Einige Secunden herrschte ein tiefes Schweigen, und Alle starrten athemlos auf den Todten, dessen Haupt auf die Brust gesenkt war.

„Habt Ihr wohl gesehen, wie sich der Kopf bewegte, als der Sargdeckel abgenommen wurde?“ flüsterte Einer.

„Ja, ich hab' es wohl bemerkt!“ entgegnete eine andre Stimme.

„Aber der Mund scheint ja längst verwes't zu sein,“ sagte der Vetter des Schulzen, indem er die Laterne ergriff und dieselbe dicht an das Kopfende des Sarges hielt.

„Nun, sein Geschäft ist ja auch beinahe gethan!“ rief eine Stimme. „Seht nur das Todtenkleid an! Ist es nicht auf der Brust ganz verschoben?“

„Das viele Reden ist hier ganz unnütz,“ sagte der Nachbar des Schulzen. „Mag Johann ein Doppelsauger sein oder nicht — wir haben ihn einmal ausgegraben und wollen ihm jetzt auch thun, was sich gehört.“

Damit ergriff er den neben ihm liegenden Spaten und stieß, während sich der Schulze mit einem eisigen Schauder abwandte, dem Leichnam mit einem kräftigen Stoß das Genick ab.

„Geschrieen hat er nicht!“ flüsterte er dann dem Vetter des Schulzen zu. „Als ich vor dreißig Jahren meinen Bruder ausgrub — o, der stieß einen jämmerlichen Schrei aus, daß es mir durch Mark und Bein ging.“

„Alle Doppelsauger schreien auch nicht!“ bemerkte eine Stimme.

„Unsere Arbeit ist gethan," sagte der Nachbar des Schulzen nach einer Pause, indem er den Deckel wieder auf den Sarg legte und ihn mit einigen Nägeln darauf befestigte; „Gott wird für das Uebrige sorgen. Dieser hier kann seinem Bruder nun wenigstens nichts mehr an= haben."

Eine Viertelstunde später wölbte sich der Grabhügel rasenbedeckt wie vordem wieder über dem Sarge, und nur die ringsumher auf dem Grase zurückgebliebenen Klümpchen schwarzer Erde verriethen, was geschehen war.

Als die Morgenstunde vom Thurme hallte, langte der kleine Trupp wieder im Dorf an, und Jeder schlich sich in größter Stille in sein Haus. —

Der Halbhufner Debelin pflegte im Herbst allwöchentlich ein= oder zweimal nach dem nächsten Städtchen zu fahren, um dort einen Theil des eingeernteten Getreides zu ver= handeln und für das gelöste Geld verschiedene Lebensbedürf= nisse einzukaufen. Sonst hatte es seiner Tochter Anna stets ein großes Vergnügen gewährt, ihn zu begleiten; seitdem Detlev aber auf seinem Marsch nach Rußland desselben Weges gezogen war, hatte sie den freundlichen Ort gemieden — ihr Schmerz würde beim Anblick der alten wohlbekannten Straßen, die sie so manches Mal mit dem Geliebten durchwandelt, mit doppelter Stärke in ihrer Brust erwacht sein. So blieb sie denn während der Abwesenheit ihres Vaters daheim und führte die Aufsicht über Haus und Hof.

Als sie eines Abends nach vollbrachtem Tagewerk um die Dämmerung wieder einmal allein in dem großen wohl= geheizten Wohnzimmer saß — es war schon tief im Herbst —

und auf die Rückkehr ihres Vaters wartete, öffnete sich plötzlich die Thür, und Heinrich Riebenow trat herein.

Anna sprang heftig erschrocken auf und blickte den Eintretenden forschend an — sie hatte keine Schritte draußen vernommen und auch die Hausthür nicht knarren hören.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, Anna — ich bin es," sagte der Sohn des Schulzen mit seltsam gepreßter Stimme. „Vor Zeiten bin ich ja jeden Abend hierhergekommen — haben wir doch als Kinder stets zusammen gespielt — so wirst Du mir es gewiß nicht verübeln, wenn ich nach langer Zeit endlich einmal wieder von meinem alten Recht Gebrauch mache."

Der ungewöhnlich sanfte, fast wehmüthige Ton, womit er diese Worte sprach, fiel dem Mädchen auf, und eine Art von Mitleiden erwachte in ihrem Herzen. Sie dachte an das Gerede der Leute, welche sich heimlich einander zugeflüstert, daß Heinrich Riebenow binnen Jahresfrist sterben werde; und als er jetzt so mit gesenktem Haupt vor ihr stand und sie trotz der Dämmerung gewahrte, wie eingefallen und bleich seine Wangen waren, nahm sie sich vor, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden und so freundlich als möglich mit ihm zu reden.

„Meines Vaters Haus hat Dir immer offen gestanden, Heinrich," erwiderte sie, indem sie ihm einen Stuhl hinschob.

„Eure Herzen aber waren verschlossen!" entgegnete Jener halb wie für sich mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Der Vater muß bald von der Stadt heimkommen," sagte Anna nach einer ängstlichen Pause; „er ist schon vor Tagesanbruch fortgefahren."

Der Sohn des Schulzen beachtete Anna's Worte nicht. Er starrte düster vor sich hin und schien über irgend einen Plan nachzusinnen.

„Wie geht es Deinen Eltern, Heinrich?" fragte das Mädchen nach einem abermaligen bangen Schweigen.

Der Gefragte fuhr wie aus einem Traum empor, blickte Anna eine Weile groß an und versetzte:

„O, mir geht es gut — sehr gut! Ich war vor einiger Zeit recht krank, — mir kam es wenigstens so vor, obgleich die Leute mich auslachten — — jetzt bin ich aber wieder ganz frisch und gesund."

Anna trat an's Fenster und spähte in's dämmernde Dorf hinein, ob ihr Vater noch nicht komme; es ward ihr unheimlich in der Gesellschaft des anscheinend irre redenden Menschen.

„Hast Du schon Nachricht von — von Detlev erhalten, Anna?" fragte Jener nach einer minutenlangen Pause zögernd mit leiser Stimme.

Das Mädchen machte eine heftige Bewegung und wollte das Zimmer verlassen, besann sich aber gleich darauf eines Bessern und erwiderte mit mühsam erzwungener Ruhe:

„Nein — ich habe noch keine Nachricht von Detlev erhalten."

„Und seine Mutter hat auch nichts von ihm gehört?" forschte Heinrich in sichtlicher Spannung weiter.

„Auch sie weiß nichts von ihm," lautete die Antwort.

Der unheimliche Besucher versank wieder in Nachdenken. Sein Haupt war vornüber geneigt, aber seine Blicke irrten unstät von einem Gegenstand zum andern und hefteten sich endlich auf Anna's Antlitz, dessen Züge er bei dem letzten

bleichen Schein des Abendrothes, der durch's Fenster fiel, ziemlich deutlich gewahren konnte.

„Anna — willst Du mich eine Minute ruhig anhören?" fragte er endlich, sich langsam emporrichtend.

„Rede," versetzte das Mädchen mit heimlichem Bangen.

„Sieh', Anna, ich bin Dir von Jugend auf immer gut gewesen und habe Dir niemals ein böses Wort gesagt, obwohl Du mich gar oft schnöde behandelt und verspottet hast," hob Jener mit gepreßter Stimme an. „Ich hoffte von Tage zu Tage, daß Du freundlicher gegen mich werden solltest — aber das geschah nicht — — Du wichst mir überall aus und sprachst und gingst und tanztest nur mit Detlev Warnow. Er ist nun fort, Anna — Niemand hat etwas von ihm gehört — — er ist gewiß in der Schlacht gefallen und . . . . ."

Anna wollte ihn unterbrechen, er aber sprang auf und fuhr mit bittendem Tone fort:

„Ich thue Dir vielleicht weh', Anna — ich weiß, Du hast Detlev sehr lieb gehabt — aber ich kann nicht länger schweigen — — ich gehe sonst zu Grunde! Sage mir, daß Du später — über's Jahr oder über zwei Jahre freundlich gegen mich sein und mir nicht entgegen sein willst, wenn ich Deinen Vater um Deine Hand bitten lasse, so will ich fröhlich heimgehen und all' die harten Worte vergessen, die Du mir gesagt hast. — Wende Dich nicht von mir ab, Anna," fuhr er nach einer Pause mit steigender Aufregung fort, „ich bin unglücklicher, als ich es Dir sagen kann! Ich habe Dir ja Zeit genug gelassen, Detlev zu betrauern — jetzt mußt Du mir eine Antwort geben, ob Du mir gut sein kannst oder nicht. Sieh', ich will Dir ja

auch Alles zu Liebe thun, was ich Dir an den Augen absehen kann! Du sollst in Sammt und Seide gehen und vom Morgen bis zum Abend keine Hand zur Arbeit rühren — mein Vater hat viel, sehr viel Geld, mehr als Du denkst!"

„Und Detlev's Mutter hatte nicht einmal so viel, um ihren Sohn frei zu kaufen!" sprach Anna mit thränenerfülltem Blick leise vor sich hin. Dann wandte sie sich rasch zu dem Sohn des Schulzen und sagte mit sanftem, aber entschiedenem Ton:

„Ich kann Dir nichts Andres antworten, Heinrich, als was ich Dir schon vor Jahren auf Deine Fragen geantwortet habe: ich kann Deine Frau nicht werden, da ich Detlev das feierliche Versprechen gegeben, keinen Andern zu heirathen, es komme, wie es wolle."

Der Sohn des Schulzen fuhr heftig auf, und über sein zuckendes Gesicht flog ein Ausdruck wilden Schmerzes.

„Anna! ist es Dir denn nicht möglich, mir ein einziges freundliches Wort zu gönnen!" rief er wie verzweifelnd aus.

„Laß uns in Frieden scheiden, Heinrich," erwiderte Anna nach einer Pause. „Du kannst jeden Augenblick das reichste und schönste Mädchen im ganzen Drawän zur Frau bekommen und wirst mich bald vergessen, wenn Du erst einmal verheirathet bist. Ich aber kann und will dem armen Detlev das Wort nicht brechen, das ich ihm gegeben habe, und risse man mir gleich das Herz aus dem Leibe!"

„Soll ich mit dieser Antwort von Dir gehen?!" stieß Heinrich mit bebender Stimme hervor.

„Ich habe keine andre als diese," erwiderte das Mädchen.

„Du hast keine andre?!“ schrie der Verschmähte zähneknirschend mit funkelnden Augen, indem er krampfhaft die Hände ballte. „Nun dann sei Gott uns Beiden gnädig!“

Und vor Wuth kaum seiner Sinne mächtig stürzte er von dannen.

6.

Eine wendische Wirthshausstube in einem kleinen Dorf ist ein seltsames Institut. Wer ländliche Originale sehen und wendische Charactere studiren will, der findet zu gewissen Zeiten dort hinreichend Gelegenheit dazu, namentlich an langen Winterabenden, wo einzelne ältere Männer, die keine Lust oder kein Geschick haben, an der allgemeinen Winterbeschäftigung der weiblichen und männlichen Bevölkerung, dem Spinnen, theilzunehmen, sich häufig in der Schenke zusammenfinden und hier im dichtesten Tabaksqualm bei braunem und „blondem“ Bier die Dorf- und Weltangelegenheiten besprechen. Es vergeht freilich allabendlich immer erst einige Zeit, ehe die Geister des Biers und Branntweins die Zungen lösen; sind diese aber einmal entfesselt, so werden die Lungen nicht geschont.

Christoph Boichevitz, der wohlbeleibte Eigenthümer eines kleinen Wirthshauses in dem Weddin zunächst liegenden Dorfe, stand etwa acht Wochen nach der zuletzt geschilderten Scene zwischen Anna Debelin und dem Sohn des Schulzen am Fenster seines noch ganz stillen Schenkzimmers und schaute verlangend nach seinen Stammgästen aus.

Endlich erschien einer der Ersehnten, wünschte dem tonnenähnlichen Ganymed mit classischer Ruhe einen guten

Abend, forderte ein Glas Bier, setzte sich, von bläulichen Dampfringeln umschwebt, auf den ihm zukommenden Platz am Fenster und sagte kein Wort.

Als Boichevitz das Verlangte vor ihn hingestellt und einige Bemerkungen über das unvernünftige Schneegestöber gemacht hatte, auf welche Jener nichts erwiderte, weil er vollkommen derselben Ansicht war, trat ein andrer Stammgast ein, fertigte Beide mit einem einzigen „Guten Abend!" ab, ließ sich auf seinen Platz in einem Winkel des Zimmers nieder, verschanzte sich hinter undurchdringliche Tabakswolkenmassen, hörte eine Weile dem Monolog des Mannes von der Tonne zu, forderte dann ein Glas Branntewein und versank in tiefes Nachdenken.

Nachdem das Schenkzimmer in derselben Weise noch von drei bis vier andern Stammgästen bevölkert worden war, entspann sich endlich eine Art von Gespräch zwischen dem Wirth und einem der schweigsamen Zecher, an welchem sich nach und nach wechselsweise Alle betheiligten, da Jeder eine verschiedene Ansicht in Betreff der von Boichevitz aufgeworfenen Frage hegte, welche Richtung der neu anzulegende Weg nach Weddin nehmen solle.

Der Eintritt des Halbhufners Debelin und des Schulzensohnes Heinrich Riebenow aus Weddin, welche von dem nächsten Städtchen kamen und von denen der Erstere ein Geschäft mit dem Wirth abzumachen hatte, gab dem Gespräch plötzlich eine andre Wendung.

„In der Stadt sind wieder schlimme Nachrichten angekommen," sagte Debelin mit wichtiger Miene. „Die Franzosen haben auf ihrem Rückzug aus Rußland eine furchtbare Menge Menschen verloren. Vor ein paar Wochen trugen

sich die Leute schon mit allerlei dunklen Gerüchten, an welche damals Wenige glauben wollten, die nun aber doch wohl wahr sein müssen. Ganze Regimenter sollen erfroren umgesunken und Tausende aus Mangel an Lebensmitteln verhungert sein."

Diese Worte versetzten die kleine Zecherschaar in eine fieberhafte Aufregung.

„Von wem habt Ihr das gehört?" — „Was ist aus unsren Recruten geworden?" — „Wo sind die Franzosen denn jetzt?" — „Ist noch Keiner zurückgekommen?" — „Erzählt uns Alles, was Ihr wißt!" fragten und riefen Alle durcheinander, indem sie näher zusammenrückten und den beiden Ankömmlingen neugierig in's Gesicht starrten.

„Ich kann Euch nichts weiter erzählen," erwiderte Debelin, „ich bin nur einige Minuten in dem Gastzimmer in der Stadt gewesen, wo mehrere Leute vor den Zeitungen saßen und sich über die darinstehenden Nachrichten unterhielten. Geduldet Euch nur noch eine Weile; gleich wird der Pferdehändler Jerneik, welcher Pferde in Weddin kaufen will, hier vorsprechen. Er kommt direct von Berlin und weiß gar viel zu erzählen. Ich bin ihm auf der Straße begegnet und habe versprochen, ihn hier zu erwarten."

„Giebt's denn wieder Krieg in Deutschland?" fragte einer der Gäste. „Wenn der große Jerneik Pferde kauft, da kann man immer drauf wetten, daß es irgendwo bald wieder losgeht!"

„Das kann nicht fehlen," meinte ein Anderer. „So lange die Franzosen noch in Deutschland sind, giebt's keine Ruhe."

Ein starkes Pferdegetrappel auf dem Hofe verkündete den Neugierigen nach einiger Zeit, daß der Ersehnte angekommen sei. Eine Minute später erschien der Letztere auch und zwar in Begleitung eines jungen Mannes von militairischer Haltung, welcher sehr bleich und leidend aussah.

Der Pferdehändler, ein hochgewachsener, breitschultriger Vierziger mit wettergebräuntem Gesicht, ward sogleich von allen Seiten bestürmt, seine wichtigen Nachrichten zum Besten zu geben; allein er schob die Ungestümen lachend zur Seite, deutete auf seinen Begleiter und sagte, sich behaglich am Tische niederlassend:

„Wenn Ihr etwas wissen wollt, so fragt Diesen hier — der kommt direct aus Rußland und kann von Krieg und Kriegsnoth nachsagen."

„Aus Rußland?!" riefen Alle wie aus einem Munde, fuhren von ihren Stühlen und Bänken empor, drängten sich um den bleichen Fremden und stießen eine Menge verworrener Fragen hervor.

„Ja, ja — aus Rußland!" betheuerte der Pferdehändler. „Gönnt ihm nur eine Weile Ruhe, dann wird er Euch mehr erzählen, als Eure einfältigen Köpfe zu fassen vermögen!"

Der Sohn des Schulzen, welcher bis dahin kein Wort geredet hatte, trat jetzt mit freundlicher Miene zu dem Unbekannten, zog ihn an den Tisch, wo er saß, befahl dem Wirth, ein Glas vom Besten für den „Herrn Soldaten" zu bringen und sagte zu diesem:

„Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, Eure Schicksale vielleicht zum hundertsten Mal zu erzählen — es wird Euch nicht gereuen! Fast ein Jeder unter uns hat einen

Verwandten oder einen Freund im französischen Heere — es könnte ja möglich sein, daß Ihr mit dem Einen oder dem Andern aus dieser Gegend in Berührung gekommen wärt und uns Nachricht von ihm zu geben vermöchtet."

Dem Fremden, welcher sich Hermann Steinthal nannte und als Unterofficier in einem westphälischen Infanterie-regiment mit nach Rußland gezogen war, schienen die ihm dargebrachten Huldigungen wohl zu gefallen. Er betrachtete sich seine Zuhörer eine Weile und schilderte ihnen dann mit großer Lebendigkeit den Zug über die endlosen öden russischen Steppen, die blutigen Kämpfe bei Smolensk, bei Borodino und an der Moskwa, den Einmarsch in die brennende Hauptstadt, den Rückzug durch die schneebedeckten todtenstillen Haiden und den entsetzlichen Uebergang über die Beresina, bei welchem Tausende und aber Tausende ihren Tod in den eiskalten Fluten gefunden.

Heinrich Riebenow saß während der ganzen Zeit, daß der Unterofficier erzählte, wie ein Steinbild da und starrte unverwandt die athemlos horchenden Bauern an; er hörte nichts als einige abgerissene Worte von der Schilderung des grausenvollen Feldzuges — seine Seele war mit ganz andern Gedanken beschäftigt.

Als der Krieger seine Erzählung beendet hatte, ward er von allen Seiten mit Danksagungen und Lobsprüchen überschüttet und mit Fragen nach diesem oder jenem jungen Burschen bestürmt, welcher zu Anfang des Jahres 1812 als Recrut in das französische Heer hatte eintreten müssen. Während er den ungestümen Fragern antwortete, so gut er es vermochte, wandte sich der Sohn des Schulzen zu

Debelin und flüsterte eine Weile sehr angelegentlich mit ihm, was keiner der Anwesenden bemerkte.

„Jetzt werdet Ihr Euch hoffentlich satt gehört und gefragt haben!“ rief der Pferdehändler endlich mit barscher Stimme den Bauern zu, indem er aufstand und seine Reitpeitsche ergriff. „Wo nicht, so kommt morgen Abend nach Weddin, da könnt Ihr mehr erfahren. Wenn's Ihnen recht ist, Herr Steinthal,“ fuhr er zu dem Unterofficier gewendet fort, „so schließen wir uns diesen beiden Weddinern an: der Weg wird uns dann minder lang vorkommen.“

Jener erklärte sich sogleich bereit dazu; Heinrich Riebenow erbat sich die Erlaubniß, die Zeche für den Pferdehändler und dessen Begleiter bezahlen zu dürfen, und als ihm dies nach einem kleinen freundschaftlichen Streit gestattet worden war, verließ er mit den beiden Letzteren und Debelin das Gastzimmer.

Die aufgeregten Stammgäste aber blieben noch bis tief in die Nacht in der Schenke und verarbeiteten die grausigen Schilderungen des fremden Soldaten, welcher Allen immer mehr wie ein übermenschliches Wesen erschien, je länger sie sich in seine wunderbaren Erlebnisse vertieften. —

Lautlose Winterabendstille waltete um das kleine Hüttchen, worin die greise Wittwe Warnow wohnte. In den Häusern des Dorfes schimmerte noch hie und da ein einsames Licht, dessen röthlicher Schein seltsam gegen den bleichen Mondglanz abstach, der träumerisch auf den winterlich öden Wiesen und Feldern lag. Das kleine Gärtchen war tief verschneit — die hohen Stockrosenstauden schwankten verdorrt vor dem Fenster auf und nieder; statt der freu-

digen rothen Blüthen schauten jetzt weiße Schneehäufchen aus den verwelkten Blätterbüscheln hervor.

Die Greisin saß mit gefalteten Händen in ihrem Lehnstuhl am Tisch und las andächtig in der Bibel. Nur das Pickern der hölzernen Wanduhr und das Wehen des Winterwindes, der seufzend am Fenster vorüberstrich und die dürren Stockrosenstauden gegen die Scheiben schlug, unterbrachen die tiefe Stille.

„Wo Detlev jetzt wohl ist?“ rief sie, plötzlich im Lesen inne haltend, mit bewegter Stimme aus. „Es ist so bitterlich kalt draußen — mir thut das Herz weh, wenn ich nur daran denke, daß er vielleicht bei Tag und Nacht im fremden Land umherziehen muß!“

Sie neigte das greise Haupt auf die Brust und versank in schmerzliches Nachdenken. Nach einer Weile aber richtete sie sich rasch wieder empor, warf einen Blick gen Himmel und sagte:

„Gott, verzeih' es mir, daß ich keine Stunde in Deinem Worte lesen kann, ohne an meinen Sohn zu denken! Aber die Mutter unsres Heilandes hat ja auch um ihren Sohn gebangt — so wirst Du mich um meines verzagten Herzens willen auch nicht von Deinem Angesicht verstoßen!“

Nach diesen Worten beugte sie sich hastig wieder über die Bibel und begann mit großer Andacht zu lesen.

Eine Viertelstunde mochte etwa verflossen sein, da schallten plötzlich rasche Schritte auf der Hausflur. Die Thür ward aufgerissen, und Anna stürzte todtenbleich und verstört herein, sank neben der Wittwe nieder und rief mit dem Ausdruck der Verzweiflung:

„Detlev ist todt!“

Ein gellender Schrei entfuhr den Lippen der Greisin. Krampfhaft umklammerte sie Anna's Arm und starrte ihr athemlos in das bleiche Angesicht, gleich als ob sie in demselben noch einen Schimmer von Hoffnung entdecken wolle. Auf einmal aber ließ sie das Mädchen los, richtete sich tiefaufathmend empor und sagte mit ruhiger Miene und fester Stimme:

„Nein, Anna — Detlev kann nicht todt sein — — er wird wiederkommen — ich weiß es ganz gewiß! Wozu lebte ich denn noch, wenn ich nicht die Freude haben sollte, ihn wiederzusehen?"

„Ach! ich hab' es auch noch immer heimlich gehofft," entgegnete das Mädchen schluchzend, „aber vor einer Stunde ist ein verabschiedeter westphälischer Unterofficier, welcher mit Detlev in einer und derselben Compagnie gestanden hat, bei meinem Vater gewesen und hat ihm erzählt, daß Detlev nebst fünf oder sechs andern Burschen aus dieser Gegend am siebenten September in einer großen Schlacht gefallen sei. „„Die Russen hatten sich in eine Stadt geworfen und wollten uns den Marsch auf Moskau verwehren,"" sagte der Unterofficier; „„da die französischen Generäle aber strengen Befehl vom Kaiser erhalten hatten, nicht eher vom Kampf abzulassen, als bis die Russen aus der Stadt verjagt worden seien, so mußte ein Regiment nach dem andern zum Stürmen vorrücken. Die russischen Kugeln schlugen die Angreifenden reihenweise nieder, und von unsrer ganzen Compagnie blieben nur zwanzig Mann übrig. Ich wurde stark an der Schulter und am Kopf verwundet und mußte drei Wochen im Lazareth liegen. Als nachher die Namen der Gefallenen aufgeschrieben worden

waren, fand ich auch Detlev Warnow aus Weddin darunter.'" — Ich wollte dem Unterofficier nicht glauben," fuhr Anna nach einer Pause fort, „und fragte ihn, wie Detlev ausgesehen habe; er beschrieb mir ihn aber so genau, daß ich an seinen Worten nicht mehr zweifeln konnte."

Die Greisin hatte ruhig zugehört.

„Ich glaube dem fremden Mann nicht, Anna," sagte sie endlich mit zuversichtlichem Ton. „Gott kann nicht so grausam gegen eine arme Mutter sein! Wozu hätte er denn in der Nacht vor Detlev's Abmarsch meinen Augen jene Stelle gezeigt, in welcher er meinem Sohn Schutz und Schild zu sein verspricht, wenn er ihm ein Grab in fremdem Land bestimmt hätte? — Sieh', hier liegt die Bibel allstund auf meinem Tisch," fuhr sie mit verklärtem Angesicht fort, „und wenn ich einmal verzagen will, da schlag' ich den einundneunzigsten Psalm auf und lese, was meinem Sohn dort verheißen ist:

„Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend"
„zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen."

„Und sobald ich diese Worte gelesen habe, da wird mein verzagendes Herz sogleich wieder getrost, und meine Seele harrt auf den Herrn, der da große Dinge thun kann und deß Name heilig ist."

Anna hatte geglaubt, die unglückliche Mutter werde die schreckliche Kunde vom Tode des einzigen Sohnes nicht zu ertragen vermögen — und nun stand die ehrwürdige Greisin in verklärter Ruhe da und schaute mit einer Zuversicht zum Himmel empor, von welcher alle gegen ihr Herz gerichtete Pfeile des Schmerzes wie von einem undurchdringlichen Panzer abglitten. Der Anblick der vertrauensvollen Mutter

brachte für kurze Zeit eine mächtige Wirkung auf das tiefbetrübte Mädchen hervor. So lange ihr Auge auf dem bleichen, hoffnungsfreudigen Angesicht der Greisin ruhte, fühlte sie sich wie von himmlischer Tröstung umweht — als sie aber Abschied von der Letzteren genommen hatte und allein durch das tiefverschneite, todtenstille Dorf dem Vaterhause zuschritt, gewann das alte Weh wieder die Oberhand in ihrer Brust, und weinend rief sie leise in die Winternacht hinein:

„Ach! er kann ja nicht wiederkommen!“

7.

Der Weidenwald am dunkelflutigen Flusse prangte bereits wieder in lichtgrünem Frühlingsschmuck, da erhob sich eines Abends plötzlich ein großes Wehgeschrei in der Nähe des Hauses, in welchem der Schulze Riebenow wohnte. Die Leute liefen erschrocken von allen Seiten zusammen, und Einer fragte den Andern, was vorgefallen sei. Anfangs konnte Niemand Auskunft darüber geben, endlich aber rief der greise Nachbar des Schulzen, welcher auf seinem raschesten Pferde auf dem Wege nach dem nächsten Städtchen dahinsprengte, einer auf der Dorfflur stehenden Gruppe von Neugierigen zu:

„Heinrich Riebenow ist draußen vor dem Dorf von dem wilden Schimmel abgeworfen und mit dem Kopf gegen einen spitzen Stein geschleudert worden! Die Knechte haben ihn für todt in's Haus getragen — wenn der Doctor nicht ein Wunder an ihm thut, so sieht er die Sonne nicht wieder!“

Diese schreckliche Kunde ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde, und Alle strömten nach dem Hause des Schulzen, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was der Eine dem Andern nicht glauben wollte.

Der Nachbar des Schulzen hatte kein Wort zu viel gesagt. Durch den heftigen Schlag war der Schädel des Unglücklichen fast ganz zerschmettert worden, und der Arzt erklärte, daß hier keine Rettung möglich sei, da das Gehirn eine zu schwere Verletzung erhalten habe.

Die Eltern waren in Verzweiflung. Sie hatten sich seit jener unheimlichen Nacht auf dem Friedhofe, wo sie durch die Vernichtung des Doppelsaugers das Leben ihres jüngsten und letzten Sohnes sicher gestellt zu haben wähnten, einer an Sorglosigkeit grenzenden Ruhe in Betreff der Zukunft überlassen — und nun war all' ihr Glück mit einem Schlage vernichtet.

Der Schulze saß todtenbleich, stumm und regungslos wie ein Steinbild neben der entseelten Hülle seines Sohnes und stierte halb bewußtlos fort und fort die zerschmetterte, blutüberströmte Stirn desselben an; seine Frau aber raste wie eine Wahnsinnige im Hause umher und stieß die fürchterlichsten Lästerungen gegen Gott aus: — hätten sich nicht einige Nachbarinnen ihrer angenommen, sie würde sich ein Leides gethan haben.

Als Anna die schreckliche Nachricht von Heinrich's Tode erfuhr, brach sie in heftige Thränen aus. Es fiel ihr schwer auf's Herz, daß sie dem Unglücklichen vor Zeiten so manches harte Wort gesagt, obgleich er es durch sein übermüthiges Betragen zehnfach verdient hatte. All' seine

Bosheit und Tücke, womit er ihren Detlev seit Jahren verfolgt, war aus ihrem Gedächtniß entschwunden; sie sah jetzt nur den ehemaligen Jugendfreund und den einzigen Sohn tiefgebeugter Eltern in ihm. Aber so aufrichtig ihr Schmerz auch war, so däuchte es ihr doch, als ob ihr Herz von einer schweren Last befreit worden sei. Die Drohung, welche der Unglückliche an jenem Herbstabend ausgestoßen, wo er während der Abwesenheit ihres Vaters bei ihr gewesen war, und die heimliche Angst, daß sie früher oder später noch einmal von ihrem Vater gezwungen werden könne, ihn zu heirathen, hatten ihr oft namenlose Qual verursacht.

Nächst Heinrich's Eltern war Niemand durch das schreckliche Ereigniß so mächtig ergriffen worden als Anna's Vater. Daß seine Hoffnung, den reichen Schulzensohn zum Eidam zu bekommen, vereitelt worden war, hatte weniger Eindruck auf ihn gemacht — aber daß er an demselben Tage, wo Heinrich verunglückte, ohne Vorwissen seiner Tochter den Heirathscontract zwischen ihm und Anna auf das wiederholte stürmische Drängen Heinrichs unterzeichnet hatte und daß des Letztern Tod wie eine Strafe des Allmächtigen der Unterzeichnung auf dem Fuß gefolgt war, das hatte ihn auf's tiefste erschüttert. Er verrieth zwar durch keine Sylbe, was sein Gemüth bewegte, aber einem aufmerksamen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß er seit dem traurigen Vorfall seine Tochter mit einer ungewöhnlichen Sanftmuth und Liebe behandelte. —

Wer niemals ein wendisches Leichenbegängniß gesehen hat, der kann sich keine Vorstellung von dem unheimlichen und schauerlichen Bilde machen, welches sich vor den Augen

des Beschauers entrollt. Namentlich ist dies bei öffentlichen Beerdigungen der Fall, bei welchen das Trauergeleit oft aus mehreren Hunderten besteht.

Obgleich der Schulze Riebenow wenig wahre Freunde besaß, so hatte er doch in allen umliegenden Dörfern eine große Zahl von nähern und fernern Verwandten und Bekannten, welche am Tage der Bestattung seines Sohnes in Schaaren herbeiströmten, um diesem die letzte Ehre zu erweisen.

Um die zehnte Morgenstunde — die gewöhnliche Zeit der Beerdigungen im wendischen Lande — entstand plötzlich im Dorf eine seltsame Stille, deren unheimlicher Eindruck noch durch die zahllosen dunklen Männer- und Frauengestalten vermehrt wurde, welche paarweise von allen Seiten dem Hause des Schulzen zuwanderten. In schwarzer Tracht hatten Alle dasselbe betreten, als aber der erste Glockenschlag vom Thurm hallte, und der Leichenzug langsam über die Schwelle schritt und nach dem außerhalb des Dorfes liegenden Friedhof wallte, da waren die schwarzen Frauengestalten fast alle verschwunden; an deren Stelle sah man eine lange Schaar in glänzendweißen wehenden Gewändern, welche die Leidtragenden von Kopf bis zu Fuß verhüllten: es waren die Frauen und Mädchen aus der nächsten Verwandtschaft des Verstorbenen, welche nach uralter wendischer Sitte in solcher Verhüllung dem Sarge folgen müssen.

Und unter leisem Sang und dumpfem Glockengeläut wallte der unabsehbare Zug durch die lichtgrünen Lenzgefilde der stillen Friedhofshalde zu, über welcher sich des Himmels leuchtende blaue Riesenkuppel wölbte und zahllose Lerchen im Morgensonnenschein jubelten.

Als das Trauergeleit bei dem Erbbegräbniß des Schulzen anlangte, folgte eine herzzerreißende Scene. Nach wendischem Brauch wird der Sarg unmittelbar vor dem Hinabsenken in die Gruft noch einmal geöffnet, und die Verwandten nehmen dann unter Weinen und Schluchzen von dem Verstorbenen Abschied, drücken ihm zum letzten Mal die kalten Hände und küssen ihm zum letzten Mal die bleichen Lippen. Der Schulze hatte seit dem Tode seines Sohnes kein einziges Wort gesprochen und mit glanzlosem Blick stundenlang vor sich hingestarrt; stumm und ohne eine Thräne zu vergießen hatte er allen Vorbereitungen zur Beerdigung zugeschaut und stumm und thränenlos war er hinter dem Sarge hergeschritten — als er aber jetzt von seinem letzten Kinde für immer scheiden sollte, brach sein lang verhaltener grimmer Schmerz urplötzlich mit einer so rasenden Gewalt los, daß alle Leidtragende wie erstarrt dastanden. Er schleuderte seinen Hut von sich, stürzte sich über den offnen Sarg hin, umklammerte denselben mit Riesenkraft und schrie mit markerschütternder Stimme:

„Ich lasse mein Kind nicht los! Stoßt mir das Genick ab und begrabt mich mit meinem Sohn!“

Vor Entsetzen vermochte anfangs Niemand ein Glied zu rühren; endlich aber trat der greise Nachbar des Schulzen herzu und bemühte sich, mit besänftigenden und tröstenden Worten den verzweifelnden Vater vom Sarge zu entfernen, worin ihn bald mehrere Andere unterstützten. Allein weder Bitten noch Gewalt vermochten etwas über den Rasenden; seine Arme hielten den Sarg so fest umklammert, daß man sich genöthigt sah, die fruchtlosen Bemühungen einzustellen,

in der Hoffnung, daß der übermächtige Schmerz bald ausgetobt haben werde.

Nach Verlauf einiger Minuten, während welcher alle Leidtragenden vor Angst und Weh kaum zu athmen wagten, lösten sich plötzlich die Arme des Schulzen, und bewußtlos sank er neben dem Sarge nieder. Einige seiner Verwandten hoben ihn auf und trugen ihn nach der kleinen Kapelle inmitten des Friedhofs, wo sie ihn auf einen alten Kirchenstuhl setzten und sich bemühten, ihn in's Leben zurückzurufen.

Der Sarg ward darauf unter leisem Trauergesang in die Gruft gesenkt, und bald wölbte sich ein hoher Grabeshügel über demselben. Als aber der letzte Rasen auf diesen gelegt und das stille Vaterunser gesprochen worden war, verschwanden plötzlich all' die glänzendweißen wehenden Gewänder, und ringsum auf den grünen Kirchhofsgräbern standen nichts als schwarze Gestalten, welche stumm einander die Hände reichten.

Der Schulze hatte sich inzwischen wieder erholt und von seinen Verwandten geführt, verließ er schwankenden Schrittes den Friedhof. Die übrigen Leidtragenden folgten ihm langsam nach, und bald herrschte wieder tiefes Todesschweigen auf der einsamen Halde. Die uralten Linden aber streuten Blätter und duftige Blüthen auf den frischen Grabeshügel, die Frühlingsblumen und Frühlingsgräser ringsumher wiegten sich leis im warmen Morgenwinde und hoch im blauen Aethermeer jubelten die Lerchen, als gäb' es kein Leid und keinen Tod in der Welt. —

Ein Tag nach dem andern schwand dahin. Die Frühlingsblumen verblühten und die wogenden Kornfelder bleichten im Strahl der heißen Sommersonne — von Detlev Warnow

war keine weitere Kunde eingelaufen. Einer der mit ihm davongezogenen jungen Burschen, dessen Eltern in dem nächsten Dorfe wohnten, war zum unbeschreiblichen Jubel der Letztern zu Ende des Frühlings heimgekehrt; was aus seinen Kameraden geworden sei, wußte er nicht zu sagen, meinte aber, daß wohl keiner von ihnen noch am Leben sein werde.

Die Rückkehr dieses Burschen und seine Aussage hatte man der Mutter Detlev's auf das sorgfältigste verschwiegen, weil man ihr die Hoffnung, daß sie ihren Sohn dereinst noch wiedersehen werde, nicht rauben wollte.

Innerhalb und außerhalb ihres kleinen Häuschens war noch Alles so wie sonst. Vor der Thür blühten wieder die blauen und rothen Astern, die Detlev vor Zeiten stets gehegt und gepflegt, und vor den schmalen Fenstern wiegten sich wieder die hohen Stockrosenstauden im warmen Sommerwinde und schauten mit ihren leuchtenden Blüthen in das stille Stübchen der einsamen Wittwe hinein.

Da draußen in der Welt aber war Vieles anders geworden. Die Riesenmacht des französischen Kaisers war auf den eisigen Haiden Rußlands gebrochen worden, und nach der Vernichtung seines ungeheuren Heeres hatten sich die grollenden Völker wie ein Mann gegen ihn erhoben und kämpften nun an den Ufern der Saale und Elbe mit glühender Begeisterung für die Freiheit. Wer einen Seherblick besaß, ahnte schon damals, wem endlich der Sieg verbleiben werde: einem Volk, welches für die heiligsten Güter des Lebens kämpft, vermag auf die Dauer keine Macht der Erde zu widerstehen.

Von all' den welterschütternden Ereignissen erfuhr die einsame Greisin auch nicht das Geringste. Außer Anna Debelin kam Niemand zu ihr, und die Letztere scheute sich, selbst das Wenige, was sie von ihrem Vater hörte, der Wittwe mitzutheilen, um deren stillen Frieden nicht zu stören. Das Mädchen konnte sich nie der Thränen enthalten, wenn sie die ehrwürdige Greisin anschaute und dieselbe mit freudiger Begeisterung von dem Tage reden hörte, wo ihr Detlev heimkehren werde; denn die Ueberzeugung, daß die Nachricht von ihres Sohnes Tode falsch sei, hatte immer tiefere Wurzeln in ihrer Seele geschlagen.

„Gott hat mir verheißen, meinen Detlev in aller Noth und Gefahr zu schützen," lautete stets der Schluß ihrer Rede, „und ich weiß auf's allergewisseste, daß er auch thun kann, was er verheißen hat."

Die Leute im Dorfe bemitleideten sie und hielten sie für wahnsinnig, in welchem Glauben sie allerdings durch das seltsame Treiben der Greisin bestärkt wurden.

Allabendlich, sobald die Sonne sich den fernen Hügeln der Haide zuneigte, wanderte sie langsam nach dem Weidenwald am Flusse, setzte sich auf eine kleine Anhöhe, neben welcher der nach dem Städtchen führende Weg vorüberlief und von welcher man weit in's Land hineinschauen konnte, und blickte regungslos gen Osten. Auf dem Wege war ihr Detlev fortgezogen, auf dem Wege mußte er auch heimkommen. Manchmal saß sie dort, bis die Sterne am dunkelblauen Sommerhimmel auftauchten, und der milde Mond im fernen Osten emporstieg und die unabsehbaren Wiesen und Felder mit träumerischem Schein beglänzte. Und wenn dann der Nachtwind durch die hohen Weidenwipfel wehte,

und die schlanken Zweige sich sanft vor seinem Hauche neigten, und die Blätter gar so eigen säuselten und flüsterten, und der dunkelflutige Fluß leise durch die Ufergräser und das Uferschilf rauschte — da war es ihr immer, als ob aus weiter Ferne holde Stimmen zu ihr herüberklängen, die ihr von dem einzigen Sohn fröhliche Kunde bringen wollten.

War sie nach langem Hoffen und Harren dann endlich wieder heimgewandert und hatte sie die kleine Lampe angezündet, so schlug sie die Bibel auf und las sich freudigen Muth aus derselben. Wenn aber der Sonnabend kam, da ging sie zu dem alterthümlichen dunkelbraunen Schrank, der in einer Ecke ihres Stübchens stand, nahm mit zitternden Händen die Sonntagskleider ihres Sohnes heraus, stäubte sie sorgfältig ab und legte sie auf den großen Lehnstuhl neben der Thür zu seinem Kämmerlein. Das hatte sie seit zwanzig Jahren jeden Sonnabend unmittelbar nach dem Geläut gethan, welches den Tag des Herrn verkündete, das versäumte sie auch jetzt nicht. Ihr Detlev konnte ja zu jeder Stunde heimkehren — was würde er denken, wenn er seine Sonntagskleider nicht auf dem wohlbekannten Stuhl fände?

Ihres Mannes Bruder Christoph Warnow hatte sich seit Detlev's Abmarsch nicht ein einziges Mal bei ihr sehen lassen. Eines Abends in der Dämmerung aber, als die Glocken eben den Sonntag eingeläutet hatten, klopfte es leise an der Thür, und auf ihr „Herein!" erschien ihr Schwager und bot ihr mit gepreßter Stimme einen guten Abend. Die Greisin nahm ihn trotz seines früheren gehässigen Betragens freundlich auf, schob ihm einen Stuhl hin und fragte ihn, wie es ihm gehe.

Er erwiderte zwar, daß er sich eben nicht zu beklagen brauche, aber seine bleichen, eingefallenen Wangen schienen gerade das Gegentheil von dem zu beweisen, was er sagte.

Die Wittwe fragte ihn dann nach Diesem und Jenem, erzählte ihm, wie sie allabendlich nach dem Weidenwald gehe und ihren Sohn erwarte, der nun bald kommen müsse, und zeigte ihm endlich Detlev's Sonntagskleider, welche sie kurz vor ihres Schwagers Eintritt auf den Stuhl gelegt hatte.

Den Anblick vermochte Jener nicht zu ertragen. Er sprang erschüttert auf, drückte den Hut in die Stirn und stürzte, ohne ein Wort zu sprechen, von dannen.

Die Greisin schaute ihm verwundert nach.

„Es thut ihm vielleicht leid, daß er vor Zeiten nicht recht an meinem Sohn gehandelt hat," dachte sie. „Aber das ist ja nun längst vergessen — was einmal geschehen ist, kann Niemand ungeschehen machen! Wenn er das nächste Mal wiederkommt, will ich doppelt freundlich gegen ihn sein!"

8.

Die milde Septembersonne war eben hinter goldenen Abendwolken zur Ruhe gegangen, und die hellen Dorfglocken, welche den Tag des Herrn einläuteten, klangen weithin über die stillen Wiesen und Felder, als ein Mann raschen Schrittes auf der Landstraße dahergegangen kam und unweit des Weidenwaldes in einen Fußpfad einbog, welcher quer durch das Dorf führte. Am Hause des Schulzen Riebenow blieb er stehen und spähte durch die offene Nebenthür

auf die Flur: — Alles war still und öde; der Schein des Abendrothes blinkte traurig in den verstaubten Fenstern.

Als er am Gärtchen der Wittwe Warnow anlangte, richtete sich eine hagere Mannsgestalt, die unter einer Weide im Grase gesessen hatte, unmittelbar vor ihm vom Boden empor, starrte ihm einige Augenblicke in's Angesicht und stieß dann plötzlich ein wildes unarticulirtes Geschrei aus — hätte der Kommende die verzückten Mienen nicht gesehen, er würde das, was rasender Jubel war, für einen Ausbruch maßloser Wuth gehalten haben.

„Detlev! Detlev!" schrie der Hagere, umklammerte den Ankömmling krampfhaft mit beiden Armen und schaute ihm fort und fort in's Gesicht, gleich als ob er das Spielwerk eines Traums zu sein wähne.

„Oheim, bist Du's!" rief der Ankömmling, der in der That kein Andrer war als Detlev Warnow, mit herzlichem Ton. „Freust Du Dich meiner Heimkehr?"

„Ich — ich ....."

Die Freude hatte ihn so überwältigt, daß ihm die Zunge den Dienst versagte. Er ließ Detlev los und stürzte nach dem kleinen Häuschen, worin dessen Mutter wohnte. In demselben Augenblick, wo er die Thür erreichte, trat die Greisin heraus.

„Wer rief da meinen Detlev?" fragte sie mit erhobener Stimme.

Ihr Schwager aber ergriff ihre Hand, zog sie mit sich fort und schrie in toller Freude:

„Euer Detlev ist da, Schwägerin! Dort steht er gesund und frisch vor Euch! Ja, er ist es! Detlev! Detlev!"

Und während Dieser mit einem Jubelruf auf seine greise Mutter zueilte und sie stürmisch in seine Arme schloß, schrie Jener mit gefalteten Händen:

„Herr Gott, ich danke Dir, daß Du meine Missethat vertilgt hast, wie den Nebel, daß Du mich von der Angst der Hölle erlöst und mein Wehklagen in Jauchzen verwandelt hast!“

Die Greisin konnte vor übermächtiger Freude anfangs kein Wort hervorbringen, endlich aber rief sie jubelnd aus:

„O, ich wußt' es ja, daß Du wiederkommen würdest! Die Leute sagten, Du seist todt, aber ich glaubte es nicht! Gott hatte mir durch den Mund des Psalmisten verheißen, Dich zu behüten, und in dieser Zuversicht brachte ich meine Tage hin. Wozu hätte der Herr mich denn auch noch das Licht der Sonne schauen lassen, wenn es nicht sein Wille gewesen wäre, daß ich Dich wiedersehen sollte?“

Nach diesen Worten führte sie den heimgekehrten Sohn mit freudiger Hast in das kleine Häuschen. Auf der Flur aber wandte sie sich plötzlich um und rief mit lauter Stimme in den Garten hinein:

„Schwager Christoph! Schwager Christoph!“

Da keine Antwort erfolgte, trat sie wieder zu Detlev und sagte, indem sie ihn in ihr Stübchen geleitete:

„Nun, er wird schon wiederkommen! Es freut mich recht herzlich, daß er über Deine Rückkehr so gejubelt hat — ich hätt' es ihm kaum zugetraut.“

Detlev schaute sich mit leuchtenden Augen in dem stillen Gemach um: Alles war noch so, wie er es verlassen hatte. Hier stand noch der dunkelbraune Schrank, und dort hing noch sein Hut an der Wand und neben demselben der

Kalender; hier lag noch die alte Bibel mit den silbernen Spangen nebst dem Gesangbuch auf dem Bort über der Thür, und dort pickerte noch die hölzerne Uhr mit dem blumenverzierten Zifferblatt; hier stand noch der Resedastrauch auf der Fensterbank, und draußen wiegten sich wieder die hohen Stockrosenstauden im leisen Abendwinde.

„Vor einem Jahr hätt' ich es nicht gedacht, daß ich das Alles noch einmal wiedersehen sollte!" rief er freudetrunken aus.

„Sieh', hier liegen auch schon Deine Sonntagskleider, Detlev," sagte die Greisin, auf den Lehnstuhl neben der Thür deutend. „Ich hab' sie jeden Sonnabend nach dem Geläut aus dem Schrank hervorgeholt — mir war immer so zu Sinn, als ob Du bald heimkommen müßtest."

Als Detlev den wohlbekannten Stuhl mit seinem Sonntagsanzug erblickte, vermochte er die Thränen nicht zurückzuhalten. Dieser Beweis unerschütterlichen Vertrauens und treuer Liebe ergriff ihn in tiefster Seele.

Da klang plötzlich das Gartenpförtchen, eilige Schritte schallten auf der Flur, die Thür ward aufgerissen und eine Stimme rief:

„Detlev! wo ist mein Detlev?"

Es war Anna, von Christoph Warnow gefolgt, der sie geholt und im ganzen Dorf ausgeschrieen hatte, daß Detlev wieder da sei.

„Anna! meine herzliebe Anna!" jubelte der Letztere, das Mädchen entzückt umschlingend.

„Ja, er ist es! er ist es!" rief Anna jauchzend. „Gott vergebe mir's, daß ich Dich als todt betrauert habe!"

„Hab' ich es Dir nicht immer gesagt, Anna, daß Gott mir meinen Detlev nicht rauben werde?" rief die Greisin mit triumphirendem Ton.

„Es ist kein Tag im fremden Land vergangen, wo ich nicht allstund an Dich und meine treue Mutter gedacht habe," sagte Detlev. „Und als ich endlich heimwanderte, da fiel es mir oft schwer auf's Herz, ob ich Euch Beide — nur Eine — oder vielleicht keine Einzige wiederfinden werde. Aber, Gott sei Dank! ich hab' Euch Beide gefunden!" rief er mit lautem Jubel, indem er bald seine Mutter und bald die Geliebte umarmte. „Nun ist Alles, Alles gut!"

Christoph Warnow aber lehnte an der Wand und weinte. Es schnitt ihm tief in's Herz, daß er wie ein Fremder unter den drei Glücklichen stand, und daß ihm kein Wort der Liebe entgegentönte.

Detlev bemerkte seinen Schmerz, faßte seine Hand und zog ihn in die Mitte des Zimmers.

„Was weinst Du, Oheim?" fragte er. „Heute müssen Alle fröhlich sein, welche dies Haus betreten!"

Auch die greise Wittwe trat zu ihm, ergriff seine Hand und sagte:

„Komm, Christoph, freu' Dich mit uns! Denk' nicht mehr an die vergangenen traurigen Zeiten — wir wollen Alles vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist! Sind wir auch allesammt arm, so können wir doch ein fröhliches Leben mit einander führen. Verlaß Dein ödes Haus und ziehe zu uns — Du sollst niemals ein böses Wort aus meinem Munde hören."

„Ja, Oheim, komm' zu uns!" bat Detlev. „Wir wollen redlich zusammen arbeiten und als liebe Verwandte bei einander leben."

Aber diese herzlichen Worte vermehrten Christoph's Schmerz nur noch. Die Thränen stürzten ihm stromweise aus den Augen, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, rief er schluchzend:

„O, wüßtet Ihr, wie niederträchtig ich an Euch gehandelt habe, Ihr würdet mich verabscheuen!"

„Rede doch nicht so, lieber Oheim!" sagte Detlev. „Wir denken ja nicht mehr an die vergangenen Tage. Niemand kann sich mehr freuen als wir, daß Du wieder zu uns gekommen bist!"

Nachdem Jener eine Weile mit starrem Blick vor sich hingeschaut hatte, fuhr er plötzlich empor und rief:

„Einmal müßt Ihr doch wissen, was ich gethan habe — besser ist's, ich sag's Euch jetzt — vielleicht vergebt Ihr mir's heute eher, als zu jeder andern Zeit! Ihr habt geglaubt, daß ich ein armer Mann sei," hob er nach einer Pause wieder an, „und alle Leute im Dorf haben dasselbe gemeint. Aber nein — ich bin reich, eben so reich als der Schulze Riebenow. Als die Franzosen in's Land rückten und überall Kriegssteuern erhoben und Proviantlieferungen forderten, so daß die meisten Bauern den größten Theil von ihrem Vermögen verloren, verkaufte ich, ehe noch der Feind in diese Gegend gekommen war, heimlich ein Stück Vieh und ein Hausgeräth nach dem andern, verpachtete meine Ländereien und ging in Tagelohn, damit die Leute glauben sollten, ich habe Alles Schulden halber und aus Noth verkauft und verpachtet. Ich hatte mir aber schon mehrere

Jahre vorher ansehnliche Summen durch den Pferdehandel verdient, welche mit dem Geld, das ich aus meinem Vieh und Hausgeräth löste, einen ziemlichen Haufen bildeten. Da ich mir täglich erwarb, was ich brauchte, so vergrub ich meine Schätze auf der Wiese am Weidenwald, wo sie mir kein Feind und kein Dieb rauben konnte. Ich hatte Deinem Vater auf seinem Todtenbette versprochen, Dir meinen Hof zu geben, Detlev, sobald Du Dein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hättest, und würde dieses Versprechen auch gehalten haben, wenn ich nicht besorgt gewesen wäre, daß der Krieg über kurz oder lang wieder ausbrechen und Dich bald eben so arm machen werde als viele Andre. Ihr warft mir Treulosigkeit und Verschwendung vor, ohne zu wissen, was ich im Stillen für Detlev gethan hatte und noch zu thun beabsichtigte. Das erbitterte mich; ein böses Wort gab das andre, und endlich verfeindeten wir uns so, wie Ihr wißt, daß wir uns nicht mehr guten Tag boten, wenn wir uns auf der Straße begegneten. Aus Grimm darüber begann ich ein wüstes Leben und nahm mir vor, Euch meinen ganzen Haß fühlen zu lassen. Eine Gelegenheit bot sich nur zu bald dar. Als die Nachricht kam, daß die Franzosen alle jungen Burschen zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre ausheben wollten, und daß Niemand frei gegeben werde, der nicht krank sei oder eine sehr hohe Summe bezahle, frohlockte ich mit dem Schulzen um die Wette. Dieser konnte seinen Sohn loskaufen, und ich freute mich, daß Ihr nicht den zehnten Theil der Summe besaßt, welche für einen Stellvertreter gefordert wurde. Aber als ich all' die Jammerscenen am Tage der Aushebung anschaute und Eure Verzweiflung sah, wandte sich mir das

Herz. In der Nacht lief ich nach der Wiese, wo ich mein Geld vergraben hatte, band einen großen Topf voll harter Thaler in mein Tuch und machte mich beim ersten Morgengrauen auf den Weg nach Belitz, um meinen Vetter Heinrich Jevenack herüberzuholen. Er sollte sich bei der Aushebungscommission für einen Freund von Dir ausgeben, Detlev, und Dich loskaufen; ich selbst wagte dies nicht zu thun, weil sonst mein Reichthum an den Tag gekommen wäre. Ich traf ihn nicht zu Hause und mußte bis nach Mittag in Belitz warten, ehe er heim kam. Er ging dann auf der Stelle mit mir; aber als wir mit Einbruch der Dämmerung hier anlangten, und mein Vetter mit dem Gelde zu den Aushebungscommissairen ging, gaben ihm Diese den Bescheid, daß er zu spät komme — die Recruten seien längst abmarschirt, und Detlev Warnow werde unter keiner Bedingung wieder freigegeben. Ich stand draußen vor der Thür und hörte Alles mit an. Mir war's, als ob der Boden unter meinen Füßen wankte; mein Vetter mußte mich fast nach Hause tragen, und drei Tage lang saß ich in stummer Verzweiflung daheim in meinem öden Zimmer und starrte wie ein Irrsinniger in den wüsten Hofraum hinein."

„„Wenn Detlev nicht wiederkommt, so bist du sein Mörder!"" schrie es unaufhörlich in mir, und jede Nacht sah ich Dich im Traum vor mir stehen und drohend die Hand gegen mich aufheben. Um meine Sünde nicht zu vergrößern, schickte ich dem Maire durch meinen Vetter wöchentlich ein Geschenk für Euch, Schwägerin — es Euch selbst zu bringen, wagte ich nicht, obgleich ich manches Mal in dunkler Nacht um Euer Häuschen geschlichen bin und mit Euch um Euern Sohn gebangt und getrauert habe.

Und als ich mir neulich einmal ein Herz faßte und zu Euch kam, und Ihr mich so freundlich aufnahmt und mir Detlev's Sonntagskleider zeigtet — da hätt' ich mir in meiner Verzweiflung bald das Leben genommen. — Die Angst und den Gram der vergangenen Tage kann ich Euch zwar nimmer vergüten," fuhr er nach einer Pause tief aufathmend fort, „aber die Zukunft wird, so Gott will, fröhlicher werden!"

Mit diesen Worten zog er ein Papier hervor, reichte es Detlev und sagte:

„Hier hast Du die Abschrift meines Testamentes, Detlev. Alles, was ich besitze, gehört von Stund' an Dir. Mit dem Gelde kannst Du, wenn der Krieg vorüber ist, den verkommenen Halbhof binnen wenigen Monaten wieder in den gehörigen Stand setzen und Dir noch manches schöne Stück Land dazu kaufen. Ich denke, wir Drei werden uns in dem großen Hause schon mit einander vertragen."

Detlev und seine Mutter hatten dem reuigen Oheim und Schwager kaum ihr Erstaunen und ihre Freude über seine unerwartete Mittheilung zu erkennen gegeben, als sich die Thür öffnete und Anna's Vater hereintrat. Er schritt mit froher Miene auf Detlev zu, reichte ihm die eine und seiner Mutter die andre Hand und sagte:

„Da sich das ganze Dorf über Detlev's Heimkehr freut, so will ich nicht der Letzte sein, welcher Euch seine Theilnahme bezeugt. Ich habe Dir einst meine Anna versagt, Detlev, weil Du kein Geld und Gut besaßest, aber ich bin für meinen Hochmuth hart gestraft worden. An demselben Tage, wo ich ohne Wissen meiner Tochter den Heirathscontract zwischen ihr und Heinrich Riebenow unterzeichnete,

ward Dieser von einem wilden Pferde gegen einen Stein geschleudert und todt in das Haus seiner Eltern getragen. Dies Unglück erschütterte mich so, daß ich mir fest vornahm: „„Kehrt Detlev jemals zurück, so soll das Erste sein, was ich thue, daß ich ihm meine Anna zuführe.““ Es freut mich, daß sie mir zuvorgekommen ist," fuhr er mit einem lächelnden Blick auf seine Tochter fort; „ihre Liebe ist schneller gewesen als meine Reue. Anna ist mein einziges Kind; mit ihr bekommst Du auch meinen Hof, Detlev — ich verlange nichts weiter als ein kleines Plätzchen für mich, wo ich mein Alter in Ruhe verleben kann."

Daß Heinrich Riebenow den westphälischen Unterofficier bestochen hatte, zu ihm zu gehen und in Anna's Gegenwart jene erdichtete Geschichte von Detlev's Fall in der Schlacht zu erzählen, verschwieg er, eingedenk des Sprichwortes, daß man den Todten nur Gutes nachreden solle.

Der arme Anbauerssohn, welcher vor einer Stunde nichts als einen Wanderstab sein genannt hatte, besaß jetzt zwei stattliche Halbhöfe und mehr Geld als vier andre Bauern des Dorfes zusammengenommen.

Der freundschaftliche Streit zwischen Detlev's Oheim und Anna's Vater, auf welchem Hofe das junge Paar demnächst zuerst wohnen solle, war eben dahin entschieden worden, daß das Loos darüber bestimmen müsse, als die Bewohner des Dorfes schaarenweise hereinströmten, um Detlev zu sehen und zu begrüßen und seiner Mutter zu seiner Heimkehr Glück zu wünschen. Ihre Freude war eine so aufrichtige und herzliche, daß dem Vater Anna's, dessen Gemüth sonst ziemlich hart war, die Augen feucht wurden. Er fühlte

in tiefster Seele, daß man Theilnahme und Liebe nicht mit Geld zu erkaufen vermöge.

Von hundert Fragen bestürmt, mußte Detlev sich endlich dazu bequemen, den Neugierigen zu erzählen, auf welche Weise er dem grausigen Geschick entgangen sei, welches so viele Tausende seiner deutschen Kameraden betroffen hatte. Die Geschichte seiner Rettung läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Auf dem Rückzuge der französischen Armee am 17. November bei Krasnoi verwundet, war er in einem kleinen russischen Dorf zurückgeblieben, wo sich die Tochter eines armen Bauern seiner erbarmt, ihn in die Hütte ihres Vaters aufgenommen und gepflegt hatte. Zum Dank für die ihm erwiesenen Wohlthaten arbeitete er für den barmherzigen Landmann während des Winters und Frühlings als Knecht und begab sich dann in der Tracht eines russischen Bauern nach einer der nächsten größeren Städte, wo eine russische Heeresabtheilung lag, die ein deutscher Officier befehligte. Diesem erzählte er seine Schicksale und erhielt von ihm einen Geleitsbrief nach Königsberg und ein Empfehlungsschreiben an einen daselbst wohnenden reichen Kaufmann. Nach manchen Mühseligkeiten erreichte er endlich die deutsche Grenze und die preußische Hauptstadt und empfing von dem menschenfreundlichen Kaufmann eine Summe, welche ihn in den Stand setzte, auf dem kürzesten Wege nach der Heimat zurückzukehren. —

Die Glocke hatte so eben Mitternacht verkündet. Im kleinen Stübchen der Wittwe war längst Alles still geworden; die Nachbarn und Freunde, ihr Schwager Christoph und Anna mit ihrem Vater waren Einer nach dem

Andern davongegangen, und auch Detlev schlief bereits sanft im Kämmerlein nebenan. Die Greisin aber konnte vor übergroßer Freude noch keine Ruhe finden. Sie hatte schon manches Dankgebet für ihres Sohnes Heimkehr aus vollem Herzen zum Himmel emporgesandt — aber noch immer saß sie mit gefalteten Händen am Tische und schaute in stiller Seligkeit auf die vor ihr liegende alterthümliche Bibel, aus welcher sie sich so oft Trost und Muth gelesen hatte. Dann und wann erhob sie ihr ehrwürdiges Haupt, blickte zur Wand empor, wo der Sonntagshut ihres Sohnes hing und sprach wie triumphirend leise vor sich hin:

„Nun ist er wirklich da! Nun ist er wirklich da! Morgen werd' ich mit ihm zur Kirche gehen, und alle Leute werden sich mit mir freuen!"

Und draußen im kleinen Gärtchen wiegten sich die hohen Stockrosenstauden im leisen Nachthauch vor dem Fenster auf und nieder und schauten flüsternd mit ihren leuchtenden Blüthenaugen in das lampenerhellte, trauliche Stübchen der glücklichen Wittwe hinein, gleich als ob sie sich mit ihr über den heimgekehrten Sohn freuten. Durch die tiefe, wunderbare Sommernachtstille aber klangen schon hin und wieder im schlafenden Dorf, im dunklen Weidenwald und hoch in den klaren Lüften einzelne leise Morgenstimmen, welche den freudigen Sonntag verkündeten.

Der Dorfmusikant.

1.

„Mit wem spielt der lustige Dobelitz denn da drinnen?“ fragte ein junger Bauer in Sonntagstracht einen bejahrten Mann, welcher in einem kleinen Dorf unweit eines hübschen Häuschens stand, aus dem die Töne zweier Saiteninstrumente hervorschallten.

„Er lehrt den Sohn unsres Rademachers, der ein Musikant werden soll, das Spielen auf der Violine,“ versetzte der Greis.

„Wißt Ihr denn nicht, wie lange das Spielen noch dauern wird?“ forschte der junge Bauer. „Ich möchte gern einige Worte allein mit Dobelitz sprechen.“

„Lange kann's nicht mehr dauern,“ entgegnete Jener; „sie spielen schon eine ziemliche Zeit. Wenn Ihr keine große Eile habt, so setzt Euch mit mir auf den abgehauenen Baum da drüben, bis die Stunde vorbei ist: wir können dann ein wenig mit einander plaudern.“

Das Spielen dauerte allerdings nicht mehr lange.

Der Dorfmusikant Dobelitz, ein untersetzter Dreißiger von äußerst lebhaftem Temperament, saß mit seinem fünfzehnjährigen Schüler vor einem riesigen Notenpult und ließ denselben ein leichtes Uebungsstück aus A dur geigen, wobei er selbst Note für Note mitspielte. Die drei Kreuze hatten dem angehenden Tonkünstler, welcher sich noch mit

den Elementen der Musik herumschlug, anfangs einigen Schreck eingejagt; als er aber von seinem Lehrer hörte, daß er das Stück schon zwei Mal gespielt habe, so war er muthig darangegangen.

Mitten im besten Geigen ruft Dobelitz plötzlich mit zorniger Stimme:

„Fis!"

Der Rademachersohn, dem das Niedersächsische geläufiger ist als das Italienische, versteht: „wiß!" — was im Niedersächsischen „kräftig," „herzhaft" bedeutet — und streicht, ohne an die drei Kreuze zu denken, zu dem eben nicht piano angezogenen Fis des Lehrers wiederum ein markiges F auf der Quinte.

„Fis!" schreit der hitzige Dorfmusikmeister mit blitzenden Augen, und der stämmige Rademachersohn reißt abermals sehr „wiß" ein F heraus.

„Fis!!" brüllt Dobelitz da mit grimmiger Miene zum dritten Mal — und voller Verzweiflung packt der Bube den Frosch des Bogens mit Riesengewalt und holt dermaßen „wiß" zu einem F auf der Quinte aus, daß der ci-devant Schafdarm gellend springt.

In der nächsten Minute lagen Bube, Geige und Bogen draußen vor der Thür, und Dobelitz rief dem gänzlich Verdutzten mit donnernder Stimme zu:

„Sag' Deinem Vater, Du Schlingel, er möge Dir erst die Ohren mit seinem großen Nabenbohrer ausbohren — dann komm' wieder!"

Damit warf er die Thür zu, und der Rademachersohn humpelte mit seiner dreisaitigen „Grabstrene" und seinem schlammbenetzten Bogen gesenkten Kopfes heim.

„Dobelitz scheint ja ein ganz verdammt hitziger Mensch zu sein!“ meinte der junge Bauer, welcher das Herausfliegen des angehenden Tonkünstlers mit Schrecken angeschaut hatte und es für gerathen hielt, noch eine Weile zu warten, ehe er dem Dorfmusikanten seinen Besuch machte.

„Ja, hitzig kann er werden,“ versetzte der Greis; „aber wer's versteht, mit ihm umzugehen, dem passirt so Etwas nicht. Ich weiß zwar nicht, was Ihr von ihm wollt, aber Das kann ich Euch sagen: wenn Ihr drinnen seid, ist er schon so ruhig und lustig, als ob Nichts vorgefallen wäre. Je gewaltiger er schreit und tollt, desto schneller ist's vorüber. Daß er so lange Geduld mit dem einfältigen Jungen gehabt hat, wundert mich wirklich, da er dessen Vater durchaus nicht leiden kann. Wo er den Rademacher Borneik sieht, macht er ein verächtliches Gesicht und dreht ihm den Rücken. Die Leute haben sich schon vergeblich den Kopf zerbrochen, warum er so erboßt auf Borneik ist, da Dieser nach seiner heiligen Versicherung ihm niemals Etwas zu Leide gethan hat. Der Rademacher ist allerdings ein wenig hochmüthig und pocht auf sein Geld — aber deßhalb kann Dobelitz ihn nicht so hassen, da er Nichts von seinem Hochmuth zu leiden hat. Sein Groll ist so stark, daß er sich anfangs durchaus geweigert hat, den fünfzehnjährigen Jungen zu unterrichten, und erst als Borneik ihm das Dreifache von Dem geboten, was Andre bezahlen, hat er sich endlich dazu verstanden. Es sollte mich nicht wundern, wenn der Rademacher jetzt auch wild würde.“

„Nun mein Anliegen wird Dobelitz gewiß nicht böse machen,“ meinte der junge Bauer, indem er aufstand und mit dem Greise dem Haus des Musikanten zuschritt. „Ich

soll ihn fragen, ob er in der nächsten Woche mit seinen Leuten auf der Hochzeit meiner Schwester spielen will."

„Wenn er sich nicht schon versagt hat, thut er's auf jeden Fall," entgegnete Jener lächelnd. „Mit Violine, Clarinette und Notentasche über Land zu wandern und auf Hochzeiten zu spielen, geht ihm über Alles. Dann ist er „recht in seiner Wolle," wie er zu sagen pflegt."

Damit wünschte er dem jungen Bauern gute Verrichtung und ging seinem am andern Ende des Dorfes liegenden Hause zu.

Der Dobelitz war ein Musikantengenie, wie kein zweites auf dem ganzen linken Ufer der Niederelbe existirte. Das mußte Jeder bekennen, welcher ihn einmal Geige oder Clarinette hatte spielen hören und spielen sehen, denn Letzteres gewährte einen eben so großen Genuß als das Erstere. Obwohl seine Originalität hauptsächlich erst dann hervortrat, wenn er die Violine unter'm Kinn oder den Clarinettenschnabel im Munde hatte, so sah man es ihm doch schon auf den ersten Blick an, daß er eine andre Natur haben müsse als die übrigen Menschen. Die gedrungene, ewig hin und her arbeitende Gestalt mit den geschmeidigen Armen und Beinen, das volle rothwangige Gesicht, die dunklen, blitzenden Augen und die pechschwarzen Haare deuteten auf ein feuriges Temperament, und in der That gab es weit und breit kein hitzigeres Wesen. Wehe Dem, der ihn zum Zorn reizte! Das Leben eines Menschen galt ihm dann nicht mehr als das eines Maikäfers. In der Wuth war ihm sein Fiedelbogen eine eben so gute Waffe als seine Clarinette, und einen Stuhl schleuderte er seinem Gegner mit derselben Leichtigkeit an den Kopf wie ein Bierglas

oder einen Schinkenteller. In jüngern Jahren und unter Menschen, welche sich nicht in seinen Character zu schicken wußten, hatte er auf diese Weise manches nicht zum Fechten und Werfen bestimmte Ding zertrümmert; nachdem er sich aber in dem kleinen Dorfe Werbentin häuslich niedergelassen, hatte er sich die Leute in der ganzen Gegend durch sein munteres Wesen und durch seine Kunstfertigkeit bald so zu Freunden gemacht, daß es Alle sorgfältig vermieden, mit ihm anzubinden, selbst da, wo das Unrecht auf seiner Seite war, und so fand er denn nur selten Gelegenheit, sein Talent zum Fechten und Werfen auszuüben. Höchstens kam er dann und wann mit den Mitgliedern seiner Bande in Collision; aber auch Diese wußten klüglicherweise meistentheils zur rechten Zeit nachzugeben und den Ernst in Scherz zu verwandeln.

Es war ein komischer Anblick, wenn er in einem dunkelblauen Kleidungsstück, einem Mittelding zwischen Frack, Rock und Wamms, in manchesternen Beinkleidern, grüner Tuchweste und mit brennendrothem Halstuch inmitten seiner Getreuen saß und zur Befeuerung des Einen oder zur Beschwichtigung des Andern bald hierhin und bald dorthin winkte und nickte.

Seine Hauptfreuden und Haupterwerbsquellen waren die Hochzeiten. Diese dauerten mit Vor- und Nachfeier in der Regel drei bis vier Tage und boten ihm hinreichend Gelegenheit, den Leuten Begriffe von „guter Musik" beizubringen, ihnen von seinen lustigen Fahrten und Streichen zu erzählen und wacker zu schmausen und zu zechen. Das Letztere verstand er wie alle Wenden ganz vortrefflich, und jemehr er zechte, desto eifriger blies und geigte er. An

einen eigentlichen Rausch war bei ihm nicht zu denken, da er außerordentlich viel vertragen konnte, obwohl er manchmal höchst verdächtige „Tremulenzen" mit dem Kopfe machte und die Augen selig gen Himmel kehrte.

Da er sich durch sein Musiciren Viel verdiente und ein schmucker Mann war, so waren ihm schon manche annehmbare Partieen vorgeschlagen, allein bis dahin hatte er sich noch nicht zum Heirathen verstehen können — kein Mädchen, was er gesehen und kennen gelernt, hatte ihm so gefallen, daß er es zum Altar hätte führen mögen.

„Ein keckes, lustiges junges Blut will ich zur Frau haben," erwiderte er, wenn man ihm Vorwürfe machte, weßhalb er so lange mit dem Heirathen warte. „Zeigt mir ein Mädchen, was mir so recht gefällt, und ich mache morgen Hochzeit!"

2.

Dobelitz war mit der größten Bereitwilligkeit auf den Wunsch des jungen Bauers eingegangen und machte sich am Tage vor der Trauung in aller Frühe mit seinen sechs Leuten auf, um die erste festliche Ceremonie der Hochzeit, das Abholen der Braut, durch Musik zu verherrlichen.

Bei den wendischen Hochzeiten hat Alles seine gewiesenen Wege. Am Tage der kirchlichen Einsegnung — wenn die Eltern der beiden Verlobten nicht fern von einander wohnen, am Trauungstage selbst — wird die Braut von dem Bräutigam, den Brautjungfern und den Verwandten, Freunden und Bekannten des Letztern aus ihrem Geburtsort unter fröhlichem Peitschengeknall und Jubel abgeholt. Der Zug

besteht aus drei Wagen und den berittenen jungen Burschen aus dem Wohnort des Bräutigams. Auf dem ersten Wagen sitzen die Musikanten, auf dem zweiten, welcher mit sechs Pferden bespannt ist und von dem Bräutigam und dessen nächstem Blutsverwandten selbst gelenkt wird, thront die Braut mit den Brautjungfern; der dritte, der sogenannte Kistenwagen, ist mit der Ausstattung der Braut beladen.

Da es bei diesem Abholen in der Regel sehr lustig her=zugehen pflegt, so haben die Musikanten oft ihre liebe Noth, gegen das Lachen, Schreien und Jauchzen aufzukommen. Der Dobelitz wußte das Ding aber anzugreifen — wenn er mit seinen Leuten die Braut abholte, so hörte man die Musik gewiß. Zu diesem Zweck hatte er sich nämlich eigens eine Clarinette angeschafft, ein kleines strohgelbes, fünfzehn Zoll langes Geschöpf mit einem Ton so schreiend und gellend, daß Mensch und Thier Reißaus genommen hätten, wenn der Besitzer je auf den Gedanken gerathen wäre, dies „Werkzeug“ in einem geschlossenen Raum zu gebrauchen. Draußen, im lustigen Getümmel des Brautgeleites war diese Piccolo=Clarinette indessen wohl an ihrer Stelle.

„Die Kerle sind betrunken und schreien, als ob die Welt in Flammen stünde,“ sagte er zu seinen Leuten; „da muß man 'was Scharfes dreinwerfen!“

Als er mit seiner Bande auf dem Hof des Bräutigams anlangte, ward er mit einem jauchzenden Hurrah bewill=kommnet, und Alt und Jung beeiferten sich, dem allgemein beliebten Tonkünstler ein Gläschen zuzutrinken.

„Braut und Bräutigam sollen leben!“ rief er, ein volles Glas emporhebend.

„Hurrah! hoch!“ jubelten die jungen Burschen, und Einer rief:

„Heut' über's Jahr feiern wir Eure Hochzeit, Dobelitz!“

„Hurrah! Dobelitz freit!“ jauchzte da Alles in toller Luft durcheinander. „Dobelitz freit! Hurrah!“

Und sogleich ward der Gefeierte von allen Seiten bestürmt, Namen, Stand und Wohnort seiner Zukünftigen anzugeben, worauf er natürlich die Antwort schuldig bleiben mußte.

Aber trotzdem waren die Würfel, welche sein ferneres Geschick entschieden, in dieser Stunde gefallen.

Während jener fröhlichen Scene lehnte eine der stattlich geschmückten Brautjungfern, ein blühendes, braunäugiges, neunzehnjähriges Mädchen mit schelmischem Blick, an einem der hohen Weidenbäume neben der Thür und schaute mit ihren glänzenden Augen in kindlicher Freude fort und fort den hübschen Musicus an, welchem man eine solche Ehre erwies. Seine lebhaften Geberden und Worte kamen ihr so drollig und zugleich so anziehend vor, daß sie endlich in ihrer Fröhlichkeit laut auflachte, und dann, vor ihrem eigenen Lachen erschreckend, rasch davoneilte.

Dobelitz hatte sie in dem wilden Getümmel nicht bemerkt. Als aber endlich das Zeichen zum Aufbruch nach dem Wohnort der Braut erscholl und er mit seiner Bande den Musikantenwagen bestieg, da ward sein Blick sogleich von seiner Bewunderin gefesselt, welche mit ihren „Amtsschwestern“ lächelnd auf dem sechsspännigen Brautwagen stand. Da er sich nicht erinnerte, sie jemals irgendwo gesehen zu haben, so fragte er seine Leute, wer die hübsche Brautjungfer sei, allein Keiner vermochte ihm Auskunft zu geben. Sie müsse

aus einem fernen Dorf sein, meinte der pausbackige Posaunist; „sie schaue gar zu neugierig in die Welt hinein.“

„Werd's schon erfahren!“ dachte Dobelitz, indem er den Clarinettenschnabel ansetzte und von seinen sechs Helfershelfern unterstützt einen weithinschallenden Walzer begann, unter dessen Tönen sich der Zug formirte und zum Dorf hinaussauste.

Da der Wohnort der Braut ziemlich weit entfernt war, so kehrte man erst mit der Letzteren heim, als es bereits dämmerte. Während des Aufenthalts im elterlichen Hause der Braut und während der Heimfahrt hatte Dobelitz ebensowenig Gelegenheit gefunden, Erkundigungen in Betreff der schönen Brautjungfer einzuziehen, und als er sich endlich seiner Pflichten ledig sah und dieselbe suchte, war sie verschwunden.

„Morgen soll sie mir nicht entgehen!“ sprach er keck vor sich hin. „Ich werde mir schon Zeit verschaffen, um mit ihr zu reden!“

Als er eben diesen Entschluß gefaßt hatte, ward er von einem alten Collegen Namens Kasteimke gerufen, welcher im Dorfe wohnte und ihn eingeladen hatte, in seinem Hause zu übernachten, da das des Bräutigams schon überfüllt war. Derselbe hatte das Spielen auf Hochzeiten und Märkten seit mehreren Jahren fast ganz aufgegeben und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft, welche ihn und seine Familie ernährte; nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und aus Gefälligkeit gegen diesen oder jenen alten Freund pflegte er für ein paar Stunden zu seiner Clarinette zu greifen.

„Kommt, Dobelitz, wir wollen heimgehen und uns auf's Ohr legen," rief der alte Musikant; „morgen wird man Euch wenig Zeit zum Schlafen gönnen!"

Dobelitz sah das Vernünftige dieses Vorschlags ein, und obwohl er gern noch ein Stündchen mit den jungen Bur= schen gezecht hätte, so leistete er dennoch der Aufforderung Kasteimke's Folge und begleitete ihn nach seinem Hause.

Als sie vor der Thür desselben anlangten, schallten ihnen grausige Töne aus dem großen Wohnzimmer entgegen.

„Da hat mein unnützer zwölfjähriger Schlingel gewiß einmal wieder meine Clarinette aus dem Schrank geholt und macht das Vieh im Stalle rebellisch!" rief Kasteimke ärger= lich, indem er rasch in's Haus trat und auf die Zimmerthür zueilte. „Na, wart' — ich werde Dir das Blasen aus= treiben!"

Der erboßte Vater blieb aber nebst seinem Begleiter verdutzt auf der Schwelle stehen, und Beide betrachteten einige Secunden stumm die drollige Scene, welche sich ihren Blicken darbot.

Auf einem großen Armstuhl inmitten des Zimmers saß Marie Lies, die Tochter des alten Musikanten, in ihrer Brautjungfertracht und blies und fingerte auf der gelb= braunen B=Clarinette ihres Vaters, daß die Fensterscheiben zitterten. Zu ihrer Rechten stand ihre Mutter und schaute sie mit Blicken an, welche deutlich beurkundeten, daß ihre Ohren unsäglich litten; zu ihrer Linken aber schob sich „Wächter," der anderthalb Schuh hohe zottige Schäferhund Kasteimke's, in wilder Aufregung hin und her, da ihm während seiner ganzen Hüterdienstzeit solche infernalische Schalmeienklänge nicht vorgekommen sein mochten. Alle

Drei hörten und sahen vor Vergnügen und Angst Nichts von dem Eintritt des Hausherrn und dessen Begleiters.

Das schallende Gelächter der beiden Männer machte der Clarinetten=Etude jedoch sehr bald ein Ende und erlöste Mutter und Hund von ihrer Pein.

„Was zum Teufel fällt Dir denn ein, Marie Lies!“ rief ihr Vater. „Gehört das Clarinette=Spielen auch zu den Pflichten einer Brautjungfer?“

Das Mädchen warf lachend das Instrument hin und versetzte mit einem schelmischen Blicke auf Dobelitz:

„Ich wollte nur einmal probiren, ob ich auch so fingern könnte wie der Herr Dobelitz! Es hat gar lustig ausgesehen, als er heute Morgen hoch auf dem Musikantenwagen saß und blies und fingerte — — ich kann's aber nicht halb so gut!“ fügte sie laut lachend hinzu, indem sie rasch aus dem Zimmer lief.

„Ist das Eure Tochter, Kasteimke?“ fragte Dobelitz in gespannter Erwartung mit verklärtem Gesicht.

„Ja, 's ist meine Tochter,“ versetzte Jener. „Ich hab' sie vor acht Wochen meiner Schwester wieder weggeholt, welche drüben im Lennigau*) wohnt und Marie Lies erzogen hat, da meine Frau lange Jahre krank gelegen hat und sich um das Mädchen nicht bekümmern konnte.“

„Hurrah! Marie Lies muß meine Frau werden!“ jubelte da Dobelitz plötzlich laut auf, indem er seinen Hut empor warf. „Hurrah! Das ist ein lustiges junges Blut!“

Auf dem Antlitz des alten Clarinettisten und seiner Frau malten sich die größte Verlegenheit und Angst.

---

*) Name eines vormaligen Wenden=Gaues.

„Das wird wohl nicht gehen, lieber Dobelitz," sagte Kasteimke endlich mit erzwungener Fröhlichkeit, gleich als ob er jene Aeußerung für Scherz halte. „Ich habe Marie Lies schon einem Andern zugesagt."

„Wem denn?" forschte der junge Musikant mit gerunzelter Stirn.

„Dem Rademacher Borneik," versetzte Jener. „Er ist zwar ein Wittwer hoch in den Vierzigen, sieht aber noch eben so rüstig aus als mancher Bursche von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren. Er ist ein sehr wohlhabender Mann, besitzt ein hübsches Haus und ein paar Koppeln des besten Landes und verdient sich jährlich eine nette Summe durch sein Handwerk. Da er sich unter der Zahl der Hochzeitsgäste befindet, so wird er wohl noch heut' Abend hier vorsprechen."

„Den Rademacher Borneik soll Eure Tochter heirathen?" fragte Dobelitz in gespannter Erwartung, gleich als ob er sich verhört habe.

„Ja, ja, den Rademacher Johann Christoph Borneik in Eurem Dorfe, wie ich Euch gesagt habe," wiederholte Kasteimke ruhig.

„Und ich sage Euch, daß aus der Heirath Nichts werden soll, so wahr ich Johann Heinrich Dobelitz heiße!" rief der Musikant mit zuversichtlichem Ton und fröhlicher Miene.

Die Verlegenheit und Angst der Eltern gab sich jetzt in flehentlichen Bitten kund, da sie den ungestümen Character des Dorfvirtuosen kannten.

„Lieber Dobelitz, macht keinen unzeitigen Spaß!" bat die Mutter, indem sie die Hand des Letztern ergriff. „Wir haben unsere Marie Lies dem Rademacher schon fest zugesagt."

„Und hättet Ihr es tausend Mal gethan, es kann dennoch Nichts aus der Heirath werden!“ wiederholte Jener mit derselben Bestimmtheit. — „Weiß es Eure Tochter denn, daß Ihr sie dem Rademacher versprochen habt?“ fragte er nach einer Pause.

„Nein, Marie Lies weiß es noch nicht,“ entgegnete die Frau.

„Um Gotteswillen, Dobelitz, macht mich nicht unglücklich!“ rief da der alte Clarinettist plötzlich, nachdem er eine Weile in heftiger Aufregung im Zimmer hin und her gegangen war, gleich als ob er einsehe, daß er sein ganzes Herz vor seinem jungen Collegen ausschütten müsse, wenn er Diesen von seinem Plan abbringen wolle. „Ich bin dem Rademacher viel, viel Geld schuldig — wenn die Verlobung rückgängig wird, so jagt er mich von Haus und Hof. Ihr kennt ihn ja — wird er zornig, so kann sich Jeder vor seiner Wuth und Heimtücke in Acht nehmen!“

„Dobelitz, habt ein Einsehen!“ flehte die Mutter der schönen Brautjungfer. „Der Rademacher läßt uns das Haus über dem Kopf verkaufen!“

„Ich steh' Euch dafür, er soll Euch kein Haar krümmen, und wenn Ihr ihm die Thür vor der Nase zuschlügt!“ erwiderte der junge Musikant mit blitzenden Augen und triumphirender Miene. „Ein Wort von mir — und der hochmüthige Kerl fällt mir zu Füßen!“

Kasteimke schüttelte ungläubig den Kopf. In heitrer Stimmung kam es dem Dobelitz auf ein paar Dutzend Worte nicht an und mitunter pflegte er mehr zu versprechen, als er zu halten vermochte.

„Dobelitz, Dobelitz! was könnt' Ihr gegen den reichen Rademacher ausrichten, mit dem es unter Hunderten kaum

Zwei aufnehmen können?!" rief der Alte. „Eure Freundschaft und Euren guten Willen, mir zu helfen, weiß ich vollkommen zu schätzen — aber die Sache ist nun einmal nicht zu ändern und ich bitte Euch deßhalb nochmals inständigst ....."

„Wenn ich Euch sage, die Sache ist zu ändern, so wackelt nicht in Einem fort mit dem Kopf, als ob Ihr eine Bouteille Doppelkümmel getrunken hättet!" unterbrach ihn Dobelitz ungeduldig. — „Ich besitze ein Mittel," fuhr er nach einer Pause mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene fort, „ein Mittel sag' ich Euch, das ihn so geschmeidig machen soll wie einen jungen Aal! 'S ist keine Hexerei — bringt auch Keinem weiter Schaden — — Euch am allerwenigsten, das kann ich Euch versichern."

„Habt Ihr uns zum Besten, oder ist es wahr, was Ihr sprecht?" forschte Kasteimke, welchem die entschiedene Weise, in der Dobelitz redete, imponirte, und welchem man es deutlich ansah, daß die Hoffnung, den Händen des hochmüthigen, hartherzigen Rademachers zu entrinnen, ihn mit großer Freude erfüllte.

„Es ist die reine Wahrheit — ich geb' Euch mein Ehrenwort darauf," erwiderte der junge Musikant ruhig.

„Was für ein Mittel habt Ihr denn, lieber Dobelitz?" fragte die neugierige Frau des alten Clarinettisten.

„Das bleibt vor der Hand noch mein Geheimniß," entgegnete Dobelitz mit ernster Miene. „Schenkt mir nur unbedingtes Vertrauen — ich mein' es gut mit Euch. Ob Ihr mir Eure Marie Lies zur Frau geben wollt oder nicht — die Frage wollen wir vorläufig einmal bei Seite lassen — — wenn Borneik Euch nicht mehr schaden kann, reden wir

weiter über die Sache. Sagt keinem Menschen ein Wort von dem, was wir verhandelt haben und verschweigt Eurer Tochter auch ferner, daß Ihr sie heimlich mit dem Rademacher verlobt — dann wird Alles gut ablaufen. Laßt den Letzteren auch in keiner Weise merken, daß Ihr andre Pläne im Kopf habt; er darf nicht eher etwas wittern, als bis ich das bewußte Mittel gegen ihn in Anwendung bringe."

Die ängstlichen Eltern wollten noch einige Fragen thun, allein die Erscheinung Borneik's zwang sie, ihre Besorgnisse in ihrer Brust zu verschließen.

Der Rademacher, ein plump gebauter Vierziger mit stark gerötheten Gesicht, dessen schmale Stirn, kleine blinzelnde Augen und übermäßig lange Nase einen widerwärtigen Eindruck machten, trat mit dem ganzen Selbstgefühl eines Mannes in's Zimmer, der da weiß, daß er die Mittel in Händen hat, Andere ihre Abhängigkeit und Armuth empfinden zu lassen. Er nickte dem alten Musikanten und dessen Frau gnädig mit dem Kopfe, zog aber ein finstres Gesicht, als er Dobelitz gewahrte.

Dieser spielte dagegen den gänzlich Unbefangenen, strich dem zottigen „Wächter" mit sichtlichem Behagen einige Mal über den Rücken, pfiff den neusten „Ehrentanz" und stolzirte im Zimmer herum, gleich als ob er der Herr der Erde sei.

Sein Nebenbuhler hatte sich anfangs vorgenommen, den „schlechten Musikanten" vollkommen zu ignoriren, ward aber durch dessen keckes herausforderndes Wesen so gereizt, daß er sich nach einem gleichgültigen Gespräch mit den Eltern seiner Verlobten plötzlich zu Jenem wandte und in drohendem Ton fragte:

Bayerische Staatsbibliothek München

„Weßhalb habt Ihr denn meinem Christoph neulich die Thür gewiesen?"

„Ich habe Euren Schlingel zum Hause hinaus geworfen," verbesserte ihn Dobelitz mit großer Ruhe, „weil er nicht hören wollte, was ich ihm sagte."

„Wie kann der arme Junge denn auch gleich all' die Kugeln, Kreuze, Striche, Puncte, Köpfe und Schwänze im Gedächtniß behalten, welche Ihr ihm vormalt!" rief Borneik zornig. „Ich bezahle Euch schweres Geld für jede Stunde, aber das Schimpfen, Zausen und Prügeln versteht Ihr besser als das Unterrichten. Mein Christoph soll nicht wieder über Eure Schwelle geh'n!"

„Hab' ich Euch etwa gebeten, mir Euer fünfzehnjähriges Mopsgesicht zum Unterricht in's Haus zu schicken?" fragte der Musikant mit unverwüstlicher Gelassenheit.

„Seid nicht so grob, sonst werd' ich Euch zeigen, wen Ihr vor Euch habt!" herrschte ihm der Rademacher zu, dem die Gelegenheit willkommen war, seinen Grimm an Demjenigen auslassen zu können, welcher ihn seit Jahren so höhnisch und verächtlich behandelt hatte.

Dobelitz brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ich heiße Johann Heinrich Dobelitz!" rief er mit stolzer Miene. „Wenn Ihr Euch über mich zu beklagen habt, so wißt Ihr, wo Ihr mich belangen könnt — hier ist nicht der Ort zum Streiten!"

Der Rademacher schien nicht geneigt zu sein, seinem Feinde das letzte Wort zu lassen; allein in diesem Augenblick trat Marie Lies wieder in's Zimmer. In Gegenwart des hübschen Mädchens glaubte er sich von der liebenswürdigsten Seite zeigen zu müssen und so drehte er dem „schlechten

Bayerische Staatsbibliothek München

Musikanten" denn mit verächtlichem Achselzucken den Rücken und wandte sich mit widerlicher Freundlichkeit und täppischer Zärtlichkeit zu der fröhlichen Brautjungfer, welche sich jedoch mit sichtlichem Widerwillen und schnippischer Miene seinen Artigkeiten zu entziehen suchte.

Der alte Clarinettist und seine Frau befanden sich in einer peinlichen Lage. Ihre Furcht vor dem reichen, hartherzigen Gläubiger war so groß, daß schon seine Gegenwart genügte, sie an den Versicherungen zweifeln zu lassen, welche Dobelitz ihnen gegeben hatte. Wenn der Letztere wirklich die besten Absichten von der Welt hegte — wer bürgte ihnen dafür, daß sein geheimes Mittel auch die rechte Wirkung hervorzubringen vermochte? Deßhalb gaben sie ihrer Tochter einen Wink nach dem andern, dem zärtlichen Rademacher nicht so schnippisch zu begegnen, allein das muthwillige Mädchen ward nur um so kecker und verwegner gegen den Zudringlichen, beachtete keine seiner Fragen, kehrte ihm den Rücken und wandte sich fort und fort zu dem jungen Musikanten, mit welchem sie auf's fröhlichste plauderte und scherzte.

Das Gespräch in Betreff ihrer Verlobung konnte Marie Lies nicht belauscht haben, denn ihre Mutter hatte bei dem klaren Mondschein, welcher den Garten taghell beleuchtete, deutlich gesehen, daß sie während der ganzen Dauer ihrer Abwesenheit neben den großen Blumenbeeten in der Mitte desselben auf und niedergegangen war und sich dort in aller Ruhe einen hübschen Strauß gepflückt hatte. Demnach war ihr Widerwille gegen den reichen, plumpen Freier, dessen Absichten auf ihre Hand sie längst gemerkt, ein durchaus natürlicher, und daß sie dem jungen stattlichen Musikanten

vor dem ältlichen Wittwer den Vorzug gab, war am Ende nicht zu verwundern.

Der Letztere vermochte sich vor Wuth kaum zu lassen, als er sah, wie freundlich und vertraulich Marie Lies mit seinem Feinde verkehrte. Es war ihm schon im Laufe des Tages aufgefallen, daß sie ihn mehrmals mit unverkennbarem Wohlgefallen angeschaut, und daß Dobelitz sich bei verschiedenen Hochzeitsgästen angelegentlich nach der schmucken braunäugigen Brautjungfer erkundigt hatte.

Er war schon im Begriff, geradesweges auf den Verhaßten loszugehen und ihm mit kurzen Worten alle Gespräche mit Marie Lies zu verbieten, da dieselbe seine Verlobte sei — weil er aber noch keine Sylbe vom Heirathen zu der Letztern gesagt hatte und eine schnöde Abfertigung von Seiten des kecken Mädchens fürchtete, so bezähmte er seine Wuth und entwarf einen Plan, durch welchen er sich seinen Nebenbuhler mit einem Schlage vom Halse zu schaffen dachte.

„Ich werde Euch schon auseinander bringen!" murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen, indem er seinen Hut heftig auf den Kopf stülpte. „Mit einem lumpigen Musikanten ist noch fertig zu werden, und Marie Lies will ich schon zahm machen!"

Damit rief er Vater, Mutter und Tochter „Gute Nacht" zu, ging mit verächtlichem Blick an seinem Feinde vorüber und verließ hastigen Schrittes das Zimmer und das Haus. Da er ein weitläuftiger Verwandter des Bräutigams war, so hatte er für die Dauer der Hochzeitsfeierlichkeiten ein Unterkommen in dessen Hause gefunden.

Vater und Mutter der schönen Brautjungfer schauten ihm mit ängstlicher Miene nach — es war ihnen, als ob ein schwerer Sturm im Anzuge sei.

3.

Der größere Theil des ersten Hochzeitstages war vorübergegangen, ohne daß irgend ein widriger Vorfall die allgemeine Freude getrübt hätte. Das festliche Mahl nach der Trauung war eingenommen, und die Hauptlustbarkeit einer wendischen Hochzeit, das Tanzen, sollte beginnen.

Dobelitz postirte sich mit seiner Bande an's obere Ende der geräumigen ebenen Lehmdiele, und die Angesichter der jungen Burschen und Mädchen strahlten vor Entzücken, als sie die wohlbekannten sieben Herrscher im Reich der Töne vor den Notenpulten Platz nehmen sahen.

Obwohl Dobelitz ein Stern erster Größe und seine Leute im Vergleich zu ihm nur Sterne fünfter und sechster Größe waren, so zeichnete sich doch Jeder durch besondere Eigenthümlichkeiten aus, welche nie verfehlten, die Aufmerksamkeit und Heiterkeit der Hochzeitsgäste zu erregen. Der zweite Violinist — Dobelitz spielte zum Tanz stets erste Geige — war ein kleines kugelrundes Männchen mit sanft geröthetem, ewig lächelndem Gesicht, welchem das Geigen so mechanisch geworden war, daß er oft in süßem Halbschlummer sein schwarzbraunes Instrument strich, namentlich wenn er seine lächelnden Lippen häufig mit dem Glase in Berührung gebracht hatte, oder wenn es stark gegen Morgen ging und

die Hähne den jungen Tag begrüßten. Der Clarinettist und der Flötist waren zwei Wesen, welche einander fast in allen Stücken ergänzten. Der Erstere glänzte von Wohlbeleibtheit und Fett; der Letztere brauchte wegen übergroßer Magerkeit und Dürre kaum ein Drittel von dem zu seiner Bekleidung, was Jener an Tuch und Manchester bedurfte. Der Erstere leierte die schönsten Stücke mit derselben Gleichgültigkeit ab wie die gemeinsten Dudlermelodieen; der Letztere bemühte sich dagegen, selbst die einfachsten Hopser mit Ausdruck und Grazie vorzutragen, obwohl er in diesem Bestreben häufig von dem mohrenköpfigen, pausbackigen Posaunisten gestört wurde, einem vormaligen Husaren-Trompeter, welcher mitunter in sein Instrument stieß, als ob er vor Jericho stehe. Der Hornist dagegen, ein breitschultriger, riesiger Kerl, liebte das piano und pianissimo mehr als billig, und bei der Ausführung neuer schwieriger Musikstücke geschah es oft, daß „gestopfte Töne," welche er mit seiner knolligen Faust nie recht sicher herausfühlen konnte, sich in ein so überaus zartes pianissimo verwandelten, daß des „Directors" scharfes Ohr keinen Laut zu vernehmen vermochte. Am possierlichsten war der Contrabassist, ein silberhaariges, dürres, grämliches Männchen, dessen Mund mit einer mächtig dampfenden kurzen Pfeife zusammengewachsen zu sein schien und der seines niedrigen Wuchses halber Mühe hatte, mit der lederhandschuhbewehrten linken Faust den Gipfel seines Rieseninstrumentes zu erreichen. Er war seines Standes eigentlich ein Fleischer und „Imker;" weil diese Erwerbszweige aber nur einen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so verwendete er die Mußestunden auf die Ausübung der Musik, wodurch er sich bei einem

äußerst mäßigen Leben in einigen Jahrzehnten ein hübsches Sümmchen „zusammengesägt" hatte, wie er sich ausdrückte.

Eben wollte Dobelitz seinen Leuten das Zeichen zum Beginnen des ersten Tanzes geben, da drängte sich einer seiner besten Freunde herbei und flüsterte ihm mit ängstlicher Miene zu:

„Um Gotteswillen, Dobelitz, nimm Dich vor dem Rademacher Borneik in Acht! Er ist furchtbar erbittert auf Dich und hat schon den ganzen Morgen auf Dich gescholten und Dich bei allen Leuten verläumdet. Er hat erzählt, er sei auf's schmählichste von Dir betrogen, da er Dir dreimal so viel als Andre für die Stunden habe zahlen müssen, welche Du seinem Sohn gegeben. Außerdem behauptet er, Du habest seinem Christoph ein Loch in den Kopf geschlagen, ihm seine Violine zerbrochen und Dich geweigert, den Schaden zu vergüten. Ich habe vorhin selbst gehört, wie er zu dem alten Debelin sagte, er wolle Dich noch heut' Abend vor allen Hochzeitsgästen so schlecht machen, daß kein Hund wieder ein Stück Brot von Dir nehme. Er will gewiß irgend einen Schurkenstreich gegen Dich ausführen."

Dobelitz lachte laut auf und erwiderte, indem er ein paarmal lustig über die Saiten strich:

„Am Ende möchte sich das Ding umkehren, und der hochmüthige Herr Rademacher möchte vor Sonnenuntergang so schlecht werden, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm nähme! Sei nur ganz ruhig — Du wirst schon sehen, wie ich mit ihm fertig werde, wenn er ein einziges Wort zu viel sagt!"

Damit winkte er seinen Leuten, und der „Trauleitertanz" begann, ein Tanz, welchen die vier „Trauleiter" oder

Brautführer, von deren Schulter ein buntes seidenes Tuch als Abzeichen ihrer Würde herabflattert, allein mit der Neuvermählten ausführen, während die tanzlustige Jugend ringsumhersteht und sehnsüchtig des Augenblicks harrt, wo Sitte und Herkommen ihr gestatten, eine active Rolle auf dem ebenen Plan zu spielen.

Als Dobelitz nach Beendigung dieses Trauleitertanzes Violine und Bogen auf den Tisch legte, zupfte ihn Jemand am Aermel. Er wandte sich um und erblickte den alten Clarinettisten, welcher sich in einer heftigen Aufregung befand und ihm zu verstehen gab, daß er nothwendig einige Worte allein mit ihm zu reden habe. Dobelitz trat mit Kasteimke auf die Seite, und Dieser raunte ihm darauf mit zitternder Hast in's Ohr:

„Wenn Ihr mich nicht unglücklich machen wollt, Dobelitz, so schlagt Euch meine Tochter aus dem Sinn! Borneik hat vorhin gedroht, er werde mir morgen all' die Capitalien kündigen, welche er mir geliehen, wenn er Euch und Marie Lies noch einmal mit einander sprechen sehe. Was er vorhat, weiß ich nicht, aber jedenfalls fängt er heut' Abend vor allen Leuten Streit mit Euch an — er scheint es darauf abgesehen zu haben, uns Beide zu verderben. Mit welch' einer verbissenen Wuth er dort an der Thür steht und lauert! Wenn die „Ehrentänze" *) vorüber sind, bindet er gewiß mit Euch an!"

Der junge Musikant hatte dem Vater der schönen Brautjungfer mit sichtlicher Ungeduld zugehört und erwiderte mit vorwurfsvollem Ton:

---

*) So heißen die Tänze, welche die hochzeitlichen Würdenträger und die Neuvermählten zu Anfang der Tanzlustbarkeit ausführen.

„Meint Ihr, ich wäre ein so schlechter Kerl, daß ich, um Eure Tochter zu gewinnen, Euch in's Unglück stürzen würde?! Ihr habt mich in lustiger Gesellschaft vielleicht dann und wann ein Bischen prahlen hören, und drum verzeih' ich's Euch, daß Ihr meinen gestrigen Versicherungen keinen rechten Glauben schenkt. Gebt Euch aber nur zufrieden und seid fröhlich und guter Dinge; die Hand soll mir verdorren, wenn ich Euch und mir nicht Frieden vor dem elenden Wicht schaffe, ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergehen!"

Und ohne abzuwarten, welchen Eindruck diese Worte auf seinen alten Collegen machten, eilte er rasch wieder nach seinem Sitz zurück, da er schon von verschiedenen Seiten seinen Namen rufen hörte.

Dem lauernden Rademacher war das Gespräch der Beiden nicht entgangen, und mit schadenfrohem Grinsen murmelte er vor sich hin:

„Schwatzt und flüstert nur, so viel Ihr wollt! Die Marie Lies soll meine Frau werden, und müßt' ich sie aus der Hölle holen! Den Alten hab' ich in der Tasche und dem schlechten Musikanten will ich noch in dieser Stunde zeigen, daß er nichts als ein Tagelöhner ist, der sich auf das Commando und für das Vergnügen Anderer abquälen muß!"

In diesem Augenblick zogen Marie Lies und die übrigen Brautjungfern, jede nach uraltem Brauch einen kleinen mit brennenden Wachskerzen gezierten Tannenbaum in der Hand tragend, paarweise nach dem Tanzplan und schlossen einen Kreis um die Neuvermählten, welche der Sitte gemäß nun ganz allein einen langen Tanz miteinander auszuführen

begannen, dem sämmtliche Hochzeitsgäste mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit zuschauten — nur der Rache brütende Borneik stand theilnahmlos in einem dunklen Winkel der Hausflur und warf dann und wann einen giftigen Blick nach seinem Todfeind hinüber, welcher majestätisch wie ein König inmitten seiner Leute thronte und mit einer wahren Begeisterung den besten Walzer geigte, den er besaß. Beim Tanz der Neuvermählten, bei welchem er eine reiche silberne Ernte hielt, pflegte er stets seine ganze Virtuosität zu entwickeln.

Endlich war auch dieser Haupt=Ehrentanz aus, und nun gehörte der ebene Plan nach althergebrachter hochzeitlicher Tanzordnung den jungen Burschen und Mädchen. Ein fröhliches Getümmel entstand rings in dem geräumigen Hause. Jauchzend, in die Hände klatschend und mit den Füßen stampfend, suchte Jeder seinen Schatz oder Diejenige, welche ihm am liebsten war, und in Aller Mienen konnte man lesen, daß sie den Tanzplan nicht vor dem hellen, lichten Morgen zu räumen gedächten.

Allein diesmal sollte ihre Geduld noch auf eine neue Probe gestellt werden.

Kaum hatten die Musikanten ihre Instrumente eine Weile aus der Hand gelegt, da trat plötzlich der Rademacher Borneik vor ihren Tisch, warf einige Geldstücke auf den Teller und rief mit gebieterischem Ton und verächtlicher Miene:

„Heda! Musikanten! Dobelitz! Setzt Eure faulen Arme und Fäuste einmal in Bewegung und stehlt den Leuten das Geld nicht aus der Tasche! Ihr freßt und sauft und schlaft mehr als Ihr spielt! Solche nichtsnutzige Kerle sollte man

zur Thür hinauswerfen! Einen Walzer — aber einen, wie ich ihn haben will, sonst geht's Euch schlecht!"

Dobelitz war gleich bei den ersten Worten wild empor=gefahren und wollte auf den Rademacher losstürzen, faßte sich aber schnell, warf die Geldstücke, welche Borneik auf den Teller gelegt, ihm vor die Füße und erwiderte ruhig mit lauter Stimme:

„Euch spiel' ich keinen Tanz, und wenn Ihr mir hundert Thaler auf den Teller legt! Ihr könnt mir meine Kunst nicht bezahlen, und von Euch nehm' ich auch keinen Pfennig mehr an! Sollt' ich Euch jemals wieder einen Walzer spielen, so geschäh's aus Barmherzigkeit. Macht, daß Ihr fortkommt, und stört ehrliche Leute nicht in ihrem Vergnügen!"

Dieser kecken Sprache folgte eine Todtenstille von einigen Secunden. Dann aber sprang der Rademacher wuthschäumend und an allen Gliedern zitternd auf Dobelitz los und schrie:

„Was nimmst Du Dir hier heraus, miserabler Musikant! Du mußt thun, was ich Dir befehle, sonst werf' ich Dich zum Hause hinaus!"

Bei diesen Worten wollte er Dobelitz packen, welcher mit der größten Gelassenheit dastand und den tobenden Rademacher mit höhnischem Lächeln anblickte, ward aber von den Hochzeitsgästen daran verhindert, die in gewaltiger Aufregung durcheinanderschrieen. Die Meisten nahmen Partei für Dobelitz, da sich Borneik durch seinen Hochmuth, seine Hartherzigkeit und seinen Eigennutz fast überall verhaßt gemacht hatte, nur einige wenige ältere Männer, welche mit dem Letzteren verwandt oder befreundet waren, stellten sich auf die Seite des Rademachers.

Da Dieser sich durchaus nicht beschwichtigen lassen wollte und nicht allein die Freunde des jungen Musikanten, sondern auch seine eigenen ihn besänftigenden und zurückhaltenden Bekannten beleidigte, so daß der Tumult von Minute zu Minute ärger ward, so hielt es Dobelitz für angemessener, der Sache schnell ein Ende zu machen. Und sich hoch emporrichtend, rief er mit gewaltiger Stimme in den Lärm hinein:

„Laßt mich nur ein paar Worte allein mit dem stolzen Herrn Borneik reden, liebe Leute, und es wird gleich Frieden geben!"

„Still! still!" rief es da von allen Seiten, und als es einigermaßen ruhig geworden war, fuhr Dobelitz, zum Rademacher gewendet, mit bedeutsamem Lächeln und nachdrücklichem Tone fort:

„Ihr wißt vielleicht nicht, lieber Borneik, daß mein Vetter zwei Jahre bei dem Rademachermeister Friedrich Wilhelm Grund in einer gewissen preußischen Stadt gearbeitet hat?!"

Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor.

Der Rademacher ward blaß wie eine Leiche, die Arme fielen ihm schlaff am Leibe herunter und regungslos starrte er der jungen Musikanten an, welcher groß und stolz vor ihm stand und ihn mit verächtlichen Blicken maß.

„Da ich sehe, daß Euch diese Mittheilung in eine friedlichere Stimmung versetzt," fuhr Dobelitz fort, „so thut mir und meinen Leuten hier vor allen Hochzeitsgästen Abbitte und widerruft auf der Stelle all' die Verläumdungen, welche Ihr heute Morgen über mich in Umlauf gebracht habt; wo nicht, so ....."

„Ja, ja — wir wollen uns vertragen, Dobelitz!“ stieß der Rademacher mit tonloser Stimme hervor, indem er auf den Letzteren zuwankte, und ihm mit erzwungener Freundlichkeit die Hand drückte. „Ich habe Euch und Euren Leuten Unrecht gethan,“ fügte er nach einer Pause hinzu, seine Angst und Wuth gewaltsam niederkämpfend; „Ihr seid ein wackrer Mann, und ich bitte Euch, mir meine übereilten Worte zu verzeihen. Was ich Andern heute über Euch gesagt habe, war nicht ernstlich gemeint, und ich widerrufe es gern.“

„Das genügt mir,“ erwiderte Dobelitz. „Hernach wollen wir mehr mit einander reden und auf unsere Versöhnung Eins trinken. — Daß Marie Lies Eure Frau nicht werden kann, seht Ihr gewiß selbst ein,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu; „Ich werde Euch morgen sagen, wie Ihr Euch gegen sie und ihre Eltern zu verhalten habt. — Soll ich Euch nun einen Walzer spielen, Borneik?“ fragte er dann laut. „Ich thu's umsonst!“

Der Gedemüthigte und Vernichtete dankte mit sauersüßer Miene und schlich sich hastig davon, während die Hochzeitsgäste überrascht und staunend miteinander flüsterten und sich vergeblich den Kopf zerbrachen, warum der hochmüthige, rasende Borneik plötzlich so kleinlaut und friedfertig geworden war. Mehrere der Neugierigsten wollten Dobelitz ausforschen, allein Dieser erklärte auf das bestimmteste, daß er kein Wort weiter über den Vorfall verlieren werde, da Alles zu seiner vollkommenen Zufriedenheit erledigt sei. Wer mehr zu wissen wünsche, möge sich an den Rademacher wenden.

Das Tanzen nahm jetzt seinen ungestörten Fortgang, und einige Minuten später herrschte auf der geräumigen Hausflur wieder ein so fröhliches Leben, als ob Nichts vorgefallen sei.

Der alte Kasteimke und seine Frau hatten den stürmischen Auftritt zwischen den beiden Feinden und Nebenbuhlern mit Zittern und Zagen angesehen und angehört und ihre Tochter ängstlich zu sich hergewinkt, da sie fürchteten, daß Diese auf irgend eine Art mit in den Streit hineingezogen werden könne. Sie hielten sich schon für verloren und waren daher nicht wenig überrascht und erfreut, als sie den jungen Musikanten auf eine so glänzende Weise als Sieger aus dem Kampf hervorgehen sahen.

Marie Lies jubelte laut auf, als sie den Rademacher wie einen armen Sünder davonschleichen sah; hätten ihre Eltern sie nicht mit Gewalt in ein entferntes Zimmer geführt, das lebhafte Mädchen würde Dobelitz vielleicht vor allen Leuten um den Hals gefallen sein und ihm gedankt haben, daß er sie von dem verhaßten Freier erlöst habe: denn nach diesem Auftritt würde sie den Gedemüthigten nicht geheirathet haben, und wenn man ihr gleich das Herz aus der Brust gerissen hätte.

Als die tanzwüthigen jungen Burschen und Mädchen endlich ihre Lust gebüßt hatten, und Dobelitz gegen Tagesanbruch mit dem alten Clarinettisten nach Hause ging, um einige Stunden zu schlummern, erzählte ihm Dieser hocherfreut, daß der Rademacher freiwillig seine Ansprüche auf Marie Lies aufgegeben habe.

„Bald nach Eurem Streit," sprach Kasteimke, „zog mich Borneik auf die Seite und sagte sehr kleinlaut zu mir:

„„Da ich gemerkt habe, daß Eure Tochter mich nicht leiden kann, so geb' ich Euch Euer Wort zurück — ich würde am Ende doch nur in Unfrieden mit ihr leben. Mit meiner ersten Frau hab' ich eine unglückliche Ehe geführt — mit der zweiten soll mir Das nicht passiren.““

„Seht Ihr wohl, Kasteimke, daß ich Recht hatte, als ich Euch sagte, daß aus der Heirath Eurer Marie Lies mit dem Rademacher Nichts werden solle?" rief der junge Musikant mit triumphirender Miene. „Und fürchtet nur nicht, daß der Bösewicht Euch deßhalb auf irgend eine Weise drücken oder quälen werde — Ihr habt gesehen, wie ich ihn in meiner Gewalt habe. Für die Härte, mit welcher er Euch behandelt hat, soll er Euch noch Entschädigung geben, das versichr' ich Euch. Ihr werdet's demnächst schon spüren."

4.

Am Tage nach dieser stürmischen Hochzeit sah der Wächter bei seiner Runde durch das Dorf, in welchem Dobelitz und Borneik wohnten, um Mitternacht noch Licht in dem Häus=chen des Erstern. Neugierig, was der Musikant so spät noch treibe, trat er an das Fenster und schaute in das Zimmer, war aber nicht wenig erstaunt, als er Jenen in Gesellschaft des Rademachers erblickte, mit dem er gar laut und heftig zu reden schien. Der Wächter lauschte und spähte eine Weile, da er aber vor dem Brausen des Sturms in den Wipfeln der Bäume kein Wort verstehen konnte, so ging er kopfschüttelnd von dannen.

Die beiden Feinde hatten in ihrer Aufregung den Ruf und die Schritte des Wächters nicht gehört und eben so wenig seine dunkle Gestalt am Fenster gewahrt — der Gegenstand ihrer Unterredung nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Rademacher ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und wehrte mit heftigen Geberden die Vorstellungen des jungen Musikanten von sich ab, welcher am Tische vor einigen beschriebenen Blättern Papier saß und Jenem mit vollkommner Ruhe den Inhalt der Schriften mittheilte.

„Nein, nein! ich kann und kann es nicht!" stieß Borneik mit wildem Grimm hervor, als Dobelitz schwieg. „Ihr bringt mich an den Bettelstab!"

Der junge Musikant schlug ein lautes Gelächter auf.

„An den Bettelstab!" wiederholte er spottend. „An den Bettelstab! Als ob der Verlust von ein paar hundert Thalern Euch, der Ihr mehrere Tausende besitzt und täglich Eure zwei bis drei Thaler dazu verdient, arm und unglücklich machte! Weh wird's Euch thun, das weiß ich wohl — Ihr seid ein Geizhals der ersten Sorte — aber eben darum bleib' ich bei meiner Forderung!"

„Nein, nein, nein! ich will und kann es nicht!" tobte der Rademacher, wüthend mit dem Fuße stampfend.

„Ich will mich nicht länger mit Euch herumstreiten," versetzte Dobelitz gelassen, indem er sich erhob und die Papiere zusammenfaltete; „Ihr habt ja die Wahl! Ihr unterschreibt entweder noch in dieser Stunde diese Urkunde, in welcher Ihr dem alten Kasteimke Alles schenkt, was Ihr ihm geliehen, und seiner Tochter bei ihrer Verheirathung ein Brautgeschenk

von hundert Thalern verspricht — oder ich erzähle morgen im ganzen Dorf, daß Ihr vor achtzehn Jahren dem Rademachermeister Grund in T., bei dem Ihr als Gesell gearbeitet, eine bedeutende Summe Geldes entwendet habt, dafür mit sechsmonatlichem Gefängniß bestraft und hernach mit Schimpf und Schande fortgejagt seid. Mein Vetter, welcher einige Zeit nach Eurem Abzuge bei Grund gearbeitet und die Geschichte von Diesem von Anfang bis zu Ende gehört, hat mir Alles erzählt, als er vor vier Jahren hier zum Besuche bei mir war und ich zufällig Euren Namen nannte. T. ist weit, sehr weit von hier, aber das Böse kommt endlich doch an den Tag. Ihr habt die Leute seit langen Jahren hochmüthig und hart behandelt, habt auf Euer schnöd' erworbenes Geld gepocht, und den alten ehrlichen Kasteimke auf alle Weise gedrückt und geschunden — dafür sollt Ihr gestraft werden! Antwortet — geht Ihr auf die Bedingungen ein oder nicht? Ich habe keine Lust, mich die ganze Nacht mit einem solchen Menschen herumzuzanken!"

Der geizige, übermüthige, hartherzige Rademacher wußte vor ohnmächtigem Grimm nicht, was er beginnen sollte. Die Liebe zum Gelde und die Angst, als ein Dieb gebrandmarkt vor allen Leuten dazustehen, kämpften auf's heftigste in seiner Seele — aber endlich gewann die Letztere die Oberhand.

„Gebt die Schrift her — ich will sie unterzeichnen!" stieß er zähneknirschend hervor, indem er an den Tisch trat und dem Musikanten das Papier aus der Hand riß. „Aber kommt jemals ein Wort von der Geschichte über Eure Lippen, so ....."

„Was ich geschworen habe, halt' ich," unterbrach ihn Dobelitz mit stolzem Ton, „mag Derjenige, dem ich eine eidliche Zusicherung gebe, ein ehrlicher Mann oder ein Schurke sein!"

Der Rademacher unterzeichnete die Schenkungsschrift mit wuthbebender Hand, schleuderte die Feder dann ergrimmt von sich und rief:

„Es kostet Euch das Leben, wenn Ihr Euer Wort brecht!"

„Seid unbesorgt," entgegnete Dobelitz, die Unterschrift mit zufriedener Miene betrachtend, „ich habe meinen Zweck erreicht — um Euer Verderben ist mir's nicht zu thun.— Damit Ihr aber nicht in Versuchung kommt, Rache für Eure Demüthigung an mir zu nehmen und mich vielleicht gar heimlich aus dem Wege zu räumen," fuhr er nach einer Pause fort, „so werde ich meinem Vetter melden, was zwischen uns vorgefallen ist, damit er den Gerichten das Nöthige anzeigen kann, wenn mir unversehens etwas Schlimmes widerführe. In jedem andern Fall könnt Ihr auf sein unverbrüchliches Schweigen eben so gut rechnen als auf das meinige."

Borneik erwiderte keine Sylbe; er drückte den Hut in die Stirn und wollte in stummer Wuth davoneilen. Dobelitz aber hielt ihn zurück und sagte mit freundlichem Ton:

„Zum Abschied möcht' ich Euch noch einen guten Rath geben, lieber Borneik. Ihr seht, daß Ihr mit all Eurem Gelde Nichts gegen den „schlechten Musikanten" habt aus=

richten können, und daß die meisten Leute auf der Hochzeit auf meine Seite traten, weil Ihr Euch allgemein verhaßt gemacht habt. Seid in Zukunft menschlicher und liebreicher gegen Diejenigen, welche weniger besitzen als Ihr — es wird Euch reiche Früchte bringen. Könnt Ihr nicht von Herzen freundlich gegen mich sein, so seid es wenigstens vor den Leuten, damit der böse Verdacht, den sie seit unserm Streit gegen Euch gefaßt haben, verschwindet. Ueber mein Benehmen sollt Ihr Euch von heut' an nicht zu beklagen haben, und es wird mir Freude machen, wenn Ihr mir Gelegenheit gebt, bald recht viel Gutes von Euch erzählen zu können. Daß Ihr dem alten Kasteimke das Geld geschenkt habt, soll Euch nicht zum Schaden gereichen, das versichre ich Euch — wofern die Achtung und Liebe der Menschen einigen Werth für Euch haben."

Solche freundliche, wohlwollende Worte hatte Borneik noch nie aus dem Munde des jungen Musikanten gehört. Er blickte ihn eine Weile überrascht und staunend an, drückte ihm darauf bewegt die Hand und sagte:

„Wenn ich einmal ein bessrer Mensch werde, so hab' ich's Euch zu danken, Dobelitz! Ihr seid zwar unbarmherzig mit mir umgegangen — aber am Ende wird das mich gründlich curiren! Gute Nacht! Ich bin nicht zum letzten Mal in Eurem Hause gewesen!"

Mit den Worten eilte er, ruhiger als er gekommen, von dannen und schritt gedankenvoll durch das nächtliche Dorf seinem stattlichen Hofe zu, welcher am äußersten Ende desselben lag.

Als der Wächter wieder am Häuschen des Musikanten vorüberging, war Alles still und dunkel drinnen, und mit zufriedener Miene murmelte er vor sich hin:

„Gottlob, daß Dobelitz endlich Ruhe hat! Der arme Mensch wird ja Tag und Nacht geplagt! Der Rademacher hat ihm gewiß Geld für die zerbrochene Violine abgefordert, wird aber wohl mit langer Nase abgezogen sein — der Musikant läßt sich nicht in's Bockshorn jagen!" —

Am folgenden Morgen wanderte Dobelitz seelenvergnügt nach dem Dorf, in welchem der alte Clarinettist wohnte. Er ward mit der größten Herzlichkeit aufgenommen; als er aber dann die Schenkungsurkunde mit der Unterschrift des Rademachers aus der Tasche zog und den biedern Eheleuten überreichte, vermochte er sich kaum ihrer stürmischen Danksagungen und Liebkosungen zu erwehren.

„Juchhe! jetzt bin ich ein freier Mann, der keinen Pfennig Schulden hat!" jubelte Kasteimke. „Nun kann ich mir im nächsten Sommer ein Gespann Pferde und noch zwei Kühe anschaffen! Wenn's jetzt mit meiner Wirthschaft nicht vorwärts will, so soll mich Jeder einen faulen Kerl schelten!"

„Aber sagt mir nur um Gotteswillen, wie Ihr's angefangen habt, den bitterbösen Rademacher so geschmeidig und großmüthig zu machen, lieber Dobelitz?!" rief die Frau Kasteimke.

„Das kommt niemals über meine Lippen," entgegnete der Letztere ernst. „Ich habe mich eidlich zu ewigem Still-

schweigen verpflichtet und den Schwur werd' ich nimmer brechen. — Aber wo ist Eure Tochter denn?" fuhr er mit heitrer Miene fort. „Gebt Ihr sie mir jetzt zur Frau?"

„O, mit tausend Freuden!" riefen Beide wie aus einem Munde, und der alte Clarinettist schrie sogleich mit fröhlicher Stimme lachend in den Garten hinaus, wo Marie Lies Leinen begoß:

„Marie Lies! Marie Lies! Komm' auf der Stelle herein! Du sollst verkauft werden!"

Das Mädchen, welches den jungen Musikanten hatte in's Haus gehen sehen, kam schelmisch lächelnd herbei und schien sich durchaus nicht vor dem harrenden „Kaufmann" zu fürchten.

„Ihr habt Marie Lies durch Euer stolzes Wesen auf der Hochzeit rein den Kopf verdreht, Dobelitz," flüsterte die glückliche Mutter dem Letztern zu, als Jene in's Haus trat. „Sie hat den ganzen Tag nur von Euch und von Eurem herzhaften Benehmen gesprochen."

Als Marie Lies erschien, ging Dobelitz auf sie zu, streckte ihr die Hand entgegen und fragte mit bewegter Stimme:

„Marie Lies, hast Du Lust, mit einem fröhlichen Musikanten durch's Leben zu wandern?"

Das Mädchen schlug ohne Zaudern freudig in die dargebotene Rechte ein, und der junge Musikant drückte ihr einen feurigen Verlobungskuß auf die frischen rothen Lippen.

„Auf Eurer Hochzeit will ich mich noch einmal auf meiner alten Clarinette hören lassen und Euch den „Brauttanz" spielen," sagte Kasteimke; „hernach mögt Ihr für mich blasen und musiciren, lieber Dobelitz!"

„Und wenn ich keine Lust mehr dazu habe, so sollen mich Eure Enkel ablösen!" rief Dobelitz lachend.

Der Müller.

1.

Tiefe Sonntagnachmittagsstille lag auf den weiten blumigen Wiesen und den wogenden grünen Kornfeldern. Auf den klaren Fluten des Mühlteiches wiegten sich die goldenen Sonnenstrahlen und spielten um die schlanken Uferweidenzweige, die im warmen Sommerwinde leise hin und her schwankten. Der Gesang der Vögel in den Wipfeln der Bäume und das Rauschen des Wassers durch das Wehr waren die einzigen Laute, welche das feierliche Schweigen in der Natur unterbrachen.

In der halbverfallenen Mühle herrschte ebenfalls tiefe Stille. Der Müller Bresenow, ein wohlgenährter, kräftiger Fünfziger mit vollem rothen Gesicht, saß mit finstrer Miene in seinem kleinen Schreibzimmer und blickte starr zu den sonnenbeglänzten Wiesen und Kornfeldern hinüber, die sich jenseit des Mühlteiches ausbreiteten. Die verhältnißmäßig elegante Ausstattung des Gemaches und die fast städtische Kleidung des Müllers deuteten auf eine große Wohlhabenheit des Letztern hin, obgleich sie in einem auffallenden Gegensatz zu dem ärmlichen Aeußern des Gebäudes standen, welches hie und da den Einsturz drohte. Da Bresenow außer der Mühle auch noch einen großen Halbhof in dem nahen Kirchdorf besaß und sich jährlich durch sein Gewerbe eine

hübsche Summe verdiente, so ward er von allen Leuten trotz seiner baufälligen Wohnung für reich gehalten, in welchem Glauben er sie durch sein hochfahrendes, prahlerisches Benehmen noch bestärkte. Hätten sie jedoch geahnt, wie seine Vermögensumstände beschaffen waren, sie würden ihn schwerlich um sein „Glück" beneidet haben. Seine Frau und seine beiden erwachsenen Söhne, von denen der älteste das fünfundzwanzigste Jahr bereits überschritten hatte, theilten die Meinung aller Leute nah und fern, daß ihr Mann und Vater es mit dem reichsten Bauern sechs Meilen in der Runde aufnehmen könne.

Nachdem Bresenow lange regungslos dagesessen, fuhr er plötzlich empor, wühlte eine Weile hastig in dem Haufen von Papieren herum, welche neben ihm auf der Platte des Secretairs lagen, las einige derselben mißvergnügt durch und warf endlich alle in ein verborgenes Schiebfach.

„Sähe irgend ein Mensch diese Fetzen, ich wäre unglücklich!" rief er, indem er den Secretair sorgfältig verschloß und dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. — „Den Sommer über wird der wackelige Mühlkasten ja wohl noch stehen," fuhr er nach einer Pause fort; „bei den Stürmen im Winter und Frühjahr dacht' ich immer, die ganze Maschine würde zusammenstürzen! Da Diese das Ding aber nicht umgeworfen haben, so wird es sich gewiß bis zum Herbst halten. Dann mag mein Hermann dafür sorgen — und für das Uebrige!" setzte er mit einem hämischen Lächeln hinzu. „Der Junge merkt, glaub' ich, daß ich ihm ein starkes Stück Arbeit zugedacht habe, und scheint dies seinem jüngern Bruder überlassen zu wollen — — das ewige Laufen nach dem Dorf hat gewiß

Etwas zu bedeuten! Ich hab' ihn ein paar Mal mit dem alten Konitz sprechen sehen — sollte er dessen Tochter heirathen und damit dessen Hof fangen wollen? Dann müßt' ich ihm am Ende noch Geld dazu geben, daß er mir Mühle und Hof so lange ließe, bis Heinrich volljährig ist, anstatt daß er später seinen Bruder abzufinden hat! Das käme mir gelegen!! — Nein, daraus kann Nichts werden!" fuhr er nach einer Weile mit entschiedenem Ton fort. „Hermann muß ein Mädchen heirathen, das ihm viel, viel baares Geld in die Mühle bringt, damit er diesen wackeligen Kasten von Grund aus neu aufbauen kann. Wenn er hernach heimkommt, will ich gleich einmal mit ihm reden. Er ist ein hartnäckiger Bursche, aber ich werde ihn schon zahm machen!"

Nach diesem Selbstgespräch verließ er das Zimmer und schritt einige Zeit auf dem freien Platz vor der Mühle hin und her; dann ging er wieder hinein, hantirte eine Viertelstunde im Hause herum und wanderte dann wieder draußen auf und ab — er konnte nirgends Ruhe finden.

Endlich sah er seine Frau und seinen ältesten Sohn auf dem zum Kirchdorf führenden Pfade daherkommen und eilte rasch in das große Wohnzimmer, um sich den Schein zu geben, als ob er in aller Behaglichkeit sein Nachmittagsschläfchen gehalten habe.

Ein Blick auf Mutter und Sohn genügte, um zu erkennen, daß deren Charakter ein durchaus andrer sein müsse als der des Müllers. Die Erstere besaß ein sanftes, liebreiches Gemüth, und der leidende Ausdruck in ihrem feinen bleichen Antlitz verrieth, daß sie ihrem harten und rohen Manne gegenüber täglich die Rolle einer stillen Dulderin zu spielen habe. Sie plagte sich vom frühen Morgen bis zum späten

Abend, um all' die Arbeiten, welche die ausgedehnte Landwirthschaft mit sich brachte, mit Hülfe ihrer Söhne und Dienstboten zu bewältigen, während ihr Mann seine Zeit mit Fahrten nach der benachbarten Stadt, mit unnützem Umherschlendern auf Feldern und Wiesen und mit Schwatzen und Zechen im Wirthshaus des Kirchdorfs vergeudete. Fern von jedem Hochmuth, erfüllte ihre Seele dennoch ein unbegrenzter Stolz — es war der Stolz auf ihren ältesten Sohn Hermann, den sie mehr als ihr Leben liebte.

Dieser verdiente die Liebe einer solchen Mutter aber auch in jeder Beziehung. Obwohl er eine Bildung besaß, wie sie auf dem Lande nicht häufig gefunden wird, und sein zarter Körperbau und sein gewandtes feines Wesen eher für die Stadt zu passen schienen, so scheute er sich dennoch vor keiner Arbeit, weil er wußte, daß er seiner Mutter damit einen Theil der Last abnehme, die auf ihren Schultern ruhte. Sanft und liebreich wie sie, wußte er trotzdem mit männlicher Festigkeit und Würde aufzutreten, so oft es galt, seine Mutter und seinen jüngeren Bruder gegen die ungerechten Vorwürfe seines heftigen und jähzornigen Vaters zu vertheidigen. Wer ihm in das offene, freundliche Gesicht mit den hellen braunen Augen blickte, fühlte sich unwillkürlich zu ihm hingezogen, und mehr als ein reiches Mädchen in den benachbarten Dörfern hoffte im Stillen, daß der hübsche schwarzlockige Hermann Bresenow sie zum Altar führen werde.

„Wie wär's, Hermann, wenn Du die Tochter des Schulzen in Werbentin heirathetest," hob der Müller mit scheinbarer Freundlichkeit an, nachdem er einige gleichgültige Worte mit seiner Frau und seinem Sohn gewechselt hatte.

„Der alte Schulze hat Geld, viel Geld, und da ich Dir im Herbst die Mühle zu übergeben denke, so wird Dir eine tüchtige Mitgift gut zu statten kommen. Wegen der schlechten Zeiten hab' ich den Neubau des Hauses verschoben; Du wirst aber wohl gleich dran gehen müssen — ich habe vorhin bemerkt, daß sich das Dach immer mehr senkt."

„Die reiche Schulzentochter ist eine ganz gute Partie," erwiderte Hermann, „aber da ich Ann' Lies, der Tochter des Halbhufners Konitz, mein Wort gegeben habe, so kann ich auf Deinen Vorschlag nicht eingehen. Ich wollte Dich noch in dieser Woche um Deine Einwilligung bitten; meine Mutter und die Eltern von Ann' Lies haben Nichts dagegen einzuwenden, daß ich die Letztere heirathe."

„Was?!" fuhr der Müller mit zornglühendem Gesicht empor. „Ich sollte zugeben, daß Du die Tochter eines ehemaligen Tagelöhners heirathetest, der sich im Dienst andrer Leute mit Mühe und Noth so Viel zusammengekratzt, daß er sich zur französischen Zeit den Wiesenhof hat kaufen können, der damals für ein Spottgeld ausgeboten wurde?! Das thu' ich nun und nimmermehr! — „„Die Eltern von Ann' Lies haben Nichts gegen die Heirath einzuwenden!"" wiederholte er hohnlachend. „Glaub's wohl, daß sie Nichts dagegen einzuwenden haben! Daß eine arme Tagelöhners-tochter den Erben einer Mühle und eines schönen Halbhofs heirathet, passirt nicht alle Tage!"

„Daß Konitz als Tagelöhner früher so fleißig gewesen ist, daß er sich, ohne einen einzigen Thaler zu leihen, den schönen Hof hat kaufen können, ist das größte Lob für ihn," entgegnete Hermann ruhig. „Wenn er minder brav und arbeitsam wäre, würde er gewiß nicht so von den Leuten

beneidet werden. Da man ihm nicht anders beikommen kann, so wirft man ihm seinen früheren Stand vor. Ich würde stolz darauf sein, wenn ich mir durch meiner Hände Arbeit einen schönen Halbhof erworben hätte!"

Die Müllerin wollte hier das Wort ergreifen, allein ihr erbitterter Mann ließ sie nicht dazu kommen.

„Meinst Du, ich würde erlauben, daß die Tagelöhner=tochter meine Schwelle überschreitet?" stieß Bresenow mit steigendem Grimm hervor. „Oder bildest Du Dir vielleicht gar ein, ich würde Dir ein paar tausend Thaler baares Geld nachwerfen, damit Du auf dem Wiesenhof in Saus und Braus leben kannst?"

„An eine solche Forderung denkt Niemand," versetzte Hermann. „Willst Du nicht, daß ich Ann' Lies als meine Frau in die Mühle führe und diese und unsern Hof über=nehme, so hab' ich einen Plan gemacht, der uns Alle zufrieden stellen wird. Ostern über's Jahr ist mein Bruder Heinrich volljährig; bis dahin mag Alles beim Alten bleiben, nur daß ich Ann' Lies heirathe und den Hof ihres Vaters übernehme. Sobald Heinrich mündig ist, kann er unsern Hof im Dorf und die Hälfte unsrer Ländereien als sein Eigenthum betrachten — ich verlange dann Nichts weiter als die andre Hälfte derselben und die Mühle."

„Das ist ein billiger Vorschlag, Johann," sagte die Müllerin mit liebevollem Ton zu ihrem Mann — „für das Fortkommen unsres Heinrich brauchen wir dann nicht besorgt zu sein."

„Da soll ich mich also noch länger als anderthalb Jahre allein mit der Mühle und dem Hofe herumplagen — nicht wahr?!" rief der Müller mit funkelnden Augen seinem

Sohne zu, ohne seine Frau eines Blickes zu würdigen. „Bis jetzt hab' ich, wie recht und billig, einige Hülfe von Dir gehabt — aber es scheint, als ob Du geflissentlich darauf ausgingst, mir Sorge und Mühe und Verdruß zu machen!"

Ueber Hermann's Züge flog ein schmerzliches Lächeln, aber er erwiderte keine Sylbe.

„Du sollst ein reiches Mädchen heirathen, und damit gut!" fuhr Jener mit befehlendem Ton fort.

„Ich halte, was ich gelobt habe," versetzte Hermann ruhig und fest.

„Willst Du Deinem Vater ungehorsam sein?!" fuhr Bresenow heftig auf.

„Ich verlange nichts Unbilliges und bin alt genug, um selbst zu wissen, was recht und unrecht ist," entgegnete Hermann mit unerschütterlicher Ruhe. „Recht ist aber, daß ich mein Versprechen halte, zumal da durch die Erfüllung desselben Niemand beeinträchtigt wird. Ann' Lies und ihre Eltern haben mein Wort, und das werd' ich nicht brechen, und wenn ich auch die ganze Welt gegen mich hätte!"

Die Müllerin wandte sich mit einigen bittenden und begütigenden Worten an ihren Mann, allein Dieser herrschte ihr ein barsches: „Schweig'!" zu, und Thränen im Auge verließ sie still das Zimmer.

„Hermann — bringe mich nicht auf's Aeußerste!" stieß der Müller nach einer Pause, während welcher er heftigen Schrittes auf und ab gegangen war, mit mühsam unterdrückter Wuth hervor. „Du weißt, daß ich es nicht vertragen kann, wenn meine Pläne durchkreuzt werden!"

„Es thut mir leid, daß meine Wahl Deinen Beifall nicht gefunden hat, lieber Vater," versetzte Hermann; „aber ich kann mein und Anderer Glück nicht einer vortheilhaften Speculation opfern."

„Ich werde mein Haus vor Dir verschließen!" schrie sein Vater in maßloser Erbitterung.

„Dem möcht' ich vielleicht durch freiwillige Entfernung zuvorkommen," antwortete Hermann, welcher sich trotz seiner heftigen Bewegung zu keiner leidenschaftlichen Erwiderung hinreißen ließ.

Mit diesen Worten wandte er seinem Vater den Rücken und ging rasch von dannen. —

Einige Minuten später erschallten Hufschläge in einiger Entfernung von der Mühle, und als Bresenow an's Fenster trat, sah er einen Reiter in feiner städtischer Kleidung in den Hof sprengen. Beim Anblick desselben nahmen seine grimmigen Gesichtszüge plötzlich den Ausdruck größter Angst und Zerknirschung an, und mit widerlicher Freundlichkeit eilte er hinaus, um den Ankömmling zu begrüßen. Es war ein Kaufmann aus der benachbarten Stadt Namens Graumann, einer der Hauptgläubiger des Müllers.

Dieser führte den Erstern in sein kleines Schreibzimmer, bot ihm einen Stuhl an und fragte mit demüthiger Miene, was er ihm zur Erfrischung nach dem angreifenden Ritt vorsetzen dürfe.

Graumann dankte ihm kalt und sagte, nachdem er Platz genommen hatte:

„Ich bin hierhergekommen, um Ihnen anzukündigen, Bresenow, daß ich ferner keine Nachsicht mit Ihnen haben kann. Wenn Sie mir nicht binnen kurzer Zeit Alles

bezahlen, was Sie mir schuldig sind, so werde ich die Gerichte anrufen und Ihnen Haus und Hof verkaufen lassen."

„Um Gotteswillen, Herr Graumann — Sie werden doch Das nicht thun!" stammelte der Müller erbleichend.

„Meine Geduld ist jetzt zu Ende," entgegnete Jener. „Ich habe länger Nachsicht mit Ihnen gehabt, als ich es vor meiner Familie verantworten kann."

Bresenow schaute dem Redenden angstvoll in's Gesicht, um zu erspähen, ob es ihm wirklich Ernst mit dieser Drohung sei; als er aber in der strengen, fast zornigen Miene des Kaufmanns keinen Schimmer von Hoffnung zu entdecken vermochte, rief er mit dem Trotz der Verzweiflung:

„Wenn Sie meinen Tod auf Ihrer Seele haben wollen, so lassen Sie mir Haus und Hof verkaufen — an dem Tag, wo Dies geschieht, stürz' ich mich in den Mühlteich — — die Schande kann ich nicht überleben! Alle Menschen sollen es dann erfahren, daß Ihre Hartherzigkeit mich zum Selbstmörder gemacht hat! Sie wissen, daß ich zu stolz bin, um eine solche Demüthigung ertragen zu können, und daß ich zu tief in Schulden stecke, als daß das Leben großen Werth für mich haben könnte!"

Der Kaufmann schwieg eine Weile, gleich als ob er mit sich zu Rathe gehe, was er mit dem verzweifelten Schuldner beginnen solle.

„Wann wollen Sie mich denn befriedigen?" fragte er endlich.

„Wie und wann es geschehen wird, weiß ich in dieser Stunde nicht, Herr Graumann," antwortete der Müller, sich fassend; „aber geschehen soll es — in acht oder in

vierzehn Tagen — in vier Wochen — — lassen Sie mir nur Zeit, daß ich Mittel und Wege ausfindig machen kann, um mir die nöthigen Summen zu verschaffen."

„Mit dem „Zeit lassen" kommt man bei Ihnen keinen Schritt weiter," versetzte Jener. „Während ich vom Morgen bis zum Abend in meinem Geschäft thätig bin und jeden Groschen zu Rath halte, leben Sie wie ein großer Herr und vergeuden Alles, was Ihre Frau und Ihre Söhne verdienen! Warum geben Sie Ihrem Hermann die Mühle und den Hof nicht? Der würde eine ganz andere Wirthschaft führen als Sie, und ihm würde ich mit Freuden creditiren, wenn ich wüßte, daß ich ihm dadurch aufhelfen könnte, selbst in dem Fall, daß ich des Geldes selber benöthigt wäre."

„Mein Hermann will ein geringes Mädchen heirathen, die Tochter des Halbhufners Konitz im Kirchdorf, der früher als Tagelöhner von Ort zu Ort gelaufen ist," erwiderte der Müller, „und das geb' ich nun und nimmermehr zu."

„Das ist ja ein elender Hochmuth von Ihnen!" rief Graumann entrüstet. „Sie sollten sich freuen, daß Ihr Hermann so vernünftig ist, ein geringes, aber thätiges und braves Mädchen einer reichen, verwöhnten Erbin vorzuziehen! — Aber ich weiß recht gut, was Sie im Sinn haben," fuhr er nach einer Pause in scharfem Tone fort. „Sie wollen Ihrem Hermann Das aufbürden, was Sie hätten thun müssen! Sie wollen sich ein stattliches Altentheil verschreiben lassen, um behaglich essen und trinken, in den Wirthshäusern herumliegen und den Städter spielen zu können! Diesem nichtsnutzigen Plan will ich keinen Vorschub leisten. Bezahlen Sie mir, was Sie mir schuldig sind,

oder treten Sie Ihrem Hermann Hof und Mühle ab — mit Ihnen kann ich keine Nachsicht mehr haben. Wenn Sie sich in Ihrer Wuth das Leben nehmen, so kann mich die Schuld nicht treffen, da ich Ihnen in Gegenwart eines Beamten schon mehrmals gesagt habe, daß ich Ihrem Hermann alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen bereit sei. Sie haben jetzt die Wahl — entscheiden Sie sich — lange werde ich mich nicht mehr hinhalten lassen."

Darauf wünschte er dem Müller kalt einen guten Abend, bestieg sein Pferd und ritt von dannen.

Die Hufschläge waren längst verhallt, aber Bresenow stand noch immer unbeweglich neben dem Stuhl, dessen Lehne er in seiner Angst krampfhaft umklammert hatte, und schaute mit rollenden Augen vor sich hin. Dann schlug er sich plötzlich mit der geballten Faust vor die Stirn und rief zähneknirschend:

„Lieber will ich mich dem Teufel verschreiben, als noch länger solch ein Leben führen!"

Mit einem wilden Fluch stieß er den Stuhl in die Ecke und schritt heftig im Zimmer auf und nieder.

„Geschehen muß Etwas — geschehen muß Etwas — sonst bin ich verloren!" murmelte er endlich, nachdem sich seine Wuth einigermaßen gelegt hatte. „Zuerst will ich einmal zu dem alten Konitz gehen und ihm vorschlagen, daß er seine Tochter heimlich mit einem Andern verlobt — dann such' ich meinem Hermann schnell eine reiche Partie. Der „Tagelöhner" wird sich sehr geschmeichelt fühlen, daß ich sein Haus betrete, und wird meinen Vorschlag gewiß nicht von sich weisen, wenn ich ihm eine Hand voll Thaler biete — solch ein emporgekommener armer Schlucker leckt

alle zehn Finger nach blankem Gelde! — Das ist Eins," fuhr er grübelnd fort; „dann muß ich aber auch Geld haben, baares Geld und zwar bald! Wo soll ich das her=nehmen?"

Und wieder starrte er mit zuckendem Gesicht lange regungslos vor sich hin, gleich als ob er jeden möglichen Schritt und dessen Folgen reiflich erwäge.

„Ja — so soll's sein, und wenn es mir den Kopf kostete!" rief er endlich, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit dem Ausdruck tückischer Schadenfreude. „Dieser Zustand ist nicht länger zu ertragen — wer nicht wagt, gewinnt nicht!"

Und hastig den Hut aufstülpend, stürmte er in wilder Aufregung hinaus in's Freie. —

Um dieselbe Zeit saß Ann' Lies, die zwanzigjährige rothwangige Tochter des Halbhufners Konitz, im schönsten Sonntagsschmuck einsam in ihres Vaters Garten und spähte mit ihren klaren blauen Augen nach Hermann aus, der versprochen hatte, gegen Abend zu ihr zu kommen.

Da ihr Vater als ein Emporkömmling von den übrigen Hofbesitzern des Dorfs etwas über die Achsel angesehen wurde und sich deßhalb mit den Seinigen möglichst fern von allen Festen und Lustbarkeiten hielt, so hatte sie sich von Jugend auf an ein stilles, eingezogenes Leben gewöhnt und nahm nur in seltenen Fällen an dieser oder jener Vergnügung Theil. Sie hatte sich in ihrer Einsamkeit auf dem stattlichen Hofe ihres Vaters, in dem großen schmucken Hause mit den roth und blau angestrichenen Thüren und Fensterrahmen, einem Muster von Ordnung und Sauberkeit, und in dem hübschen, rings von Wiesen umgebenen Garten

stets glücklich gefühlt; nach ihrer heimlichen Verlobung mit Hermann aber vermochte sie es kaum zu begreifen, wie andere Mädchen an dem wilden Getümmel auf dem Tanzboden Geschmack finden konnten.

Die Strahlen der Sonne blitzten schon durch die niedrigen Weidenbäume, welche jenseit des Dorfes am Ufer des Flusses standen, als die Harrende den Sohn des Müllers raschen Schrittes auf dem schmalen Wiesenpfade daherkommen sah. Sie ging ihm freudig entgegen, fuhr aber erschrocken zusammen, als sie die verstörte Miene bemerkte, womit er sie begrüßte.

„Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet, Hermann?" fragte sie mit dem Ton innigster Liebe.

„Komm', laß uns zu Deinen Eltern gehen, Ann' Lies — da sollst Du hören, was mir das Herz schwer macht," erwiderte Jener, indem er ihre Hand ergriff und mit ihr dem Hause zuschritt.

Der Halbhufner Konitz, ein hagerer Fünfziger mit bleichem tiefgefurchten Gesicht, saß mit seiner nur um wenige Jahre jüngern Ehehälfte, einer robusten, freundlich blickenden Frau, in behaglicher Ruhe in dem geräumigen, sonntäglich geschmückten Wohnzimmer und erzählte der Letztern eben, welche reiche Ernte er in diesem Jahr zu machen gedenke, als seine Tochter und Hermann eintraten.

Nachdem Dieser das Ehepaar hastig, aber mit großer Herzlichkeit begrüßt hatte, erzählte er, was zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen war, und schloß, zu dem still weinenden Mädchen gewendet, mit den tröstenden Worten:

„Aber was mein Vater auch anfangen mag — uns soll er nicht trennen, Ann' Lies! Ich will ihm einmal beweisen, daß mir an seinem Geld und Gut Nichts liegt!"

Der etwas ängstliche Konitz war so bestürzt, daß er keine Sylbe zu erwidern vermochte; seine Frau dagegen, welche stolz darauf war, daß sie sich mit ihrem Mann aus der Armuth und Niedrigkeit durch eigne Kraft emporgearbeitet, versetzte in etwas gereiztem Ton:

„Wenn die Sachen so stehen, so mein' ich, es wär' besser, Du gäbst unsrer Ann' Lies Dein Wort zurück, Hermann! Der Hader thut nicht gut, und am Ende ist's doch nur unsre Tochter, welche dabei zu kurz kommt!"

„Haltet Ihr mich für einen so gewissenlosen Menschen, daß Ihr glaubt, ich würde Diejenige so ohne Weiteres aufgeben, welcher ich Liebe und Treue gelobt habe?!" rief der Sohn des Müllers schmerzlich aus. „Wüßtet Ihr, wie tief mich ein solcher Verdacht kränkt, Ihr würdet nicht so geredet haben!"

„Nun, nur nicht gleich so hitzig!" entgegnete Jene. „Daß uns das Glück unserer einzigen Tochter am Herzen liegt, wirst Du uns doch gewiß nicht verdenken!"

„Was willst Du denn anfangen, wenn Dein Vater nicht nachgiebt, Hermann?" fragte der Halbhufner nach einer bangen Pause.

„Dann geh' ich fort von der Mühle und suche mir irgend einen Dienst in der Stadt oder in einem der nächsten Dörfer," erwiderte Hermann mit enschlossenem Ton. „Da ich seit Jahren der großen Wirthschaft allein vorgestanden habe, so wird mein Vater mich schmerzlich vermissen und über kurz oder lang gewiß zum Nachgeben bereit sein. Auf

welche Art wir uns hernach verständigen, ist mir einerlei, wenn er nur einwilligt, daß ich Ann' Lies heirathe — dies ist die erste und letzte Bedingung, an der ich unter allen Umständen festhalten werde."

„Wie? Du wolltest von der Mühle fortgehen und bei fremden Leuten arbeiten?" rief das Mädchen bestürzt aus. „Nein, nein, Hermann — das darfst Du nicht!"

„Ich habe mich nie der Arbeit geschäumt," entgegnete Hermann ruhig, „und am allerwenigsten werd' ich es thun, wenn es gilt, Dir und Deinen Eltern zu beweisen, daß ich Dich von Herzen lieb habe. — Laßt uns vorläufig nur gutes Muthes sein," fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „mein Vater wird vielleicht schon morgen auf andre Gedanken kommen, wenn er sieht, daß ich mich durch sein Toben nicht einschüchtern lasse. Ich werde Euch von Allem, was vorfällt, sogleich benachrichtigen."

Damit drückte er Ann' Lies und ihren Eltern die Hand und eilte nach der Mühle zurück.

2.

Als Konitz am folgenden Morgen in seinem Hofe mit dem Ausbessern einer beschädigten Wagenleiter beschäftigt war, rief ihm eine Stimme von der Dorfflur einen freundlichen Gruß zu, und als er sich umwandte, sah er den Müller Bresenow auf sich zukommen, dessen halb stolze und halb verlegene Miene verrieth, daß ihn eben keine wohlwollende Gesinnung beseele.

„Was mag Der von mir wollen? Etwas Gutes gewiß nicht!“ dachte Konitz, indem er dem Müller entgegen ging und ihn höflich, aber kalt auf seinem Hofe willkommen hieß.

Nachdem Bresenow dem Halbhufner einige erheuchelte Lobeserhebungen hinsichtlich des schmucken Aussehens seiner Besitzung gemacht und schließlich auf eine baldige Heirath der Erbin eines so schönen Hofes angespielt hatte, rückte er mit seinem Antrag heraus.

„Ihr seid in einer ähnlichen Lage wie ich, lieber Konitz,“ sagte er, den Letztern von der Seite anschielend, mit seiner widerlichen Freundlichkeit; „mein Hermann soll demnächst auch heirathen — ich habe ihm eine reiche, reiche Braut ausgesucht.“

„Wer ist denn die Glückliche?“ fragte Jener mit anscheinender Ruhe.

„'S ist die Tochter des Schulzen in Werbentin — das hübscheste und reichste Mädchen sechs Meilen in der Runde,“ versetzte der Müller.

„Hat Euer Hermann denn Nichts gegen diese Heirath einzuwenden?“ forschte der Halbhufner in gespannter Erwartung.

„Das ist gerade der Punct, um dessentwillen ich zu Euch gekommen bin,“ antwortete Bresenow. „Ihr wißt sicherlich eben so gut als ich, daß mein Hermann hin und wieder mit Eurer Tochter getanzt und scharmirt hat .....“

„Herr Bresenow!“ unterbrach ihn Jener mit drohendem Ton.

„Nun, ganz in aller Unschuld, versteht sich,“ fuhr der Müller rasch fort. „Früher hab' ich schon bisweilen gedacht, daß die Beiden gar kein übles Paar abgeben würden,“

fügte er tückisch hinzu; „da ich aber den Antrag des Schulzen nicht zurückweisen darf, so kann von einer Heirath zwischen Eurer Ann' Lies und meinem Hermann nicht mehr die Rede sein."

„Ich habe Euch dieselbe ja auch nicht vorgeschlagen," versetzte der Halbhufner kalt.

„Das weiß ich wohl, das weiß ich wohl, lieber Konitz," sagte Bresenow eifrig. „Aber mein Hermann hat Eurer Tochter sein Wort gegeben und will auf meine Bitten und Vorstellungen nicht hören. Darum wollt' ich Euch fragen, ob Ihr nicht Lust hättet, Eure Ann' Lies mit dem ältesten Sohn des Halbhufners Jarneik in Belitz zu verheirathen. Der alte Jarneik ist ein wohlhabender Mann und wenn Euch meine Vermittelung ....."

„Gebt Euch keine Mühe, Bresenow — ich handle nicht heimtückisch gegen Euern Hermann und meine Tochter," fiel ihm Konitz mit edlem Unwillen in die Rede. „Ich weiß, daß die Beiden sich sehr lieb haben, und so wie ich die Liebschaft nicht veranlaßt habe, so werd' ich sie auch nicht trennen."

„Meint Ihr denn, daß ich jemals meine Einwilligung zu dieser Heirath geben werde?!" rief der Müller, aus seiner Heuchlerrolle fallend, mit hochmüthiger Miene.

„Was Ihr thun wollt, geht mich Nichts an," versetzte Jener ruhig; „aber was ich zu thun habe, weiß ich auch ohne Eure Belehrung. Zu einem hinterlistigen Streich biet' ich niemals die Hand."

„Lieber Konitz — so nehmt doch Vernunft an!" bat Bresenow mit mühsam verhaltenem Grimm. „Wenn Ihr

auf meine Wünsche eingeht, so soll es mir auf hundert Thaler nicht ankommen ....."

„Ich habe Euch ja gesagt, daß ich mich zu keinem Schurkenstreich hergebe!" entgegnete der Halbhufner mit Nachdruck.

„Ihr sollt hundertundfünfzig ..... Ihr sollt zweihundert Thaler haben, wenn Ihr mir helft, die beiden Verliebten auseinander zu bringen!" fuhr der Müller fort, dessen Aufregung von Minute zu Minute wuchs.

„Ihr scheint Euch einzubilden, daß Ihr mit Eurem Gelde den Menschen ihre Ehre und ihr gutes Gewissen abkaufen könntet," erwiderte Konitz mit verächtlicher Miene. „Ich bin bis heut' ein rechtschaffener Mann gewesen und will's auch in Zukunft bleiben. Schämt Euch, daß Ihr Euren wackern Hermann, der Tag und Nacht für Euch arbeitet, so niederträchtig zu hintergehen sucht!"

Mit diesen Worten wandte er dem Müller den Rücken und setzte sich wieder an seine Arbeit.

Der Letztere stand eine Weile stumm vor Wuth da; dann drückte er den Hut in's Gesicht und rief davonstürmend mit bebender Stimme:

„Ihr werdet es einst noch bereuen, daß Ihr mich so schnöde abgewiesen habt!" — —

In der nächsten Zeit sahen die Leute im Dorf zu ihrem größten Erstaunen, wie der Müller fortwährend zwischen seinem großen, mitten im Orte liegenden Hofe und der Mühle hin und her lief, alles Hausgeräth aus dem erstern in die letztere schaffen und Maurer, Schreiner und Maler kommen ließ, welchen er befahl, das Haus mit möglichst wenigen Kosten hübsch herauszuputzen.

Der jüngere Sohn Bresenow's solle heirathen und auf dem Hofe wohnen, erzählte man sich, obgleich Niemand begriff, wie der Müller diesen Plan gegen seinen ältern Sohn durchsetzen werde. Fragte man Diesen, so zuckte er schweigend die Achseln, und Jener wußte eben so wenig zu sagen, was sein Vater eigentlich vorhabe.

Der eine der beiden Knechte, welche ihre Schlafstelle auf dem Hofe hatten, wollte von dem Schreinermeister ganz im Vertrauen gehört haben, daß der Müller selbst das Haus im Dorf beziehen werde — allein diesem Gerücht schenkte man noch weniger Glauben.

Das Verhältniß zwischen Hermann und seinem Vater ward für Diese und für die übrigen Glieder der Familie von Tage zu Tage peinlicher und unheimlicher. Der Müller sprach keine Sylbe mit seinem ältesten Sohn, und Dieser verrichtete ernst und schweigend seine Arbeiten — nur dann und wann wechselte er einige freundliche Worte mit seiner bekümmerten, ängstlichen Mutter und seinem Bruder. —

Es war wieder Sonntag. Im Dorf herrschte längst tiefe nächtliche Stille. Die kleine uralte Kirche mit ihren grauen, bemoosten Mauern lag, vom traumhaften Schein des Halbmonds beglänzt, einsam auf der grünen Friedhofshöhe neben dem Dorf. Die schmalen gothischen Fenster schimmerten seltsam in den bleichen Mondesstrahlen, und die weißen und schwarzen Kreuze mit ihren verwelkten Blumenkränzen schauten geisterhaft aus dem hohen Gras der Gräber hervor. Durch die Schallöcher des kleinen Thurms strich dann und wann der kühle Nachthauch; in der regungslosen Stille war es, als ob dieser den Glocken leise, leise Klänge entlocke. Die uralten weitästigen Lindenbäume, welche das bemooste

Gotteshaus wie stolze Riesenhüter schirmten, standen in voller Blüthe, und der liebliche Duft wallte in Wogen auf die grünen Gräber hernieder. Auf den weiten Wiesen am Fluß schwebten seltsame weiße Nebelgebilde, und auf den klaren Fluthen desselben tanzten die Strahlen des Mondes ihren glitzernden Reigen. Am tiefblauen Sommerhimmel funkelten die goldenen Sterne in ruhiger Pracht; nur einige leichte Wölkchen schwammen langsam an der leuchtenden Riesenkuppel dahin. Das leise Rauschen des Windes in den laubigen Lindenzweigen und das Gebell der Hunde in den schlafenden fernen Dörfern waren die einzigen Laute, welche das Ohr in der feierlichen Sommernachtstille zu vernehmen vermochte.

Da hob sich plötzlich der Hammer der Thurmuhr und that drei Schläge, welche weithin über das Dorf und die Wiesen schallten. Noch eine Viertelstunde, und es war Mitternacht.

Als der letzte Ton verhallt war, kam leis ein Mann von den Gehöften dahergeschlichen und stieg zur stillen Friedhofshöhe empor. Droben angelangt, lehnte er sich an eine der blühenden Linden und schaute in gespannter Erwartung zum Dorf hinüber. Der Schein des Mondes fiel auf eine schlanke Gestalt und auf ein bleiches Antlitz, dessen Züge einen schmerzlichen Ausdruck zeigten.

Es war Hermann, der Sohn des Müllers Bresenow.

Einige Minuten mochte er droben gestanden haben, da schlugen plötzlich die Hunde in den nächsten Höfen an.

„Gott sei gelobt — sie hält ihr Versprechen!“ sprach Hermann leise vor sich hin.

Gleich darauf erschien eine Mädchengestalt am Ausgang des Dorfs und eilte lautlosen Schrittes auf die Friedhofshöhe zu. Hermann ging ihr rasch entgegen, ergriff ihre Hand und sagte, indem er sie nach den blühenden Linden führte, mit freudigem Ton:

„Ich danke Dir, Ann' Lies, daß Du meine Bitte erfüllt und Dich nicht gefürchtet hast, um Mitternacht hierherzukommen."

„Gott! willst Du denn wirklich fortgehen, Hermann?!" fragte das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Ja, Ann' Lies — morgen in aller Frühe wandr' ich fort," versetzte Jener; „ich kann es nicht mehr in der Mühle aushalten.

Das Mädchen fing heftig an zu weinen und erwiderte keine Sylbe.

„Ich habe mir Nichts gegen meinen Vater vorzuwerfen," fuhr Hermann fort, „ich habe Alles getragen und geduldet — ich ginge zu Grunde, wenn ich noch länger bliebe."

„Wohin willst Du denn gehen?" stieß Jene endlich kaum hörbar hervor.

„Ich habe mich bei dem Schulzen in Wellahn als Knecht vermiethet," erwiderte der Sohn des Müllers ruhig.

„Nein, nein, Hermann — das kannst Du nicht vor Dir und Deiner Mutter verantworten!" rief Ann' Lies laut schluchzend. „Um meinetwillen sollst Du nicht fortgehen und als Knecht bei Leuten arbeiten, die viel geringer sind als Du! Ich bin nicht werth, daß Du Das um mich thust! Dein Vater ist so reich, und Du bist so fein und klug — Du kannst jeden Tag das schönste und reichste Mädchen in der ganzen Gegend zur Frau bekommen — —

ich bin ja eigentlich nur eine arme Taglöhnerstochter! Laß von mir und versöhne Dich mit Deinem Vater — es wird Dich später gewiß gereuen, daß Du aus Liebe zu mir Alles aufgegeben hast!"

Hermann schwieg eine Weile, gleich als ob er den heftigsten Schmerz des Mädchens erst vorübergehen lassen wolle, bevor er die entscheidende Frage, welche er zu thun beabsichtigte, an sie richte.

„Du weißt, liebe Ann' Lies," hob er endlich an, „daß ich Dasjenige, was ich einmal beschlossen habe, auch auszuführen pflege. Sage mir darum, ob Du mich von Herzen lieb hast und mir unter allen Umständen treu bleiben willst — dann kann noch Alles gut werden, wenn auch nicht nach wenigen Tagen oder Wochen. Sprich — hast Du mich recht aus Herzensgrunde lieb?"

„Ja, Hermann!" erwiderte das Mädchen mit hoher Freudigkeit. „Ich wollte nur, daß ich Dir's durch irgend Etwas beweisen könnte, was ich um Deinetwillen zu thun und zu leiden im Stande bin!"

„Dein Ja gilt mir eben so viel als Alles, was Du thun könntest," versetzte Jener, „und nachdem ich Das gehört habe, wandr' ich ruhig fort. — Komm', Ann' Lies," fügte er nach einer Pause hinzu, indem er des Mädchens Arm ergriff und mit ihr nach der andern Seite des Kirchhofes ging; „gleich ist es Mitternacht — dort neben dem hohen weißen Kreuz ist das frischeste Grab — da wollen wir uns Treue geloben."

Und schweigend schritten Beide über die grünen Schlummerstätten der Todten nach dem hohen weißen Kreuz, welches im Mondscheinzwielicht unheimlich leuchtete, stellten sich zu

beiden Seiten neben dem frischen Grabeshügel auf und harrten, ohne ein Wort zu reden, daß die Thurmglocke die zwölfte Stunde verkünde.

Das auf der duftumwehten Friedhofshöhe inmitten der grünen Gräber lautlos dastehende und horchend zum Thurm emporschauende Paar, dessen jugendlich schöne Angesichter die bleichen Mondstrahlen umspielten, bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Weit und breit war Alles so still, daß die beiden Liebenden schier das Pochen ihrer Herzen vernahmen — der einzigen, die da unter all' den längst in Staub zerfallenen noch warm und jugendfreudig schlugen. Die Gräser und die weißen Grabesblumen wiegten sich leis im kühlen Sommernachthauch, und der süße Lindenblüthenduft wallte in unsichtbaren Wogen über die mondbeschienenen grünen Hügel in's Thal hinab. Aus weiter, weiter Ferne schallte dann und wann ein halbverwehter Glockenton oder der Schrei des Wildes herüber, das den düstern Fichtenwald jenseit der säuselnden Kornfelder verlassen hatte und weidend über die Wiesen wanderte.

Plötzlich begann es droben im Thurm zu schwirren und zu rauschen, und dröhnend hallte der Schlag der Mitternachtsstunde durch die Lüfte.

Bei dem ersten Ton der Glocke zog Hermann ein Messer hervor,*) ritzte seiner Verlobten über dem Grabe leicht den Arm und sog das hervorquellende Blut auf.

„Jetzt gehör' ich Dir mit Leib und Seele, so lange als ich lebe!" sprach er dann mit feierlichem Ton, reichte dem

*) Die nachfolgende Ceremonie, welche um Mitternacht über dem frischesten Grabe vorgenommen werden muß, wird von den Wenden für das bindendste Gelübde gehalten.

Mädchen das Messer, streifte sich den Aermel auf und hielt ihr den rechten Arm hin.

Nachdem Ann' Lies diesen geritzt und einige Blutstropfen aufgesogen hatte, gab sie Jenem das Messer zurück und sprach mit tiefbewegtem Herzen:

„Nun bleib' ich Dein, bis ich sterbe, Hermann!"

Und jetzt mögen die Leute kommen und versuchen, ob sie uns auseinander bringen!" rief Hermann mit triumphirender Miene, indem er seiner Verlobten über dem Grabe die Hand reichte und dann Arm in Arm mit ihr langsam nach den blühenden Linden schritt, in deren Nähe sich die Kirchhofspforte befand.

„Ich habe mich immer vor Deinem Vater gefürchtet," erwiderte das Mädchen; „aber jetzt werd' ich ihn ruhig ansehen können, wenn er heut' über acht Tage in der Kirche in seinem Stuhl mir gegenüber sitzt. Er ist doch auch nur ein Mensch und wird am Ende gewiß noch zur Erkenntniß kommen, daß er nicht recht gegen Dich handelt."

„Das hoff' ich auch, Ann' Lies — das hoff' ich auch," versetzte Hermann, „und darum fällt es mir auch nicht so schwer, von Dir zu scheiden."

Bei diesen Worten erreichten sie das Thor des Kirchhofs. Herrmann schlang seinen Arm um das Mädchen, küßte es herzlich zum Abschied und sagte mit mühsam erkämpfter Ruhe:

„Nun geh' mit Gott, Ann' Lies! — Der Himmel wird uns beschützen! Ich will hinter den Höfen nach der Mühle zurückschleichen, damit mich der alte Christoph bei seiner Runde nicht sieht — er hält gar scharf Wache im Dorf. Grüße Deinen Vater und Deine Mutter — morgen,

gleich nach Sonnenaufgang wandr' ich fort — — durch den Schulzensohn werd' ich Dir und Deinen Eltern manchmal Nachricht von mir geben!"

Darauf eilten Beide leisen Schrittes von dannen, und auf der einsamen Kirchhofshöhe waltete wieder tiefe nächtliche Stille. Des Mondes bleiches Licht flimmerte fort und fort in den schmalen gothischen Fenstern des kleinen uralten moosbewachsenen Gotteshauses, die Gräser und die weißen Grabesblumen wiegten sich leis im kühlen Sommernachthauch, und von den weitästigen blühenden Linden wallten Wogen von Duft zu dem schlafenden Dorf und zu den dämmernden Wiesen und Feldern hinüber. —

Als die ersten Strahlen der Sonne durch die Zweige der Weiden am Mühlteich funkelten, trat Hermann, zum Wandern gerüstet, in das große Wohnzimmer, in welchem seine Mutter saß und heftig weinte. Er hatte seinen Entschluß am Abend zuvor seinem Vater durch die Letztere mittheilen lassen, und Dieser hatte mit höhnischer Miene darauf erwidert:

„Hermann kann thun, was er will — er ist volljährig — am besten ist's, er kommt gar nicht wieder, so giebt's Ruhe und Frieden im Hause!"

Allein trotz dieser harten Worte hatte der Müller fast die ganze Nacht schlaflos hingebracht. Das Bewußtsein seines Unrechts, die Erbitterung über die Vereitelung seiner Pläne, der Zorn gegen seinen hartnäckigen Sohn und die Furcht vor der Zukunft hatten wechselnd seine Seele bestürmt und ihn noch vor Tagesanbruch hinaus in's Freie getrieben. Es war, als ob er das Lebewohl, welches sein erstgeborner

Sohn dem Vaterhause und der tiefbetrübten Mutter zurufen wollte, nicht zu hören vermöge.

Um sich die Trennung von der Heimat nicht noch schwerer zu machen, hatte Hermann einen Tag gewählt, wo sein Bruder, der mit treuer Liebe an ihm hing, nicht daheim war. Dieser war von seinem Vater zur Besorgung von mancherlei Geschäften am Sonnabend nach der Stadt geschickt worden und konnte vor Mittag nicht heimkehren. So galt es denn nur, von der treuen Mutter Abschied zu nehmen — ein Abschied, welcher Hermann schwerer fiel als selbst das Scheiden von Derjenigen, um derentwillen er das Vaterhaus verließ.

Aber so weh es ihm auch um's Herz war, so kämpfte er doch seinen Schmerz gewaltsam nieder, um den seiner Mutter nicht zu vermehren, welche sich vor heftiger Gemüthsbewegung kaum aufrecht zu halten vermochte. Er wußte wohl, daß alle Trostworte ihr Leid nicht mindern konnten, aber dennoch sprach er ihr freundlich zu, damit sie wenigstens die Ueberzeugung gewinne, daß er in der festen Zuversicht von der Heimat scheide, bald frohen Herzens zurückzukehren.

„Daß ich einmal einige Wochen fremder Leute Brot esse, wird mir nicht zum Nachtheil gereichen," sagte er wehmüthig lächelnd. „Jetzt, wo ich fortgehe, seh' ich erst ein, welch' ein Herrenleben ich trotz mancher Arbeit und Beschwerde doch hier in der lieben Mühle geführt habe!"

Nachdem er sich von seiner Mutter das Versprechen hatte geben lassen, daß sie ihn heimlich von Allem, was im Hause und im Dorf vorfalle, benachrichtigen wolle, griff er rasch zu seinem Wanderstabe, umarmte und küßte

die Weinende noch einmal und eilte schnellen Schrittes von dannen.

Der goldene Sommersonnenschein, der die blumigen Wiesen und die wogenden, im Morgenwind rauschenden Kornfelder beglänzte, der fröhliche Gesang der zur Arbeit hinausziehenden Landleute und die jubelnden Lerchenlieder in blauer Himmelsferne bildeten einen schneidenden Gegensatz zu der Stimmung, in welcher Hermann durch die blühenden Fluren dahinwanderte.

Auf einem kleinen fichtenbewachsenen Hügel inmitten der wallenden Kornfelder, von welchem man weit in's Land schauen konnte, wandte er den Blick noch einmal nach der väterlichen Mühle im waldigen Grunde, gleich als ob er für lange, lange Zeit von den heimatlichen Gefilden Abschied nehmen wolle — dann schritt er rüstig seinem Bestimmungsort zu, und das freudige Gefühl, daß außer der zärtlichen Mutter noch ein liebendes Herz seiner allstund gedenken und ihm im Leben wie im Tode getreu bleiben werde, verscheuchte allgemach die düstern Wolken von seiner Stirn.

3.

Eine dunkle, schwüle Juninacht lag auf dem todtenstillen Dorf, auf den regungslosen grünen Kornfeldern und auf den weidenbewachsenen Wiesen, welche die baumumkränzten Höfe rings umschlossen. Durch die schwarzen Wolkenheere, die in dichten Massen langsam am Himmel dahinwanderten, brach dann und wann der Strahl eines einsamen Sterns und verschwand gleich darauf wieder in den finstern Nebel=

hüllen. Kein Blättchen regte sich an den Zweigen der Riesenbäume, welche die dunklen Dächer überragten. Hin und her in den Gehöften ließ sich bisweilen das Krähen der Hähne oder das Klirren der Kette eines unruhigen Pferdes vernehmen — sonst waltete weit und breit das tiefste Schweigen. Der Wächter hatte Mitternacht gerufen — aber am nördlichen Himmelsrande unter den schwarzen Wetterwolkenmassen schimmerte fort und fort der blasse Schein der spät untergegangenen und bald wieder empor=steigenden Mitsommersonne.

Als der Wächter in Begleitung seines treuen Hundes langsam von dem einen Ende des Dorfs nach dem andern schritt, tauchte aus den Gebüschen hinter einem der Höfe plötzlich die dunkle Gestalt eines Mannes auf, schlich mit äußerster Vorsicht bis an die breite Dorfgasse und horchte athemlos in die Nacht hinein, wohin sich der Wächter wende. Nachdem der Lauschende sich überzeugt hatte, daß dessen Schritte mehr und mehr verhallten, eilte er nach dem hinter den Gehöften hinlaufenden Pfade zurück und verschwand neben dem Hofe des Müllers Bresenow.

Einige Minuten herrschte wieder tiefe Stille, dann aber ließ sich an einem Fenster im Hause des Letztern ein leises Klirren hören, als ob eine Scheibe eingedrückt worden wäre. Die unheimliche Gestalt kam wieder zum Vorschein, löste hastig, aber möglichst sacht die Haken, mit welchen das Fenster an dem Pfosten befestigt war, zog Zunder, Stahl und Stein aus der Tasche und begann Feuer zu schlagen.

Da erhob plötzlich der Hund im Nachbarhofe ein gewal=tiges Gebell, welches der Hund des Wächters aus der

Ferne sogleich beantwortete. Der Unbekannte hielt inne und lauschte.

Das Gebell des Erstern artete in ein wahres Toben aus, und das des Wächterhundes kam immer näher und näher. Einige Minuten später erschallten auch schon die Schritte des Wächters auf der Gasse, und so drückte der unheimliche Gast denn das halbgeöffnete Fenster leise wieder zu, steckte das Feuerzeug ein, eilte rasch hinter das Haus und floh über die daranstoßende Wiese nach einem hohen Weidengebüsch, in dessen Dickicht er sich verbarg und in athemloser Spannung nach dem Dorf hinüber horchte.

Allgemach beruhigten sich die Hunde. Vom Thurm der kleinen Kapelle auf der lindenbewachsenen Friedhofshöhe hallte die erste Morgenstunde, und der Wächter rief diese mit heller Stimme zuerst inmitten des Dorfes und dann am andern Ende desselben aus.

In der Hoffnung, jetzt sein verdächtiges Vorhaben ungestört ausführen zu können, schlich Jener aus seinem Versteck hervor und eilte lautlosen Schrittes abermals nach dem Hause des Müllers. Aber kaum hatte er einige Augenblicke an dem Fenster herumhantirt, als auch der Hund im Nachbarhofe von neuem auf's schrecklichste zu toben begann und alle vierfüßigen Hüter des Dorfes aus ihrem Schlummer aufstörte, deren vereinte Warnerstimmen den Unbekannten sehr bald wieder forttrieben.

Nach einer halben Stunde wollte er es zum dritten Mal versuchen, ob er die Wachsamkeit der Hüter des Dorfes zu täuschen vermöge, allein als er dem Hause des Müllers bis auf wenige Schritte nahe gekommen war, sprang plötzlich

der Wächter hinter der Hecke hervor, stürzte auf ihn los und schrie:

„Was hast Du hier in dunkler Nacht auf Bresenow's Hofe zu schaffen, Du Bösewicht!"

Mit diesen Worten streckte er den Arm aus, um den Ertappten zu packen, aber Dieser wich ihm durch eine rasche Wendung aus und floh, ohne einen Laut von sich zu geben, in wilder Hast von Gehöft zu Gehöft. Der Wächter ver= folgte ihn, so schnell er es vermochte, und hetzte seinen Hund auf den Fliehenden, allein die Angst verlieh Diesem Riesenkräfte, so daß er bald einen bedeutenden Vorsprung vor dem Erstern gewann. Der Hund holte ihn zwar ein und packte ihn, aber durch einen kräftigen Schlag auf den Kopf des Thiers befreite er sich von demselben, und da der Wächter beim Uebersteigen über einen Zaun mit den Schößen seines langen Rockes an einem spitzen Pfahl hängen blieb, so gewann der Flüchtling ungehindert das Weite.

Fluchend ging der Wächter in's Dorf zurück, stellte sich neben dem Hof des Müllers auf und spähte und lauschte fort und fort — allein die Ruhe ward nicht wieder ge= stört. —

Daß Hermann Bresenow dem väterlichen Hause den Rücken gewendet und sich als Knecht vermiethet hatte, war ein Ereigniß, welches ein ungeheures Aufsehn im Dorf erregte und eine ganze Woche hindurch den Hauptgegenstand aller Unterhaltungen in den Häusern und in der Schenke bildete. Den stets geschäftigen Lästerzungen der alten Weiber waren die einfachen Thatsachen natürlich viel zu langweilig, und so dichteten diese höchst unpoetischen Wesen denn bei der dampfenden Kaffeetasse die fabelhaftesten Dinge hinzu

und trugen sie als heilige Wahrheiten von einem Hause zum andern, so daß sie am Ende selber nicht mehr wußten, was ihr kaffeeerhitztes Hirn ausgebrütet und was wirklich geschehen war.

Diese Gerüchte kamen endlich auch dem Pfarrer zu Ohren, und in der Absicht, wo möglich eine Versöhnung zwischen den beiden Familien herbeizuführen, begab er sich zu dem Halbhufner Konitz und ließ sich von Diesem und seiner Frau erzählen, was sie von der Sache wußten. Beson=ders genau erkundigte er sich, wie weit das Verhältniß zwischen ihrer Tochter und dem Sohn des Müllers gediehen sei, weil er einigermaßen in den Finanzzustand Bresenow's eingeweiht war und daher die Hoffnung hegte, Diesen durch sein kräftiges Zureden zu bewegen, sich der Heirath der beiden Liebenden vorläufig wenigstens nicht öffentlich zu widersetzen.

„Hab' ich den Starrkopf nur erst so weit," dachte er, „so werd' ich auch schon Mittel finden, ihn vollends umzu=stimmen. Wenn er erfährt, wie gut es mit dem fleißigen Konitz bestellt ist, der wohlhabender ist, als die meisten Leute wissen, so wird er vielleicht mit beiden Händen zu=greifen, um sich und seinem Sohn aufzuhelfen."

Allein er kannte den Müller und dessen Hartnäckigkeit nur sehr unvollkommen.

Nachdem er dem biedern Ehepaar versprochen hatte, Alles aufzubieten, um die Sache zu einem erwünschten Ende zu bringen, begab er sich nach der Mühle. Er fand den Müller nicht daheim, als er aber hörte, daß derselbe unfehlbar in der nächsten halben Stunde vom Felde zurück=kehren werde, so beschloß er, ihn zu erwarten und unterdessen

auch von der Müllerin nähere Erkundigungen in Betreff des Vorgefallenen einzuziehen.

Die Letztere, welche seit der Trennung von ihrem ältesten Sohn keine frohe Stunde gehabt hatte, begrüßte den ehrwürdigen greisen Pfarrer wie einen Abgesandten Gottes, als sie vernahm, in welcher Absicht er gekommen.

„O, wenn Sie Frieden stiften könnten, Herr Pastor," sagte sie weinend, nachdem sie Diesem mitgetheilt, wie sich Alles begeben, „Sie retteten meine Seele aus der Hölle! Dies entsetzliche Leben ist kaum noch zu ertragen! Mein Mann ist seit dem Tage, wo Hermann fortging, ein wahrer Wütherich geworden! All' die Arbeit, welche Hermann sonst gethan, fällt ihm jetzt zu, und da er nicht Allem vorkommen kann, so schiebt er die Schuld auf mich, auf meinen jüngsten Sohn und auf die Knechte und Mägde und schilt und tobt vom Morgen bis zum Abend. Obgleich ich mich über meine Kräfte anstrenge, so wirft er mir doch vor, daß ich ihn schlecht in der Wirthschaft unterstütze. Der Tod ist besser als ein solches Leben!"

Der Anblick der stillen Dulderin, aus deren bleichen Zügen ein unsagbarer Schmerz sprach, erschütterte den Pfarrer auf's tiefste. Er hatte viel von dem rohen Wesen des Müllers gehört, aber daß Dieser eine Frau, welche als ein Muster von Häuslichkeit und Fleiß in der ganzen Gemeinde bekannt war, aus Grimm und Rache so zu mißhandeln vermöge, hatte er ihm nicht zugetraut.

Bald darauf erschien Bresenow. Als er den Pfarrer erblickte, stutzte er, faßte sich aber schnell und begrüßte ihn mit einer solchen Artigkeit und Herzlichkeit, daß Jeder, der nicht mit dem Character des Müllers vertraut war, Diesen

für den sanftmüthigsten und liebenswürdigsten Menschen gehalten haben würde. Einem scharfen Beobachter würden jedoch die hastigen, scheuen Blicke nicht entgangen sein, welche der freundlich Lächelnde hin und wieder über das ruhig=ernste Antlitz des Pfarrers gleiten ließ, als ob er Dessen geheimste Gedanken erforschen wolle.

Der Pfarrer sagte dem Müller mit der größten Offenherzigkeit, daß er in alle Begebenheiten der letzten Wochen eingeweiht sei, und redete ihm auf das freundlichste und eindringlichste zu, seinen wackern, rastlos thätigen Hermann zurückzurufen und sich der Heirath zwischen Diesem und der Tochter des Halbhufners Konitz nicht länger zu widersetzen, da er durch seine Weigerung so viele Herzen unglücklich mache.

„Allen Respect vor Ihnen, Herr Pastor," erwiderte Bresenow höflich, „aber was die Heirathspläne meines Sohnes betrifft, so kann ich Ihnen nur wiederholen, was ich andern Leuten, die mich zur Nachgiebigkeit ermahnt, auch schon gesagt habe: mein Sohn ist zu gut für die Tochter eines ehemaligen Tagelöhners."

„Halten Sie Das etwa für eine Schande, daß Konitz sich durch seinen Fleiß von einem armen Tagelöhner zum Besitzer eines stattlichen Halbhofes emporgeschwungen hat?" fragte der Pfarrer mit vorwurfsvollem Ton.

„Gott bewahre — es ist im Gegentheil etwas sehr Löbliches," versetzte der Müller, welcher eine immer größere Sicherheit gewann; „aber trotzdem darf er sich nicht mit den Besitzern ererbter Höfe vergleichen. Ein Tagelöhner bleibt immer ein Tagelöhner und wenn er sich auch zehn Höfe kaufte."

Der ehrwürdige Greis machte eine ungeduldige Bewegung und sagte nach einem kurzen Schweigen mit unwilliger Miene:

„Ich hätte nicht geglaubt, Bresenow, daß ein so vernünftiger und gebildeter Mann wie Sie noch an dergleichen thörichten Vorurtheilen hinge! Ein schlechter Mensch, welcher einen ererbten Hof besitzt, ist nach Ihrer Ansicht besser als ein rechtschaffener Mann, der sagen darf: Alles, was ich bin, bin ich durch eigne Kraft! Ihr Hochmuth ist nicht allein lächerlich, sondern geradezu verderblich!"

„Sie sind der Einzige, von dem ich mir so Etwas sagen lasse, Herr Pastor," entgegnete der Müller mit ruhigem, aber entschiedenem Ton. „Alle Ihre Ermahnungen und Gründe und Vorstellungen werden mich kein Haar breit von meinem Wege abbringen. In der Stadt und anderwärts mögen die Leute thun, was ihnen beliebt; ich bin ein guter Wende und will mir nicht nachsagen lassen, daß ich Dasjenige, was Jahrhunderte lang Brauch gewesen ist, einer kindischen Liebelei wegen aufgebe. Wenn Konitz kein Tagelöhner gewesen wäre, so würde ich es mit den andern sehr gewichtigen Gründen, die gegen jene Heirath sprechen, vielleicht nicht so genau nehmen — da Das aber nun einmal so ist, so kann aus der Heirath Nichts werden."

„Als ob es noch nie hier zu Lande vorgekommen wäre, daß der Sohn eines reichen Bauern die Tochter eines mittellosen Mannes geheirathet hätte!" rief der Prediger und zählte Jenem mehrere Beispiele auf, wo die Verhältnisse ähnlich waren wie bei dem Müller und dem Halbhufner.

„Wenn es Andere thun, so thu' ich's nicht!" versetzte Bresenow mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit.

„Sie wissen vielleicht nicht, daß Konitz sich in Betreff des Vermögens mit Ihnen messen kann?“ sagte der Pfarrer, indem er den Müller forschend anblickte, um zu sehen, welchen Eindruck diese Anspielung auf den zerrütteten Finanz=zustand des Letztern machen werde.

„Das mag sein,“ erwiderte Bresenow, ohne eine Miene zu verändern. „Aber wenn er auch hundertmal so viel besäße als ich, eine Heirath zwischen einer Tagelöhnertochter und meinem Sohn geb' ich nicht zu.“

Solche Halsstarrigkeit war dem Pfarrer zu viel. Er sprang entrüstet auf, ergriff seinen Hut und sagte, der Thür zueilend:

„Sie werden es vielleicht noch einmal bereuen, daß Sie meine freundlichen Bitten und Ermahnungen mit einem Trotz ohne Gleichen von sich gewiesen haben! Da Sie Ihre nächsten Angehörigen und Ihre besten Freunde mit einer solchen Hartherzigkeit und Rücksichtslosigkeit behandeln, so können Sie nicht erwarten, daß Andere Ihnen Schonung angedeihen lassen!“

4.

Vier Wochen waren seit dem Besuch des Kaufmanns Graumann in der Mühle vergangen. Es war wieder Sonntagnachmittag, und der Müller saß wieder einsam in seinem kleinen Schreibzimmer und starrte in dumpfer Ver=zweiflung auf einen vor ihm liegenden Brief.

Draußen in der sommerlichen Natur herrschte eine bange Stille. Kein Blättchen regte sich an den Bäumen, und kein Vogel zwitscherte in den Zweigen. Am tiefblauen

Julihimmel war kein Wölkchen zu erblicken; auf den abgemähten Wiesen und den bleichen Kornfeldern schillerten die glühenden Sonnenstrahlen und spielten um die weißen Wasserrosenkelche, die sich mit ihren dunkelgrünen breiten Blättern leise auf den glitzernden Wellen des Mühlteiches hin und her wiegten.

Die Müllerin saß im Garten und weinte; Heinrich war über Land gewandert, und die Knechte und Mägde gingen im Dorf ihrem Vergnügen nach.

Endlich fuhr Bresenow aus seinem dumpfen Hinbrüten auf, packte den Brief mit dem Ausdruck der ingrimmigsten Wuth und las ihn zähneknirschend zum zweiten Mal durch. Das Schreiben lautete:

„Wenn Sie mir heute über vier Wochen nicht
„bis auf Heller und Pfennig Ihre Schuld abtragen,
„so lass' ich Ihnen das Haus über dem Kopf verkaufen.
„Wer einen wackern Sohn auf die Weise behandeln
„kann, wie Sie es gethan, verdient keine Schonung.
„Nur aus Rücksicht gegen Andre hab' ich Ihnen noch
„die obengenannte Frist bewilligt.

F. Graumann."

„Was soll ich anfangen?!" rief Bresenow aufspringend und sich mit der geballten Faust vor die Stirn schlagend. „Soll ich hingehen und zum vierten Mal versuchen, ob ich das Haus auf meinem Hofe drüben im Dorf anzünden kann, damit ich baares Geld aus der Brandkasse erhalte? — Nein, nein — ich will, ich kann es nicht — — die Höllenangst, entdeckt zu werden, war gar zu schrecklich! Zum vierten Mal möcht' ich vielleicht nicht so glücklich davonkommen! — Nein, nein — es geht jetzt auch nicht

mehr," fuhr er nach einer Pause fort; „ist doch fast schon die Hälfte des Getreides eingefahren! — Ich will das ausgedroschene Korn vom vorigen Jahre und alles entbehrliche Hausgeräth auch nur nach dem Hofe schaffen lassen — die Mühle bricht mir sonst zusammen!"

Er schritt eine Weile in heftiger Aufregung im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor dem Fenster stehen und starrte auf den sonnenbeglänzten Spiegel des Mühlteiches.

„Da drunten liegt sich's gewiß kühl und weich!" murmelte er leise vor sich hin. „Ein Sprung — und alle Noth und alle Angst wäre vorbei!"

Es däuchte ihm, als ob die weißen Wasserrosenkelche ihm heimlich winkten, den ängstigenden Glutpfeilen der Sonne zu entfliehen und in das kühle kristallene Haus niederzutauchen, in welchem weit und breit eine wohlige Stille walte.

„Nein, nein — starrt mich mit Euren weißen Augen nicht so gräßlich an!" fuhr er plötzlich empor, indem er die Hände wie abwehrend vor sich hinstreckte und vom Fenster wegtaumelte. „Ich will nicht sterben — ich fürchte mich vor der dunkeln Tiefe — — es können ja noch bessere Tage kommen!"

Erschöpft sank er auf einen Stuhl, stützte den Kopf in die Hände und sann und grübelte, wie er sich zu retten vermöge. Der Sonnenschein zog die Wand entlang — die Fliegen summten durch die schwüle Luft — die schwarzwälder Uhr pickerte einförmig fort und fort — — es war eine unheimliche Scene.

Endlich sprang er wieder empor, riß den Secretair auf, holte Schriften und Bücher hervor und begann zu lesen und zu rechnen.

„Ich bin zehnmal ärmer, als ich geglaubt habe!“ rief er nach einiger Zeit mit verzweiflungsvoller Miene aus. „Gott! was soll draus werden! Heut' über vier Wochen will der Herr Graumann Alles, Alles haben, was ich ihm schuldig bin — — und ich kann doch mit dem besten Willen nicht eher Geld schaffen, als bis die Ernte vorüber ist und ich Käufer für meine Vorräthe gefunden habe! — — Soll ich den Trotzkopf zurückrufen — soll ich ihm erlauben, daß er die Ann' Lies heirathet, und soll ich ihm die Mühle übergeben? Er fehlt mir überall — ich muß arbeiten wie ein Pferd — die Knechte und Mägde faulenzen vom Morgen bis zum Abend und betrügen und bestehlen mich — meine Frau heult den ganzen Tag — — die Last und Sorge macht mich fast wahnsinnig! Wenn ich ihm seinen Willen thäte, so wär' ich mit einem Mal aus aller Angst und Noth — der Herr Graumann will ihm ja creditiren — — soll ich nachgeben? — Nein, nein! ich will keine Tagelöhnerdirne zur Schwiegertochter haben!“ stieß er da plötzlich mit grimmigem Trotz hervor, indem er den Stuhl, welcher vor dem Secretair stand, mit solcher Kraft in eine Ecke schleuderte, daß derselbe krachend zusammenfiel. „Ich will doch einmal sehen, wer mich zu Etwas zwingen kann, was meinem innersten Wesen widerstrebt! Mit dem Herrn Graumann werd' ich auf die eine oder die andre Weise schon fertig werden! Mag er sich hüten, daß er mich nicht auf's Aeußerste bringt! Wenn ich rasend werde, vergess' ich Gott und die Welt!“

Damit schleuderte er Bücher und Schriften in den Secretair, verschloß denselben und stürzte auf den Hof, um in dem Schatten der dort stehenden Linden und Kastanienbäume seine fiebernde Stirn zu kühlen. — —

Die Ernte war vorüber. Mehrere Wochen hindurch war kein Tropfen Regen gefallen; die glühende Augustsonne sandte ihre Strahlen vom wolkenlosen Himmel hernieder und versengte Gras und Blumen in dem ausgedörrten, harten Erdboden. Sehnsüchtig schauten Aller Augen allmorgendlich beim Erwachen zum Firmament empor, in der Hoffnung, eine Erfrischung bringende Wolke zu erspähen — allein an jedem neuen Morgen ward diese Hoffnung getäuscht.

Einige Tage nach dem Erntefest stand die sonst so thätige Ann' Lies, die Tochter des Halbhufners Konitz, um die Mittagszeit müßig unter dem hohen Apfelbaum in ihres Vaters Garten und horchte wehmüthig auf die Klänge einer fröhlichen Musik, die aus der Ferne herübertönten und immer näher kamen. Es war ein langer Hochzeitszug, welcher von einem benachbarten Dorf unter Gesang und Jubel in vollem Jagen nach der grünen Höhe sauste, auf der sich die kleine uralte, lindenüberschattete Kapelle erhob.

Welch einen heitern Anblick gewährten die mit Zweigen und Blumengewinden gezierten vierspännigen Wagen voll lustberauschter Hochzeitsgäste, die flatternden bunten und rothen Bänder, die goldgestickten funkelnden Mützen und die wallenden hellfarbigen Röcke und Schürzen der Mädchen, die von der Schulter der hochzeitlichen Würdenträger wehenden seidenen Tücher und die mit Rosmarinsträußen geschmückten Hüte der singenden und jauchzenden Männer und Burschen! Wie flimmerte und glänzte der mit Rauschgold, Cantillen

und künstlichen Blumen gezierte Myrthenkranz der Braut im lichten Mittagssonnenschein! Wie jubelten die Clarinetten und Trompeten so hell und freudig weit über die stillen Felder und Wiesen!

Aus den Augen des einsamen, horchenden Mädchens stahlen sich zwei heiße Thränen. Sie gönnte Andern von ganzer Seele tausendfältige Freude und beneidete die junge Welt nicht um die rauschenden Lustbarkeiten, von denen sie fern blieb — — aber dieser Jubel schnitt ihr tief in's Herz. Eine glückliche Braut zog im Triumph nach der heiligen Stätte auf der lindenumrauschten Kirchhofshöhe — und sie stand hier so allein, so ganz allein im weiten schweigenden Gartenraum! — Ihr Hermann hatte ihr in dunkler Sommermitternacht unter den Gräbern und Todtenkreuzen ewige Treue geschworen und sie ihm — keine Macht der Erde konnte ihren Liebesbund vernichten — — aber was half Dies ihnen, wenn sie fern von einander lebten, wenn Hermann als geringer Knecht bei fremden Leuten arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen? Daß sein Vater nicht nachgeben werde, war so gut wie gewiß — sie kannte seinen Starrsinn. Er stand noch im kräftigen Alter und konnte noch mehr als zwanzig Jahre leben — was hatten sie von der Zukunft zu hoffen?

Es war, als ob die Sonne mit der Einsamen traure, denn sie hüllte sich in finstre Wolken — zum ersten Mal seit langer, langer Zeit. Auch die Musik und das Jauchzen der fröhlichen Hochzeitsgäste waren verstummt — eine unheimliche Stille lag auf den sommerlichen Gefilden.

Das Mädchen fuhr aus seiner wehmüthigen Träumerei empor und schaute sich um. Vom Westen zogen düstre

Wetterwolkenmassen herauf, in den Wipfeln der Gartenbäume begann es leise zu rauschen, und die Schwalben, deren weiße Brust seltsam gegen den dunklen Wolkenhintergrund abstach, schossen ängstlich hin und her.

„Der halbe Himmel ist ja schwarz!“ sprach Ann' Lies fast erschrocken vor sich hin. „Es giebt gewiß ein furchtbares Gewitter — die Hitze ist gar zu gewaltig gewesen!“

Mit diesen Worten eilte sie in's Haus, um durch emsige Arbeit ihren Kummer zu verscheuchen.

Als sie auf die Flur trat, kam ihr Vater, der vom Felde zurückkehrte, eben durch die andre Thür herein. Seinem scharfen Auge entging der schmerzliche Ausdruck in den Zügen seiner Tochter nicht, und mit sanfter Stimme fragte er sie, warum sie so traurig sei.

Ann' Lies wollte ihren Vater, den die Ereignisse der letzten Wochen tief bekümmert hatten, durch die Mittheilung Dessen, was ihr Herz bewegte, nicht noch mehr betrüben und erwiderte, sie möge deßhalb wohl nicht so fröhlich aussehen wie sonst, weil sie heute schon vor Tagesanbruch aufgestanden sei und stark gearbeitet habe.

„Nein, Ann' Lies — daher kommt es nicht,“ entgegnete ihr Vater. „Ich weiß es besser — die lustige Hochzeitsmusik macht Dir traurige Gedanken. Aber sei nur ruhig — 's wird vielleicht noch Alles gut werden! Hermann hat mir eben sagen lassen, er käme in diesen Tagen mit seinem Herrn hierher, da Dieser unsern Schulzen bitten will, daß er ein kräftiges Wort mit dem Müller spricht.

„Mit seinem Herrn!“ rief Jene, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Er, der eher den Herrn spielen

könnte als jeder Andre, quält sich jetzt um meinetwillen bei fremden Leuten ab!"

„Nun, wer weiß, wozu das gut ist!" sagte ihr Vater mit finstrer Miene. „Da schmeckt er auch einmal, wie es thut, wenn man von unten auf anfangen muß!"

In diesem Augenblick zuckte plötzlich ein heller Blitzstrahl aus den schwarzen Wolkenmassen, dem gleich darauf ein heftiger Donnerschlag folgte.

„Gott sei Dank, daß wir endlich einmal ein tüchtiges Gewitter bekommen!" meinte Konitz; „Felder und Wiesen und Gärten sind ja halb verbrannt!"

„Wenn's nur ohne Unglück abgeht!" sagte die Frau des Letztern, welche ängstlich von dem andern Ende der Hausflur herbeikam und sich mit ihrem Mann und ihrer Tochter in das große Wohnzimmer begab.

„Das Korn ist ja gottlob überall unter Dach und Fach," erwiderte Jener; „ein Hagelschlag kann nicht viel Schaden anrichten."

Das Wetter brach jetzt mit rasendem Ungestüm los. Der Sturm wirbelte ungeheure Staubmassen auf, wühlte in den mächtigen Kronen der hohen Eichen, Eschen und Weiden und riß ganze Schauer von Blättern und Zweigen mit sich durch die Lüfte. Dann prasselten plötzlich haselnußgroße Schlossen gegen die Fenster, und den Schlossen folgte bald darauf ein so gewaltiger Regen, daß die vor Kurzem noch mit zollhohem Staub bedeckte Dorfflur binnen wenigen Minuten einem weiten See glich. Leuchtende Blitze zuckten von allen Seiten auf die Erde hernieder, und dem

eben in den Lüften verhallenden Donnergeroll schmetterten unaufhörlich neue und stärkere Schläge nach.

Der Halbhufner Konitz stand mit Frau und Tochter in ängstlicher Spannung inmitten des Zimmers und blickte schweigend in den Aufruhr der Elemente hinein.

„Solch' ein schreckliches Gewitter hab' ich seit zwanzig Jahren nicht erlebt!" sprach er endlich halblaut vor sich hin. „Machten's die Blitze nicht hell, man sollte glauben, es wär' Nacht!"

Eine Weile später entstand ein unheimliches Schweigen draußen — es schien, als ob das Wetter ausgetobt habe oder Kraft zu neuem Rasen sammeln wolle.

„Mir ist's graulich bei der Stille!" sagte Ann' Lies mit zitternder Stimme. „Lieber der ärgste Lärm als solche....."

Ein Blitz und ein Donnerschlag furchtbarer als alle vorigen, machten das Mädchen da plötzlich verstummen.

„Gott sei uns gnädig!" rief die Frau des Halbhufners leise, unwillkürlich die Hände vor die Augen haltend.

„Gerechter Gott! des Müllers Haus drüben steht ja in vollen Flammen!" schrie Konitz, welcher unmittelbar nach dem Donnergekrach an's Fenster getreten war.

Und in wilder Hast stürzte er davon, um retten und löschen zu helfen, wenn es möglich war.

Als er die Hofthür erreichte, schallte bereits das Geschrei: „Es hat eingeschlagen! Es hat eingeschlagen!" durch's Dorf, und von allen Seiten liefen die bestürzten Bewohner herbei, um der Wuth der Flammen Einhalt zu thun. Durch das Brausen des Sturms, durch das Rollen des Donners und

durch das wilde Getümmel klangen schauerlich die dumpfen Töne der Feuerglocke von der kleinen Kapelle auf der grünen Kirchhofshöhe und riefen von nah und fern Helfer in der Noth herbei.

Mit aller Macht begann man zu löschen. An Rettung der im Hause befindlichen Sachen, der Getreidevorräthe und des Viehes war nicht zu denken, weil das brennende Dachstroh, von der anhaltenden Trockniß übermäßig ausgedörrt, massenweise von den Sparren herabstürzte und wahre Flammenberge vor den Thüren und Fenstern bildete. Außerdem war das Innere nach Verlauf weniger Minuten ebenfalls Nichts als ein wogendes Gluthmeer, da das Heu und das kürzlich eingeerntete Getreide schnell Feuer gefangen hatten und in lodernden Ballen vom Boden auf die Hausflur fielen.

Konitz war einer der Ersten und Thätigsten beim Löschen. Mit Geistesgegenwart und Entschlossenheit leitete er nebst dem Schulzen die Arbeiten und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen zum Schutz der benachbarten Häuser. Bei dem starken Winde drohte dem Dorfe große Gefahr; der strömende Regen war dagegen eine wahre Wohlthat und unterstützte die Anstrengungen der Bauern auf's kräftigste.

Als man mitten im Löschen begriffen war, erscholl plötzlich ein gellender Wehruf in der Ferne, und mit todtenbleichem, wildverzerrtem Gesicht und wirren Haaren stürzte der Müller herbei und schrie mit markerschütternder Stimme:

„Ich bin ein verlorner Mann! Ich bin ein verlorner Mann! All' mein Korn — all' mein Vieh — all' meine besten Sachen verbrennen!"

„Und mit Riesenkraft bahnte er sich einen Weg durch die dichte Menge und stürzte blind auf das lodernde Haus los, um zu retten, was nicht zu retten war. Man riß ihn mit Gewalt zurück, allein er rang sich mit übermenschlicher Kraft wieder los und stürmte von Neuem wie wahnsinnig in die hohen Flammenberge, sank aber dicht vor einem derselben ohnmächtig nieder. Mit Gefahr des eignen Lebens entrissen ihn zwei Bauern dem Gluthmeer und trugen ihn nach der Mühle, damit ihn der Anblick seines brennenden Hauses nicht zu einem verzweifelten Schritt treibe. Seine Frau, welche dies vom Himmel verhängte Unglück mit einer wunderbaren Ruhe und Ergebung trug, und ein bejahrter Mann aus dem Dorf blieben bei ihm zurück, um ihn von fernern unnützen Versuchen, seine verlorene Habe zu retten, durch Bitten und Vorstellungen abzuhalten und ihn nöthigenfalls mit Hülfe eines seiner Knechte gewaltsam zu verhindern, die Mühle zu verlassen.

Als er wieder zu sich kam und den Schein des Feuers gewahrte, der die Wände des Zimmers gluthroth beleuchtete, stieß er einen herzzerreißenden Schrei aus und zerraufte sich in wilder Verzweiflung die Haare.

„Das ist eine gerechte Strafe Gottes! Das ist eine gerechte Strafe Gottes!“ rief er ohne Unterlaß. „Nun ist es aus mit mir, rein aus — ein Bettler ist ein reicher Mann gegen mich!“

Seine Frau und der alte Bauer, welche die volle Bedeutung dieser Worte nicht ahnten, sprachen ihm auf alle mögliche Weise zu, allein er hörte nicht auf sie und tobte und raste und stieß die schrecklichsten Gotteslästerungen aus.

Bresenow hatte allerdings Ursache, sich einen ruinirten Mann zu nennen, denn all' sein Korn von dem vorigen und von diesem Jahre, all' sein Vieh und sein bestes Hausgeräth, was er vor Kurzem sämmtlich nach dem Hof im Dorf hatte schaffen lassen, da er den Einsturz der Mühle fürchtete, waren ein Raub der Flammen geworden. Er hatte beabsichtigt, das neueingeerntete Getreide, welches er sonst erst im folgenden Frühling oder Sommer zu veräußern pflegte, nebst seinen ansehnlichen Vorräthen vom vorigen Jahre jetzt gleich zu verkaufen, mit dem daraus gelösten Gelde dem Kaufmann Graumann einen Theil seiner Schuld abzutragen und sich dann zur Bezahlung der noch rückständigen Summe eine neue Frist zu erflehen — und nun war diese letzte Hoffnung gänzlich vernichtet! Außerdem hatte er sein Vieh und sein Hausgeräth nur theilweise versichert, so daß das Geld, welches er aus der Brandcasse empfing, bei Weitem nicht den Schaden deckte, den er jetzt litt. Wäre ihm der Versuch, das ausgeleerte Haus anzuzünden, vor der Ernte geglückt, so würde er allerdings fast eben so viel gewonnen haben, als er nun verlor.

Unterdessen hatten die Bewohner des Dorfes, von denen der nächsten Orte unterstützt, Alles aufgeboten, um das Feuer zu bewältigen, und waren wenigstens so glücklich gewesen, die benachbarten Gebäude sämmtlich vor den Flammen zu schützen.

Konitz arbeitete, als ob es gelte, sein eigenes Haus zu retten. In seinem Eifer achtete er keine Gefahr und war überall da der Erste, wo Rath und That am nöthigsten waren. So geschah es denn, daß ein brennender Sparren,

der krachend zusammenbrach und zur Hälfte an der Mauer des Hauses herunterglitt, auf ihn fiel und ihm Kopf und Schulter schwer verletzte.

Seine Nachbarn hoben ihn bewußtlos vom Boden auf und trugen ihn nach seinem Hause, während ein junger Bursche des Dorfs sich sogleich auf das schnellste Pferd warf und nach der Stadt jagte, um den Arzt zu holen.

Bei dem Anblick des ganz von Blut überströmten, von Rauch schrecklich entstellten, vom Feuer arg versengten, für todt herbeigetragenen Gatten und Vaters brachen Frau und Tochter in ein so herzzerreißendes Jammergeschrei aus, daß die erschütterten Nachbarn sich der Thränen nicht enthalten konnten.

„Für Wen hat er sein Leben aufgeopfert?!" rief seine Frau, die Hände ringend. „Für den hochmüthigen Böse=wicht, der uns Alle gequält und gepeinigt hat!"

„Mutter — soll man denn einem unglücklichen Men=schen nicht helfen, auch wenn er böse ist?" sagte Ann' Lies schluchzend und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Es ist ja auch Hermann's Vater!"

Spät am Abend, als das Feuer ausgetobt hatte und Nichts als einige kahle Mauern schwarz und unheimlich zum Himmel emporragten, langte der Arzt aus der Stadt an. Als er den Verwundeten erblickte, machte er ein bedenkliches Gesicht und meinte, er könne nicht für das Leben desselben bürgen. Er wandte sogleich alles Mögliche an, um ihn in's Bewußtsein zurückzurufen, und reinigte und verband seine Quetschungen und Wunden auf das sorgfältigste, konnte es aber erst nach vieler Mühe dahin bringen, daß der Unglückliche für eine kurze Zeit die Augen aufschlug.

Der Arzt blieb die ganze Nacht im Hause, und Mutter und Tochter saßen schluchzend neben dem Lager des Verwundeten und horchten mit fieberhafter Spannung auf dessen schwere Athemzüge.

5.

Am folgenden Morgen in aller Frühe erschien der Pfarrer in der Mühle, um Bresenow nach dem Hause des Halbhufners Konitz zu holen. Als er den Müller erblickte, fuhr er erschrocken zurück — der sonst so kräftige, trotzige Mann saß wie gebrochen und vernichtet in einem Lehnstuhl und starrte mit erdfahlem Antlitz und erloschenen Augen wie irrsinnig vor sich hin. Bresenow hatte noch Nichts von dem Unglück des Halbhufners vernommen — seine Frau hatte es nicht über's Herz bringen können, ihm den schrecklichen Vorfall mitzutheilen.

„Schämen Sie sich nicht, einen Bettler zu besuchen, Herr Pastor?" fragte der Müller mit unsäglich bittrem Ton, indem er dem Pfarrer entgegen wankte und ihn mit einer Mischung von Kälte und Demuth begrüßte.

Der Letztere beachtete jene Worte nicht und sagte mit ernster Miene:

„Ihre jetzige Stimmung läßt mich hoffen, Bresenow, daß Sie heute meiner Aufforderung, sich mit Ihrem vermeintlichen Feinde zu versöhnen, Folge leisten werden. In seinen eifrigen Bemühungen, Ihre Habe und Ihr Haus zu retten, hat er eine schwere Verletzung davongetragen. Ein

brennender Sparren ist ihm auf den Kopf gefallen, und da er nicht weiß, ob er mit dem Leben davonkommen wird, so läßt er Sie dringend bitten, zu ihm zu eilen, damit er sich mit Ihnen versöhnen könne."

Diese Kunde schmetterte den Gebeugten vollends nieder — solche Aufopferungsfähigkeit von Seiten des „schlechten Tagelöhners" hatte er nicht erwartet. Er schaute den Pfarrer einige Secunden mit stierem Blick an, fuhr mit der Hand über die Stirn und stieß dann mit tonloser Stimme hervor:

„Kommen Sie, Herr Pastor!"

Beide gingen schweigend nach dem Hause des Halbhufners.

Als sie in das Zimmer traten, wo Konitz lag, fuhr der Müller bestürzt zurück: sein Hermann stand neben dem Bette des Verwundeten. Derselbe war auf die erste Kunde von der Feuersbrunst aus dem fernen Dorf herbeigeeilt, hatte sich aber um den Brand nicht weiter gekümmert, nachdem er erfahren, welches Unglück den Vater seiner Verlobten betroffen habe.

Der Letztere, welcher mit Tagesanbruch Bewußtsein und Sprache wiedererlangt hatte, richtete sich beim Eintritt des Pfarrers und des Müllers mühsam halb empor und sagte mit matter Stimme:

„Seid Ihr es, Bresenow — so kommt näher — — der Tod wird mir nicht bitter sein, wenn ich weiß, daß wir als Freunde scheiden!"

Der Anblick des schrecklich Entstellten und das Bewußtsein seiner eigenen Nichtswürdigkeit überwältigten den Müller

so, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Er wankte an das Bette des Verwundeten, reichte ihm zitternd die Hand und sagte, indem eine Thräne nach der andern über seine Wange rollte:

„Ich habe niederträchtig gegen Euch und die Eurigen gehandelt, Konitz — Gott hat mich schwer dafür gestraft — — könnt Ihr mir vergeben?"

„Ich bin Euch nie böse gewesen, Bresenow," erwiderte der Verwundete, dem Müller die Hand drückend; „es hat mir nur weh gethan, daß Ihr aus Liebe zum Gelde das Glück unserer Kinder so geflissentlich gehindert habt. Hoffentlich werdet Ihr nun ihren Wünschen nicht länger widerstreben. — Meint Ihr es aufrichtig mit unserer Versöhnung, Bresenow," fuhr er nach einer Pause fort, „so laßt mich aus Eurer Hand trinken." *)

„Ja, mein Herz ist durch und durch versöhnlich," entgegnete der Müller.

Darauf winkte Jener seiner Frau, und Diese ergriff ein mit Wasser gefülltes Glas und goß dem Müller Etwas davon in die hohle Hand.

Der Letztere brachte die zitternde Rechte an die Lippen des Verwundeten, Dieser schlürfte das Wasser begierig ein und rief wie aus tiefstem Herzen mit freudigem Ton:

---

*) Durch die eigenthümliche Sitte der Wenden, Wasser aus der Hand eines zur Versöhnung geneigten Feindes zu trinken, scheint symbolisch angedeutet werden zu sollen, daß die Versöhnung aus einem reinen Herzen komme.

„Wie Das erquickt! Jetzt will ich gern sterben — weiß ich doch, daß sich kein Mensch auf Erden über meinen Tod freut!“

Alle Anwesende waren auf's tiefste ergriffen.

„Seid Ihr es denn jetzt zufrieden, daß Euer Hermann meine Tochter heirathet?“ fragte Konitz nach einer Pause.

„Außer dem Wunsch, daß Ihr leben bleibt, hab' ich keinen größern,“ erwiderte der Müller, indem er die Tochter des Verwundeten und seinen Sohn umarmte und dann auch der Mutter der Erstern bewegt die Hand drückte. „Ich will jetzt nichts Andres, als was Ihr wollt!“

„Segne Dich Gott für dies Wort, Vater!“ rief Hermann freudig. „Du sollst Dich von Stund' an nicht über mich zu beklagen haben! Morgen zieh' ich wieder in die Mühle ein, und was Du gestern verloren hast, will ich Dir durch meiner Hände Arbeit wieder verschaffen, und sollt' ich mich auch Tag und Nacht plagen müssen!“

Wäre der Zustand des Verwundeten weniger bedenklich gewesen, so würden sich Alle einer herzinnigen Freude hingegeben haben. Aber die Furcht, daß Derselbe nicht mit dem Leben davonkommen werde, verhinderte jeden lauten Ausbruch des Entzückens.

Bresenow befand sich vor Allen in einer entsetzlichen Aufregung und Angst; sein einziger Trost war es nur, daß sein schändlicher Plan mißlungen, daß *seine* Hand nicht das Feuer angelegt, bei dem Konitz verunglückt war. Welche Gewissensbisse würde er gefühlt haben, wenn *er* der Urheber der lebensgefährlichen Verwundung des Letztern gewesen wäre! —

Konitz sollte indessen noch die Früchte seiner edlen Aufopferung ernten. Nach acht bangen Tagen erklärte der Arzt, daß alle Gefahr vorüber sei — eine Kunde, welche nicht allein von seinen Angehörigen und den Bewohnern der Mühle, sondern auch vom ganzen Dorf mit Jubel begrüßt wurde. Die heimliche Abneigung, welche die übrigen Grundbesitzer im Ort bis dahin gegen ihn gehegt, war seit der Stunde verschwunden, wo er mit einem so edlen Eifer für das allgemeine Wohl thätig gewesen war und keine Gefahr gescheut hatte, um Hab' und Gut seiner bedrängten Nachbarn zu retten.

Die eben erzählten Vorfälle waren unterdessen auch in der Stadt bekannt geworden, in welcher der Kaufmann Graumann wohnte. Auf seine Bitte hatte ihm der Pfarrer heimlich von Allem Nachricht gegeben, was seit seinem ersten Besuch bei Bresenow in der Mühle und im Hause des Halbhufners Konitz vorgegangen war, und so erschien er denn eines Abends, als sich die Wiederherstellung des Verwundeten nicht mehr bezweifeln ließ, in der Mühle, um seine Angelegenheiten mit Vater und Sohn zu ordnen.

„Sein Sie nur unbesorgt, Bresenow — ich komme nicht mit Execution!" rief er dem Müller bei seinem Eintritt lächelnd zu, als er bemerkte, daß Dieser erblaßte. „Ich habe gehört, daß Sie nach dem Unglück, das Sie betroffen, den Entschluß gefaßt haben, die Mühle Ihrem Sohn zu übergeben, und da bin ich denn gekommen, um dem neuen Müller Glück zu wünschen und ihm die kräftigste Unterstützung von meiner Seite anzubieten!"

Er schloß sich darauf mit Vater und Sohn eine volle Stunde in dem Schreibzimmer des Müllers ein, und Dieser

mußte seinen Hermann auf Graumann's Geheiß vollständig in seinen so lange verheimlichten Finanzzustand einweihen.

So groß Hermanns Schrecken auch war, als er erfuhr, wie es mit seinem Vater stand, so faßte er doch bald wieder Muth, als Graumann ihm nicht allein die von mehreren Jahren rückständigen Zinsen schenkte und alle Kapitalien in seinen Händen ließ, sondern ihm auch die unbeschränkteste Hülfe zusicherte, falls er deren benöthigt sein solle.

„Ihnen vertrau' ich unbedingt," sagte der Kaufmann, indem er sich zum Gehen anschickte, „und wenn Sie einen Beweis davon haben wollen, so fordern Sie, ehe Ihnen der Hof Ihres künftigen Schwiegervaters gesetzlich gehört, ein neues Darlehn von mir — ich werde es Ihnen nicht ver=weigern. Später möchte man diese Bereitwilligkeit eben keine Großmuth nennen, da Sie über kurz oder lang der erste Grundbesitzer des Dorfes sein werden, und ich mir dann nur Glück wünschen kann, meine Kapitalien so sicher angelegt zu sehen," fügte er lächelnd hinzu.

Hermann dankte ihm mit gerührtem Herzen für all' diese Beweise einer uneigennützigen Theilnahme an seinem Geschick und versprach ihm, daß er sich zu allen Zeiten dieses Vertrauens würdig zeigen werde. —

Im nächsten Frühling, als der Halbhufner Konitz längst vollkommen wiederhergestellt war, ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert, welche in stiller Sommermitternacht auf der duftumwehten Kirchhofshöhe einander ewige Treue geschworen hatten.

Sonst pflegt das Brautpaar die Hauptrolle auf den Hochzeiten zu spielen — Hermann und Ann' Lies aber

mußten die Ehre des frohen Tages mit dem Brautvater theilen, welcher von allen Gästen so zahlreiche Beweise herzlicher Liebe und Theilnahme empfing, daß er dem Pfarrer mit Freudenthränen in den Augen versicherte, er habe nicht geglaubt, daß einem Menschen auf Erden ein solches Glück beschеert werden könne.

Die Hirtentochter.

1.

Wenn die letzten Arbeiten auf den Feldern und Wiesen beendet sind, beginnt in den wendischen Dörfern auf dem linken Ufer der Niederelbe ein reges Leben innerhalb der Häuser. Alt und Jung, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen setzen sich an's Rad und spinnen vom Morgen bis zum Abend mit einer Emsigkeit und einer Ausdauer, die ihres Gleichen sucht. Während des Tages bleiben Alle gewöhnlich daheim; sobald aber der Abend kommt, nehmen die jungen Mädchen und Burschen ihre Räder und gehen nach einem bestimmten Hause des Dorfes, in dessen größtem Zimmer die fröhliche Spinngesellschaft dann nach Herzens=lust während und nach der Arbeit plaudert und scherzt und lacht und singt und tanzt. Daß die allgemeine Fröhlichkeit in den Spinnstuben die Räder häufig zum Stillstehen bringt und daß mitunter mehr geschäkert, getanzt und gelärmt als gesponnen wird, ist nicht zu verwundern, da die jungen Burschen, welche gewohnt sind, das ganze Jahr hindurch tüchtig zu arbeiten, während dieser Zeit das Bedürfniß fühlen, ihre Kräfte auf irgend eine Weise zu üben. —

In einem großen hübschen Dorf an einem der Neben=flüsse der Elbe saß vor mehreren Jahren eines Abends eine zahlreiche Spinngesellschaft von Mädchen und Burschen im

Hause eines der angesehensten Bauern beisammen. Das Brausen des Herbststurms, der in den Kronen der Bäume des Hofes wühlte, störte die Fröhlichkeit der jungen Welt nicht im geringsten. Die Burschen, welche wenig Geschmack an der einförmigen Arbeit zu finden schienen, stießen ihre Räder nach einiger Zeit auf die Seite und schäkerten mit den Mädchen, die vollauf zu thun hatten, sich der zärtlichen Plauderer zu erwehren.

Während die übrigen Mädchen, so gut es gehen wollte, trotz Scherz und Schäkerei ihre Räder in Bewegung zu erhalten suchten, schob Dorothea, die schöne Tochter des alten Dorfhirten Lankenow, lachend das ihrige von sich, kreuzte die Arme und vertheidigte sich mit kecker Miene gegen die Neckereien, womit sie von allen Seiten angegriffen wurde.

Obgleich ihr Vater nur ein armer Hirt war, so ward sie doch von allen Mädchen des Dorfes wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit und Anmuth beneidet, während die jungen Burschen sich nicht satt sehen konnten an ihrer schlanken Gestalt, ihren frischen rothen Wangen, ihren blendend weißen Zähnen, ihren feurigen schwarzen Augen und ihren glänzenden Haaren, deren dunkles Braun durch die rothe Bändermütze, die einen Hauptschmuck der wendischen Nationaltracht bildet, vortheilhaft hervorgehoben wurde. Dorothea wußte, daß sie schön war, und that deßhalb auch so stolz und trotzig, als ob sie die Tochter des Schulzen sei. Mehrere Heirathsanträge, welche ihr von bescheidenen jungen Anbauern und Kossaten gemacht waren, hatte sie in ihrem Uebermuth trotz der flehentlichen Bitten ihres Vaters und ihrer Großmutter, die Nichts über sie vermochten,

höhnisch zurückgewiesen: sie wolle sich von keinem Geringern als dem Sohn eines Halbhufners zum Altare führen lassen, erklärte sie jenen Beiden stets mit der größten Bestimmtheit.

Diese Hoffnung auf eine für ihre Verhältnisse glänzende Partie hatte in der letzten Zeit neue Nahrung erhalten.

Zu Anfang des Herbstes war der Sohn des reichen Halbhufners Bornitz, ein stattlicher blondlockiger Bursche, welcher vier Jahre bei den Husaren gestanden, aus der Provinzialhauptstadt, wo er im Quartier gelegen, in die Heimat zurückgekehrt und sollte im nächsten Jahr den Hof seines Vaters übernehmen, welcher zu den besten im Dorf gehörte. Von Natur leichtsinnig und heißblütig, hatte Heinrich Bornitz in der Stadt von seinen Kameraden viel Schlechtes gehört und gesehen und war nur ungern aus ihrer Mitte geschieden, da ihm das lustige soldatische Leben außerordentlich behagt hatte. Indessen hatte er sich bald mit dem Vorsatz getröstet, das vorige Herrenleben, so gut als es gehen wollte, in seinem Geburtsort noch eine Weile fortzuführen, wozu er bis zur Uebernahme des väterlichen Hofes allerdings hinreichende Zeit und Mittel besaß. So war er denn überall da zu finden, wo es Lust und Freude gab; auf Hochzeiten, Kindtaufsschmäusen und Jahrmärkten, bei Erntefesten und bei den sonntäglichen Tanzvergnügungen war er der Ausgelassenste und Wildeste, und wie Dorothea von den Mädchen des Dorfs wegen ihrer Schönheit beneidet ward, so beneideten ihn die jungen Burschen um seinen kecken Muth, seine Gewandtheit und sein städtisch=zuver=sichtliches Benehmen.

Gleich in den ersten Tagen nach seiner Heimkehr war ihm Dorothea aufgefallen, die fast noch Kind gewesen, als

er sich zum Militairdienst hatte stellen müssen, und die jetzt unter den Mädchen des Dorfs wie eine volle Rose unter gewöhnlichen Wiesenblumen dastand. Bei einer Hochzeit hatte er zuerst Gelegenheit gefunden, ihr während des Tanzens seine Huldigungen darzubringen, welche von Dorothea auch mit sichtlichem Wohlgefallen aufgenommen worden waren, und seit der Zeit hatte er ihr eine Aufmerksamkeit nach der andern erwiesen und sich bemüht, ihr seine Neigung auf alle Weise zu erkennen zu geben.

Da er wußte, daß Dorothea eine fleißige Spinnerin war und bei keiner großen Spinngesellschaft fehlte, so hatte er sich herabgelassen, gleich den übrigen Burschen das Rad zur Hand zu nehmen, um einen Vorwand zu haben, mit der schönen Hirtentochter ungestört plaudern und scherzen zu können.

Das scharfe Auge der Letztern hatte sehr bald seine Absicht bemerkt, und während sie die übrigen Burschen des Dorfs mit einer höhnischen Keckheit behandelte, nahm sie die Scherze und Neckereien des reichen Halbhufnersohns mit anmuthiger Schalkhaftigkeit auf: es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß der stattliche, gewandte Heinrich Bornitz, dem jedes Mädchen mit Freuden die Hand gereicht haben würde, sie vor Allen auszeichnete, und in ihrer Seele erwachte die Hoffnung, daß er sie dereinst zum Altar führen werde.

An diesem Abend war er besonders zuvorkommend gegen sie. Er hatte neben ihr auf der Bank unter dem Fenster Platz genommen, sagte ihr eine Schmeichelei nach der andern und erzählte ihr zwischendurch lustige Geschichten aus seinem Soldatenleben, und je mehr das fröhliche, muthwillige

Mädchen lachte, desto mehr setzte er ihr mit Scherzen und Schmeichelreden zu.

Da die andern Burschen ebenfalls eifrig mit den übrigen Mädchen plauderten und schäkerten, so fiel die größere Vertraulichkeit jener Beiden Niemandem auf: es war, als ob Jeder die allgemeine fröhliche Stimmung benutze, um seiner Auserwählten seine Zärtlichkeit zu beweisen.

Als die elfte Stunde schlug, ging die Spinngesellschaft endlich mit vielem Lärm auseinander. Da Heinrich und Dorothea nicht weit von einander wohnten, so begleitete der Erstere die schöne Hirtentochter nach Hause.

Der Sturm hatte sich gelegt, und am tiefblauen Herbsthimmel, den einzelne weiße Wolken langsam durchwanderten, funkelten die Sterne in voller Pracht. Im Dorf herrschte tiefe nächtliche Stille — nur die Stimmen der heimziehenden Burschen und Mädchen schallten dann und wann aus der Ferne herüber.

Anfangs schritten Beide schweigend neben einander hin; durch den plötzlichen Uebergang von lärmender Fröhlichkeit zu lautloser Stille wurden sie unwillkürlich ernster gestimmt. Als sie aber in die Nähe des Hirtenhäuschens kamen, knüpfte Heinrich wieder ein Gespräch mit Dorothea an und fragte sie endlich halb im Scherz und halb im Ernst, ob sie schon einen Bräutigam habe.

Bei dieser Frage ward das Mädchen glühend roth und erwiderte nach kurzem Besinnen mit scherzendem Ton, sie warte auf einen Prinzen oder einen andern vornehmen Herrn — die gewöhnlichen Freier gefallen ihr nicht.

Damit wollte sie rasch in's Haus schlüpfen, allein Jener gewann ihr den Vorsprung ab, schlang rasch seinen Arm

um ihren Nacken, küßte sie mit Ungestüm und eilte dann hurtig von dannen.

„Ist das ein Bösewicht!“ sprach Dorothea mit glühenden Wangen vor sich hin, indem sie aufgeregt in das kleine Häuschen trat und die Thür verriegelte. „Vor Dem muß man sich wahrhaftig in Acht nehmen — Der ist so dreist und wild wie der Teufel!“

Allein trotz dieser moralischen Betrachtung fühlte sie, daß ihr Herz diesem „Bösewicht“ außerordentlich gewogen sei, und daß seine teufelmäßige Dreistigkeit und Wildheit ihr mehr gefalle, als sie es vor sich selbst und den Ihrigen verantworten könne. —

Als Dorothea am folgenden Morgen in das gemeinsame Wohnzimmer trat, gewahrte sie an dem finstern Blick ihrer uralten Großmutter, daß Diese von ihrem Kämmerchen aus das Gespräch mit dem schmucken Halbhufnersohn gehört und vielleicht gar bemerkt habe, daß sie von Demselben geküßt worden sei.

Diese dreiundachtzigjährige Greisin, die Mutter des Hirten Lankenow, machte auf Jeden, der sie zum ersten Mal sah, einen fast unheimlichen Eindruck. Sie saß den ganzen Tag regungslos wie ein Steinbild in ihrem hölzernen Lehnstuhl neben dem Ofen und starrte mit ihren grauen, vom Alter gleichsam verglas'ten Augen wie träumend vor sich hin. Ihr abgezehrtes, mit unzähligen Runzeln bedecktes fahles Antlitz, ihr zusammengekniffener Mund, ihre spärlichen gelblich=grauen Haare und ihre fleischlosen zitternden Hände, welche meistens gefaltet auf ihrem Schooße ruhten, hatten etwas Widerwärtiges und Abschreckendes; hörte man sie dagegen sprechen, so verschwand dieser erste unangenehme

Eindruck sehr schnell. Ihre sanfte, freundliche Stimme klang wie ein trauter Gruß aus längst entschwundener schöner Zeit, und aus jedem ihrer Worte sprach ein warmes, liebevolles Herz, das lebhaften Antheil an dem Wohl und Wehe der Menschen nahm.

Da Dorothea's Mutter früh gestorben war, so hatte sich die Greisin des Mädchens angenommen und dasselbe von Jugend auf zu allem Guten angehalten. Dorothea's flatterhafter, eitler Sinn hatte Jene oft tief bekümmert, und im Stillen betete sie inbrünstig zu Gott, daß er das schöne wilde Mädchen gnädig behüten möge.

„Mit Wem sprachst Du denn gestern Abend spät, als Du vom Spinnen zurückkamst, Dorothea?" fragte die Greisin, indem sie das zitternde Haupt emporhob und ihre Enkelin forschend anblickte.

„Hast Du mich denn in's Haus treten hören, Großmutter?" fragte Dorothea mit erheuchelter Verwunderung, um Zeit zur Erdichtung einer „spaßhaften Geschichte" zu gewinnen.

„Würde ich Dich sonst fragen?" gab Jene zurück. „Der Sturm weckte mich nach kurzem Schlummer wieder auf, und da lag ich denn mehrere Stunden schlaflos und horchte auf das Sausen des Windes in den Weiden und auf das Pickern der Wanduhr. — Ich habe die Stimme Deines Begleiters recht gut erkannt," fügte sie nach einer Pause hinzu: „es war Heinrich Bornitz, der leichtsinnige, wilde Heinrich Bornitz, der den Husaren noch immer nicht vergessen kann!"

Dorothea hatte einen Andern nennen wollen, weil sie wohl wußte, daß ihre Großmutter den reichen Halbhufner=

sohn nicht leiden konnte; da die Letztere denselben aber erkannt hatte und Leugnen die Sache nur verschlimmert haben würde, so schwieg sie trotzig still.

„Kannst Du nicht fröhlich sein in Zucht und Ehren?“ fuhr die Greisin mit mahnendem Tone fort. „Als ich jung war, bin ich auch fröhlich gewesen und habe mit den jungen Burschen gelacht und gescherzt und gesungen; hätte sich aber Einer unterstanden, mich zu küssen — wie Heinrich Bornitz Dich gestern geküßt hat — er würde nicht ungestraft davon=gelaufen sein!“

„Sollt' ich ihm etwa nachrennen?“ warf Dorothea schmollend ein, obwohl es ihr etwas beklommen um's Herz war.

Die Greisin schwieg eine Weile, gleich als ob sie mit sich zu Rathe gehe, was sie mit dem unbesonnenen Mädchen anfangen solle; dann fragte sie plötzlich mit forschendem Blick:

„Meinst Du vielleicht, daß Heinrich Bornitz Dich hei=rathen wird?“

Diese Frage, deren zweifelnder Ton den geheimsten und sehnlichsten Wunsch Dorothea's als einen eitlen und nichtigen bezeichnete, setzte die Letztere in Verwirrung.

„Daran hab' ich ja noch .... ja niemals gedacht,“ stieß sie hastig hervor, indem sie sich im Zimmer zu schaffen machte, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Warum hast Du denn den wackern Damke nicht hei=rathen wollen?“ forschte Jene. „Der ist Dir zu gering gewesen — nicht wahr? Einen reichen Burschen möchtest Du freien, der Dir alle Woche ein neues Kleid oder eine neue Schürze oder eine gestickte Mütze kaufen könnte, der

Dich auf alle Hochzeiten und Jahrmärkte führte und sich nicht darum kümmerte, wie's mit der Wirthschaft ginge — nicht wahr? Aber ich sage Dir, Dorothea, ein Solcher wird nicht an Deine Thür klopfen!" Wer reich ist, nimmt keine arme Hirtentochter, und wenn sie auch noch so schön ist!"

„Nun, das könnte man doch so genau nicht wissen," entgegnete Dorothea, deren Keckheit allmälig wiederkehrte. „Des Schulzen Sohn in Lassentin hat neulich auch die Tochter des armen Halbhufners Jabelitz in Barsow geheirathet, und so kann ich ....."

„Dorothea — ich bitte Dich um Gotteswillen, laß die hochmüthigen Gedanken!" flehte die Greisin mit seltsam ängstlicher Stimme, indem sie sich mühsam erhob und starren Blickes durch das niedere Fenster über die weite Wiese schaute, welche das Hirtenhäuschen auf drei Seiten umschloß, gleich als ob sie in der Ferne ein unheilverkündendes Zeichen gewahre. „Du machst Dich und uns noch einmal unglücklich — sehr unglücklich!"

„Ich werde mich schon vor Schaden hüten!" meinte das Mädchen. „Man lebt nur einmal — sagst Du doch selbst, Großmutter, daß Du vor Zeiten wacker mit den jungen Burschen gelacht und gescherzt und gesungen habest — warum soll ich den Kopf hängen lassen und den ganzen Tag beten?"

Die Greisin sank in ihren Lehnstuhl zurück und neigte schweigend das zitternde Haupt. Es schien, als ob sie über Etwas nachsinne und die Worte ihrer leichtsinnigen Enkelin nicht vernommen habe.

„Nein — ich will es noch nicht thun," murmelte sie endlich kaum hörbar für sich; „sie sieht noch nicht ein, welche Gefahr ihr droht! Es würde in den Wind geredet sein!"

Nach diesen Worten faltete sie ihre Hände auf dem Schooß, lehnte sich ruhig zurück und hieß Dorothea an ihre Arbeit gehen.

2.

„Heute will ich einmal ein ernsthaftes Wort mit dem alten Främke reden," sprach der Halbhufner Bornitz, ein vierschrötiger Fünfziger mit braunrothem runden Gesicht, einige Tage nach dem oben erzählten Vorfall phlegmatisch vor sich hin: „mein Heinrich muß freien, sonst wird er ein Taugenichts. Wenn er erst meinen Hof hat, werden die tollen Streiche schon unterbleiben!"

Mit diesen Worten begann er sich in seinen Sonntags=staat zu werfen, denn er sollte heute den erstgeborenen Sohn eines ihm befreundeten jungen Bauern im Kirchdorf über die Taufe halten.

„Der Bursche bildet sich ein," fuhr er nach einer Weile fort, indem er das schwarze Halstuch umlegte, „er könne hier nach Husarenmanier leben und den ganzen Tag spazie=ren gehen, zechen und ..... Aber, zum Henker! alle meine Stiefel sind ja geschmiert!" rief er plötzlich ärgerlich aus, als sein Blick in den Winkel neben dem Ofen fiel, wo seine Fußbekleidungen jeglicher Art zu stehen pflegten. Und sogleich lief er zur Thür, riß sie weit auf und schrie aus Leibeskräften auf die Diele hinaus:

„Trin=Lies! Trin=Lies!"

Die verbrecherische Magd, eine riesige Gestalt mit un=endlich dummem Gesicht, lief hastig herbei und fragte nach dem Befehl ihres Herrn.

„Wer hat Dir denn gesagt, daß Du ein Viertelpfund Speck auf meinen Stiefeln verreiben solltest?!“ rief Bornitz mit komischem Zorn. „Weißt Du denn nicht, daß ich Gevatter stehen soll?“

„Nein — das hab' ich nicht gewußt,“ versetzte die Sünderin.

Obgleich es scheinen möchte, daß Speck und Stiefel in gar keiner oder nur in einer sehr entfernten Beziehung zu der Ceremonie der heiligen Taufe stehen könnten, so ist dies dennoch nach der Ansicht der Wenden in hohem Grade der Fall. Diese glauben nämlich, daß der Täufling zeitlebens an einer unreinen Haut zu laboriren habe, falls einer der Pathen mit geschmierten Stiefeln der Taufhandlung beiwohne, und daher würde es jedem „Gevatter“ als ein Attentat auf den Teint des jungen Weltbürgers angerechnet werden, wenn er sich erdreistete, gegen diese uralte „Stiefelordnung“ zu sündigen.

„Woran hast Du denn gestern Mittag gedacht, als ich bei der Suppe erzählte, daß ich heut' mit dem alten Främke im Kirchdorf Gevatter stehen würde?“ polterte der gestrenge Herr. „Gewiß an's Heirathen! Aber trotz Deiner grenadiermäßigen Höhe mußt Du doch noch ein halb Dutzend Jahre warten — wegen Deiner sechs Fuß und zwei Zoll wird Dich Niemand freien! — Jetzt suche mir rasch meine alten Stiefel in der Kammer drüben,“ fuhr er in befehlendem Ton fort. „Deiner Heirathsgedanken halber muß ich heut' in Wasserstiefeln Gevatter stehen!“

Trin-Lies ging stillvergnügt nach der Kammer und holte die verlangte Fußbekleidung: sie wußte besser als ihr Herr, wie es mit ihren Heirathsaussichten stand. Wenn ihre sechs

Fuß und zwei Zoll auch gerade nicht das Herz des Groß-knechts beim Schulzen erobert hatten, so hatte Dieser doch förmlich bei ihren Eltern um sie angehalten und ihr gelobt, sie im nächsten Frühling als sein eheliches Gemahl in das kleine Häuschen zu führen, welches er in seinem Geburtsort gekauft hatte.

Nachdem Bornitz die gesetzmäßige Gevattertracht angelegt, wanderte er gravitätischen Schrittes nach dem Kirchdorf und entwarf unterwegs einen vollständigen Operationsplan in Betreff der Heirath seines Sohnes mit der Tochter seines wohlhabenden Freundes Främke, welcher in einem mehrere Meilen entfernten Dorfe wohnte und den er nur selten sah.

Der Halbhufner Bornitz war ein Mann, der einen einmal gefaßten Plan, von welchem er sich Vortheil versprach, mit zäher Beharrlichkeit ausführte. Daß bei den Heirathen etwas Andres als Geld und Gut in Betracht kommen könne, hatte ihm nie einleuchten wollen; wie Jemand im Stande sei, sich in ein Mädchen zu vergaffen und Dasselbe aus purer Liebe zu heirathen, däuchte ihm lächerlich. Darum hielt er denn auch die althergebrachte wendische Sitte, daß die Eltern die Verlobungen ihrer Kinder abschließen, für das einzige Mittel, eine vernünftige Heirath zuwege zu bringen, und aus diesem Grunde beschloß er, seinem „nichtsnutzigen" Heinrich nicht eher Etwas von seinem Plan zu sagen, als bis er sich mit dem alten Främke über die Mitgift von dessen Tochter verständigt habe — eine in seinen Augen sehr gewichtige und nicht in einem Tage abzumachende Sache.

Als die Tauffestlichkeiten vorüber waren, begab er sich mit seinem alten Freunde nach der Schenke und trug ihm seinen Plan vor.

Främke, welcher dem Halbhufner an Vermögen ziemlich gleich stand, fand den Vorschlag gar nicht übel, meinte jedoch nach einigen vorläufigen Erörterungen in Betreff der Vermögensumstände beider Theile, daß es wohl gut sei, wenn sich die jungen Leute erst einmal sähen, damit man wisse, „ob sie sich auch leiden könnten;" eine Ehe, wo Mann und Frau wie Hund und Katze mit einander lebten, tauge denn doch eigentlich Nichts.

„Hat Deine Ann' Lies denn etwa Aehnlichkeit mit einer Katze?" fragte Bornitz, dem die langen Umstände nicht gefielen, mit spöttischem Ton.

Gott bewahre! eben so wenig als Dein Heinrich ein „Hundsgesicht" hat!" rief Främke lachend. „Beide können sich über ihr Aussehen nicht beklagen — aber heutzutage hat das junge Volk allerhand vertracte Gedanken im Kopf! Der Eine will mit Lebensgewalt ein Mädchen mit blauen Augen heirathen, und der Andre läuft für schwarze Augen durch Dick und Dünn!"

„Wozu sind die Eltern denn da, wenn sie ihren Kindern solche vertracte Gedanken nicht austreiben?!" rief Bornitz ärgerlich. „Aber ich will Dir nicht zuwider sein," fuhr er mit freundlichem Ton fort. „Auf ein paar Monate früher oder später kommt's ja nicht an — ich werde meinem Heinrich den Hof doch erst im nächsten Sommer übergeben — und so mögen sich Beide denn vor ihrer Verlobung so oft sehen und sprechen, als sich Gelegenheit findet. Ist Deine Ann' Lies denn jetzt wieder hier?"

„Nein, sie ist noch bei ihrer kranken Schwester in Borrentin und wird auch vor Ostern nicht zurückkehren," versetzte Främke.

„Nun, wenn Das ist, so komm' mit Deiner Ann' Lies auf den nächsten „Kikelmarkt" in der Stadt," sagte Jener, „bis dahin wird sie doch gewiß wieder da sein."

Främke versprach Dies, und darauf begannen Beide von Heu und Stroh, von Weizen und Korn, von Flachs und Wolle zu reden, welche ländliche Producte ihnen eben so sehr am Herzen zu liegen schienen als das Lebensglück ihrer Kinder.

Die sogenannten Kikelmärkte *) spielen eine eigenthümliche Rolle bei den Verlobungen und Ehebündnissen in einem gewissen Theile des Wendenlandes. Eltern heirathsfähiger Söhne und Töchter, welche für ihre Kinder diese oder jene Partie im Auge haben, aber zu weit von einander wohnen, als daß die künftigen Brautleute Gelegenheit fänden, sich kennen zu lernen, erscheinen mit den zu Verlobenden auf dem Jahrmarkt in der nächsten Stadt, damit Diese einander von Angesicht zu Angesicht sehen. Ist diese „Beguckung" einigermaßen zur Zufriedenheit der betreffenden Theile ausgefallen, so pflegt derselben bald darauf die Verlobung zu folgen, wofern bie beiderseitigen Eltern sich über die Geldangelegenheiten zu verständigen vermögen. —

Die Ermahnungen, welche Dorothea von ihrer Großmutter empfangen, hatten wenig Eindruck auf das eitle, vergnügungssüchtige Mädchen gemacht. Da ihr Vater ein

---

*) Von „kiken," welches Wort im Niedersächsischen dasselbe bedeutet, was das hochdeutsche „gucken" bezeichnet.

nachsichtiger, schwacher alter Mann war, welcher ihr, seinem einzigen Kinde, aus übergroßer Liebe in allen Dingen ihren Willen ließ, und die Greisin ihrer dreiundachtzig Jahre wegen nicht im Stande war, sie gehörig zu überwachen, so konnte Dorothea so ziemlich thun, was ihr beliebte.

Diese Freiheit benutzte sie während des Winters denn auch auf alle Weise. Keine Spinngesellschaft und keine Tanzbelustigung ließ sie vorübergehen, und Heinrich Bornitz versäumte es ebenfalls nicht, sich da einzufinden, wo er die schöne Hirtentochter anzutreffen hoffte. Je öfter er sie sah, und je vertrauter er mit ihr wurde, desto heftiger ward seine Neigung für sie — ihre ungewöhnliche Schönheit und ihr muthwilliges, herausforderndes Wesen zogen ihn mit unwiderstehlicher Macht an.

„Warum kann ich Dorothea denn nicht heirathen?“ dachte er oft, wenn er von dieser oder jener Festlichkeit, wo er sie gesehen, heimging. „Sie ist zwar nur eine arme Hirtentochter — aber was soll ich mit einem reichen Mädchen, das ich nicht leiden kann? Geld bekomm' ich genug, wenn mir mein Vater den Hof übergiebt!“

Es konnte nicht fehlen, daß die zunehmende Vertraulichkeit Beider den Leuten im Dorf auffiel. Einige schüttelten den Kopf und meinten, das Ding werde nicht gut enden; Andere, welche voraussetzten, daß Heinrich Bornitz es auf eine Heirath mit Dorothea abgesehen habe, machten sich über ihn lustig, daß er ein hübsches Gesicht all' den vortheilhaften Partien vorziehe, welche sich ihm, dem reichen Halbhufnersohn, darboten; und wieder Andre fanden es unerklärlich, daß sein Vater das „Scharmiren“ so ruhig mit ansehe.

Dem alten Hirten und seiner dreiundachtzigjährigen Mutter waren einige dieser Reden der Leute zu Ohren gekommen, und Beide flehten Dorothea wiederholt an, ihren wilden Sinn zu bezähmen und das gefährliche Spiel bei Zeiten aufzugeben. Das Mädchen versprach, ihre Ermahnungen zu beherzigen, und nahm sich auch wirklich eine Weile zusammen — allein einige Tage später waren die guten Vorsätze wieder vergessen. — —

Der Winter war vorüber. Allüberall erklangen die Stimmen des wonnigen Frühlings, laue Lüfte wehten über Wiesen und Felder, und Gräser und Blumen drängten sich freudig an's Licht der milden Sonne. Das fröhliche Osterfest, die Siegesfeier des Lebens über den Tod, war herbeigekommen, und aller Orten schickte man sich an, dasselbe in hergebrachter Weise zu begehen.

Der erste Festtag ist ausschließlich der Gottesverehrung und ruhigen Familienzusammenkünften gewidmet, am zweiten Festtage aber beginnen nach beendigter kirchlicher Feier fast in jedem Kirchdorf Musik und Tanz, und Alles eilt nach der Schenke, um dort in fröhlicher Gesellschaft den Nachmittag und Abend nach Herzenslust zu verjubeln. Heinrich und Dorothea hatten sich lange auf diesen Abend gefreut, und die Letztere hatte es Jenem heimlich fest versprochen, an der Tanzbelustigung Theil nehmen zu wollen. Sie sagte Dies jedoch weder ihrem Vater noch ihrer Großmutter, weil sie fürchtete, daß Dieselben einmal ihr Ansehen brauchen und sie mit Gewalt zurückhalten könnten.

So wanderte sie denn in Begleitung ihres Vaters am Morgen des zweiten Festtages im schönsten Staat nach dem Kirchdorf, wohnte dem Gottesdienst bei und ging nach

Beendigung desselben mit dem Erstern zu einem weitläuftigen Anverwandten Namens Warneik, welcher unweit der Schenke wohnte und Beide ein für alle Mal eingeladen hatte, an Sonn= und Feiertagen bei ihm zu Mittag zu essen, weil dem alten Lankenow der Heimweg ohne vorherige Stärkung zu schwer fiel.

Ohne zu ahnen, was seine Tochter im Schilde führe, ging der alte Hirt nach beendigtem Mittagsmahl mit seinem Vetter durch dessen kleine Besitzung, und Beide vertieften sich bald so in ein landwirthschaftliches Gespräch, daß sie Dorothea ganz und gar vergaßen.

Als sie endlich wieder in's Haus traten, war Diese verschwunden: sie sei zu einer ihrer Freundinnen gegangen und werde in einer halben Stunde wiederkommen, sagte Warneik's Frau.

Lankenow wartete eine Stunde und noch eine — Dorothea erschien nicht.

„Am Ende ist sie zum Tanzsaal gegangen!" rief er mit besorgter Miene; „sie schaute vorhin mehrmals verstohlen hinüber. Ich will rasch einmal dort nachsehen und wenn ich sie finde, hol' ich sie mit Gewalt weg. Sie würde es toll treiben, wenn sie dort allein unter all' den wilden Burschen wäre!"

Hastig eilte er nach dem Wirthshause und bahnte sich mit Mühe einen Weg durch die dichte Zuschauermenge, welche die Thür des Tanzsaales umlagerte, aus dem die hellen Töne der Geigen, Clarinetten und Flöten und das wilde Jauchzen der tanzenden Burschen hervorschallten. Um das Innere des großen Raumes besser überschauen zu können,

stellte er sich auf eine neben der Thür befindliche Bank und spähte ängstlich nach seiner Tochter umher.

Anfangs blieb all sein Suchen und Spähen vergebens, endlich aber gewahrte er sie nebst einigen ihrer Freundinnen am entgegengesetzten Ende des Saales, als sie eben im Begriff war, mit Heinrich Bornitz wieder in die Reihen der Tanzenden einzutreten. Mit lauter Stimme ihren Namen rufend, warf er sich hastig in das dichte Getümmel, sah sich aber bald von einigen fröhlichen jungen Burschen aufgehalten.

„Wen sucht Ihr, Lankenow?" fragten sie.

„Ich will meine Dorothea holen," erwiderte er thörichter Weise; „das wilde Mädchen ist mir davongelaufen!"

Ein schallendes Gelächter folgte diesen Worten, und eh' er sich's versah, hatten ihn zwei der kräftigsten Burschen auf ihre Schultern gehoben und trugen ihn jubelnd dem Ausgang des Saales zu.

„Für heut' Abend gehört uns Eure Tochter, Vater Lankenow!" riefen sie lachend. „Wenn Ihr mittanzen oder zechen oder zuschauen wollt, so könnt Ihr bleiben, so lang' es Euch gefällt — aber Eure Dorothea sollt Ihr uns nicht wegholen, die ist die flinkste Tänzerin in der ganzen Gemeinde!"

Alles Bitten und Flehen des alten Hirten war vergebens. Dorothea hörte sein Rufen nicht oder wollte es nicht hören, und von den jungen Burschen fühlte keiner Erbarmen mit seiner Angst. Er ward unter tollem Jubel im Triumph davongetragen und erst dann freigelassen, als er feierlich gelobt hatte, keinen weitern Versuch zur „Entführung" seiner Tochter machen zu wollen.

Mit bekümmertem Herzen ging er zu seinem Vetter zurück und erzählte, wie man ihm mitgespielt habe.

Da Warneik die Wildheit Dorothea's nur zu gut kannte, so versprach er dem besorgten Vater, sich unbemerkt in den Tanzsaal zu schleichen, das Mädchen zu beobachten und wenn sie's zu toll treibe, mit Ernst einzuschreiten.

„Geh' nur ruhig heim," fügte er tröstend hinzu; „auf Dorothea kannst Du doch nicht warten. Sie soll in meinem Hause übernachten, und morgen werd' ich sie Dir, so Gott will, wohlbehalten zurückbringen; ich habe ohnedies doch morgen Geschäfte in Eurem Dorf."

Dem alten Hirten, der seine betagte Mutter nicht länger allein lassen wollte, blieb nichts Andres übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen, und so wanderte er denn einsam und traurig heim. Es däuchte ihm, als stehe ihm ein schweres Unglück bevor.

3.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages langte Dorothea mit ihrem Beschützer wieder im Hirtenhäuschen an. Der Letztere, sonst stets heiter und freundlich, sah mißmuthig und finster aus und schien sich unterwegs mit Jener entzweit zu haben, denn er sprach fast kein Wort mit ihr, und als sie später ihren häuslichen Geschäften nachging, redete er längere Zeit sehr angelegentlich mit dem alten Hirten und der Greisin, in deren bekümmerten Mienen man deutlich lesen konnte, daß seine Mittheilungen eben nicht erfreulicher Art waren.

Warneik verweilte bis zur Dämmerung im Hirtenhause und ging dann in Begleitung des alten Lankenow zu einem der Bauern des Dorfes, von dem er Korn kaufen wollte; Dorothea blieb bei ihrer Großmutter allein im Stübchen zurück.

Die Letztere schien ungewöhnlich bewegt zu sein, das Mädchen dagegen schaute keck und trotzig drein, gleich als ob sie dadurch allen Vorwürfen wegen ihres gestrigen Benehmens zuvorkommen wolle.

Lange redete die Greisin kein Wort. Sie saß regungslos in ihrem Lehnstuhl neben dem Ofen und schaute mit ihren glanzlosen Augen unverwandt über die weiten lichtgrünen Wiesen zum fernen Walde, hinter dem die Sonne zur Ruhe gegangen war. Das glühende Abendroth warf einen wun=dersamen Schein auf ihre gebeugte Gestalt und auf ihre tiefgefurchten Wangen — es war, als ob sie von einem Verklärungsglanz umflossen sei. Draußen im Dorf war Alles still geworden; nur dann und wann rauschte der kräftige Frühlingswind durch die knospenden Kronen der Weiden, die neben dem niedern Fenster standen, oder bellte ein Hund in den benachbarten Höfen. Im kleinen Stüb=chen hörte man Nichts als das Pickern der Wanduhr und das Sausen von Dorothea's Rade, welche unweit der Greisin saß und spann.

Das Schweigen der Letztern hatte etwas Peinliches für Dorothea, allein Diese konnte es aus Trotz und aus Furcht vor Ermahnungen nicht über sich gewinnen, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Das Abendroth verglühte mehr und mehr, auf das stille Dorf senkten sich die Schatten der Nacht hernieder und durch

das gegen Süden gelegene Fenster schaute der klare Mond herein, dessen Strahlen seltsam an der weißen Wand flimmerten.

Endlich wandte die Greisin das bleiche Angesicht langsam zu dem schönen Mädchen und sagte mit sanftem Ton:

„Dorothea — hast Du mich lieb?"

Die Letztere, welche sich auf heftige Vorwürfe gefaßt gemacht hatte, ward durch diese aus dem tiefsten Herzen kommende liebreiche Frage gänzlich entwaffnet. Ihr Trotz verschwand wie Reif der Nacht vor dem warmen Frühlingssonnenschein; sie ließ die Arbeit ruh'n und versetzte bewegt:

„Ich bin wohl oft unfreundlich gegen Dich gewesen, Großmutter — aber wenn Du in mein Herz sehen könntest, da würdest Du finden, daß ich Dich lieber habe, als Du meinst!"

„Nun, wenn Das ist, so hör' mir eine Weile ruhig zu," erwiderte die Greisin; „ich will Dir einmal eine alte einfältige Geschichte erzählen, die mir meine Großmutter, als ich noch ein kleines Kind war, oft des Abends beim Mondschein erzählt hat und die mir eben einfiel, als ich die hellen Strahlen drüben an der Wand flimmern sah. Du wirst vielleicht darüber lachen — aber das Zuhören macht Dir ja keine Mühe, und ich will mir beim Erzählen einbilden, als säß' ich wieder zu den Füßen meiner alten Großmutter und sähe ihr liebes freundliches Gesicht im hellen Mondschein vor mir."

Nach diesen Worten fuhr sie einmal mit der zitternden Hand über die Augen und begann darauf folgendermaßen:

„Vor vielen, vielen Jahren, als die Leute hier noch zur Mutter unseres Erlösers beteten, wohnte in einem Dorf

dieser Gegend eine arme alte Wittwe, die hatte eine einzige schöne Tochter Namens Marie. Diese bildete sich auf ihre Schönheit Viel ein und meinte oft, wenn ihre Mutter sie ermahnte, fein demüthig und fromm zu sein, Schönheit sei besser als Frömmigkeit."

„Eine tüchtigere Spinnerin als Marie aber gab es weit und breit nicht; wenn der Abend kam, so hatte sie jedesmal am meisten von allen Mädchen im Dorf gesponnen, und dabei war ihr Faden viel egaler und feiner als der der Andern. Da ihre Mutter wegen ihres Alters und ihrer Kränklichkeit Nichts mehr verdienen konnte, so verkaufte Marie das Garn, was sie gesponnen hatte, und löste so viel Geld daraus, daß Beide niemals Noth litten, und Marie noch genug übrig behielt, um sich bald ein hübsches Band und bald ein buntes Tuch zu kaufen."

„Die jungen Burschen waren alle in sie vernarrt, und so oft im Dorf getanzt wurde, kamen sie angegangen und holten sie ihrer Mutter weg. Marie war von Natur schon leichtsinnig und ausgelassen; die glatten Worte der Bur=schen und das tolle Rasen in den Spinnstuben und auf den Tanzböden machten sie nach und nach ganz wild und unbändig. Ihre arme alte Mutter bat sie oft mit Thränen in den Augen, in sich zu gehen und in Zucht und Ehren fröhlich zu sein, aber Marie hörte nicht auf das Bitten und Flehen ihrer Mutter und lärmte und tanzte mit den wildesten Mädchen und Burschen des Dorfs nach wie vor bis tief in die Nacht hinein."

„Als Marie eines Nachmittags wieder ihr Rad nahm, um nach der Spinnstube zu gehen, ward sie von ihrer Mutter zurückgerufen, und Diese sagte da zu ihr:"

„„Weißt Du wohl, Marie, daß heut' der Tag der Mutter Gottes ist? Wenn Du heut' wieder im Dorf herumläufst und nach zwölf Uhr Nachts noch draußen herumtollst, so straft Dich die Mutter unsres Erlösers, ehe der Hahn zum dritten Mal kräht.““

„Diese Worte jagten Marie einen gewaltigen Schrecken ein. Sie gelobte ihrer Mutter auf's heiligste, ihr solle heut' der Faden nicht reißen und sie werde schon eine volle Stunde vor Mitternacht wieder nach Hause kommen, so wahr der Mond am Himmel stehe."

„Damit ging Marie davon und nahm sich unterwegs vor, keinen Schritt zu thun, den sie nicht vor ihrer Mutter und vor der Mutter des Erlösers verantworten könne."

„In der Spinnstube war sie anfangs auch so still und ernst, daß die andern Mädchen sie neckten und fragten, ob sie vielleicht einen Absagebrief von ihrem Bräutigam erhalten habe; als aber später die jungen Burschen mit zwei Musikanten angezogen kamen und alle Mädchen von den Rädern aufsprangen — da that es ihr leid, daß sie ihrer Mutter versprochen hatte, der Faden solle ihr den ganzen Abend nicht abreißen."

„Als sie noch so traurig dasaß und spann, kam auf einmal der schönste Bursche im ganzen Dorf zu ihr, ergriff sie bei der Hand und zog sie mit Gewalt vom Rade weg. Marie sagte, sie dürfe heut', auf dem Tage der Mutter Gottes, nicht tanzen, aber der Bursche lachte laut auf und fragte sie, wer ihr den närrischen Glauben in den Kopf gesetzt habe — ein Tag sei nicht besser als der andre."

„Da er gar nicht aufhörte zu bitten und zu flehen, so gab sie endlich nach und tanzte mit."

„Die Uhr schlug elf — Marie hörte es nicht. Die Uhr schlug zwölf — Marie tanzte immerfort."

„An der düsterbrennenden Lampe merkte die wilde Tanzgesellschaft endlich, daß es Zeit sei, nach Hause zu geh'n, und die Musikanten voran, zogen Alle singend und jauchzend in's Dorf hinein."

„Als sie an der offnen Kirchhofsthür vorübergingen, rief einer der wildesten Burschen:"

„„Heda! laßt uns noch einen Tanz auf dem Kirchhof tanzen! Der Mond scheint ja so prächtig, und Musikanten haben wir nicht jeden Abend!""

„Das däuchte allen Burschen ein herrlicher Spaß. Sie zogen die Mädchen auf die Mitte des Kirchhofs, Diese setzten ihre Räder nieder, die Musikanten spielten auf, und im klaren Mondschein drehten sich die Paare unter lautem Jubel zwischen den Gräbern und den weißen Todtenkreuzen im Kreise herum."

„Unterdessen hatte Mariens Mutter in großer Angst von einer Stunde zur andern gehofft, daß ihre Tochter nach Hause kommen werde. Die Thurmuhr schlug elf — Marie kam nicht. Die Thurmuhr schlug zwölf — kein Laut war draußen zu vernehmen. Der Hahn krähte zum ersten Mal — Marie war noch nicht da."

„Als der Hahn zum zweiten Mal krähte, hörte die arme alte Frau endlich lustige Musik und wildes Geschrei in der Ferne. Sie öffnete die Hausthür und horchte und wartete — aber Musik und Geschrei kamen nicht näher. In ihrer Angst vergaß sie ihre Gebrechlichkeit und wankte nach der Gegend hin, von welcher der Lärm herüberschallte."

„Vor Schrecken wäre sie bald niedergestürzt, als sie ihre Marie mitten in dem wilden Haufen zwischen den Gräbern und Todtenkreuzen herumrasen sah. Sie schrie laut auf und befahl der bösen Tochter, auf der Stelle ihr Rad zu nehmen und mit ihr nach Hause zu gehen. Marie aber rief ihr lachend zu:"

„„Der Tanz ist gleich zu Ende, Mutter — dann komm' ich! So schön scheint der Mond nicht jeden Abend, und so gut tanzt sich's nicht immer als heute!""

„Diese Antwort ging der armen Mutter wie ein Messer durch's Herz. Sie hob die Hand gen Himmel und rief der Gottlosen mit drohender Stimme zu:"

„„Ich wollte, Du säßest zur Strafe für Deinen Ungehorsam droben im Mond und müßtest dort bis in alle Ewigkeit spinnen!""

„Kaum hatte sie Das gesagt, als Marie mit einem Mal von einer unsichtbaren Hand aus dem lärmenden Haufen herausgerissen ward und nebst ihrem Rade auf den hellen Mondstrahlen zum Mond emporflog."

„Und als sie verschwunden war, krähte der Hahn hell zum dritten Mal."

„Dort oben sitzt sie noch heute und dreht ihr Rad, und wenn es Vollmond ist, kann man sie deutlich drin sehen. Sie spinnt schneeweiße, klare Fäden, und wenn der Sommer zu Ende geht, da fliegen sie vom Mond auf die Felder herab. Das sind die Sommer- oder Marienfäden, welche an schönen Herbsttagen an Büschen und Bäumen hängen."*)

---

*) Eine ähnliche Sage lebt noch im Munde des Volks.

Die Greisin schwieg und schaute wie träumend nach der mondbeleuchteten weißen Wand hinüber, gleich als ob sie dort in dem flimmernden Schein das liebe freundliche Antlitz ihrer alten Großmutter erblicke. Dorothea saß regungslos vor ihrem Rade, das Gesicht in die Hände gepreßt.

„Nun — lachst Du nicht über meine einfältige Geschichte, Dorothea?" fragte die Greisin nach einer langen bangen Pause.

Statt aller Antwort begann das Mädchen laut zu schluchzen.

„Es freut mich, daß Dir die Geschichte zu Herzen geht," fuhr Jene fort; „ich sehe daraus, daß Du nicht so verstockt bist, als ich dachte. Du hast Deinen alten Vater und mich zwar sehr betrübt, aber das soll Alles vergessen sein, wenn Du von nun an ein andres Leben anfängst. Warneik hat uns erzählt, daß Du gestern auf dem Tanzsaal bis tief in die Nacht hinein wie toll getanzt und gejubelt, ihn mit seinen Ermahnungen ausgelacht habest und Arm in Arm mit Heinrich Bornitz in Gesellschaft der wildesten Burschen und Mädchen im Dorf herumgezogen seist — kannst Du Das vor Deinem Gewissen verantworten?"

Dorothea vermochte vor Schluchzen keine Sylbe zu erwidern, und ihre Großmutter fuhr mit seltsam bewegter Stimme fort:

„Sieh', Dorothea — seit dem Tage, wo Deine Mutter starb — es sind heute gerade fünfzehn Jahre her — ist keine Thräne in mein Auge gekommen: ich habe zu viel Unglück im Leben erfahren, als daß ich über alltägliche Noth und Qual noch Thränen vergießen könnte — — aber um Deinetwillen muß ich heut' weinen! Mir ist gar so

angst um Dich! Was sollte Dein alter treuer Vater beginnen, wenn er Schande an Dir erlebte?!"

Sie schwieg eine Weile, fuhr mit der zitternden welken Hand über die thränenerfüllten Augen und fügte dann in mächtiger Aufregung hinzu:

„Ich hatte eine Schwester, Dorothea — ich habe Dir niemals von ihr erzählt — sie war schön wie Du — — es däucht mir, als säh' ich sie noch zwischen den rothen und weißen Blumen auf der Wiese neben dem Hause meines Vaters sitzen — o, ich habe sie sehr lieb gehabt! — Sie ward groß, und es kamen viele Freier — aber sie lachte die ehrlichen Burschen aus — — sie wolle einen feinen Herrn heirathen, sagte sie. — Als sie zwanzig Jahre alt war — es gab dazumal überall Krieg in der Welt — kam ein schmucker Officier in unser Haus, Der fand Gefallen an ihr und schwatzte ihr vor, er werde sie heirathen und sie in Sammt und Seide kleiden. Sie vergaß, was sie ihrer Ehre schuldig war — der Officier ritt mit lustigem Trompetenklang davon — — und .... und meine arme Schwester stürzte sich in den Fluß hinter unserm Garten. — Es ist derselbe Fluß, der dort durch die Wiesen fließt," fuhr die Greisin mit zitternder Stimme fort: „wenn ich das dunkle Wasser anblicke, überläuft mich immer ein Schauder — mir ist, als säh' ich ihr todtenbleiches Gesicht daraus hervorschauen!"

Dorothea sprang mit einem leisen Schrei empor, stürzte neben dem Lehnstuhl ihrer Großmutter auf die Kniee und gelobte ihr unter heißen Thränen, von Stund' an ein neues Leben zu beginnen.

„Halte Wort, Dorothea," sagte die Greisin, indem sie dem knieenden Mädchen die Hände auf's Haupt legte, „halte Wort um Deines alten Vaters willen! Meine Stunden sind gezählt — liefst Du in Dein Verderben, ich brauchte nicht lange um Dich zu trauern!"

4.

Ein Jahrmarkt in einer der kleinen Städte in den wendischen Gauen bietet ein gar fröhliches Bild dar. Daß die Bauern auf demselben die Hauptrolle spielen, erkennt man auf den ersten Blick, und daher sind die meisten Artikel, die in den Buden feilgeboten werden, denn auch auf bäurischen Geschmack berechnet. Schon in den ersten Morgenstunden fahren, reiten und wandern die Bewohner der umliegenden Dörfer im schmucksten Sonntagsstaat schaarenweise von allen Seiten zur Stadt herein, und bald wogt ein dichter Menschenstrom in den Gassen auf und nieder.

Einen wahrhaft überraschenden Anblick gewährt die kostbare und sehr buntscheckige Nationaltracht der Frauen und Mädchen, welche Letztere — wenn der Jahrmarkt zugleich ein „Kikelmarkt" ist — begreiflicherweise Alles aufbieten, um durch Kleiderpracht die Augen heirathslustiger wendischer Junggesellen auf sich zu ziehen. Da die Männer und Burschen bei festlichen Gelegenheiten fast durchweg dunkelfarbige tuchene Röcke, Jacken und Beinkleider tragen, so stechen die goldgestickten, mit flatternden rothen Bändern und Schleifen geschmückten Mützen, die weißen, in bauschigen Falten auf das große hellfarbige Tuch fallenden „Fraisen"

(eigenthümliche Halskrausen mit feiner Stickerei), die saubern, weißen langen Armhandschuhe und die bunten und hell=farbigen seidenen, musselinenen und kattunenen Mieder, Schürzen und Röcke der Mädchen gar anmuthig dagegen ab.

Der getroffenen Verabredung gemäß hatte sich der alte Främke mit seiner Ann' Lies auf dem Kikelmarkte einge=funden, und Heinrich Bornitz war, ohne Etwas von seines Vaters Plan zu ahnen, mit Diesem gleichfalls nach der Stadt gefahren.

Die beiden Väter spielten ihre Rolle ausnehmend gut. Als sie sich nebst ihren Kindern an dem vorher bestimmten Platz begegneten, stellten sie sich außerordentlich überrascht und erfreut, so unvermuthet zusammenzutreffen, und kamen nach einigen Verhandlungen überein, den ganzen Tag bei einander zu bleiben und alle Freuden des Marktes gemein=schaftlich zu genießen.

„Unsere Kinder werden hoffentlich Nichts dagegen haben!" sagte Bornitz lachend zu seinem alten Freunde. „Die Hu=sarenjacke hat einen Allerweltsjungen aus meinem Heinrich gemacht; die Mädchen kommen gar nicht aus dem Lachen heraus, wenn er anfängt zu erzählen. Deine Ann' Lies wird sich, glaub' ich, gewiß nicht bei ihm langweilen!"

Das war ein Lob, welches der ehemalige Husar recht=fertigen zu müssen glaubte; und während die beiden Väter mit gravitätischer Miene durch die langen Budenreihen schritten und hier ein schmuckes Pferdegeschirr oder ein schlankes „Kornsensengestell", und dort eine prächtige Tabaks=pfeife mit Schnüren und Quästen oder ein elegantes Paar Stiefel bewunderten, führte Heinrich die hübsche Ann' Lies zu Galanteriewaaren=, Conditor= und Buchbinderbuden,

kaufte ihr kleine Putzsachen, Bonbons, flammende Herzen von Marzipan, lackirte, mit schönen Sprüchen bemalte „Wockenblätter“ *) und dergleichen und hatte die Genugthuung, daß seine Begleiterin gar nicht aus dem Entzücken herauskam.

Aber trotz der „flammenden Herzen,“ welche er Ann' Lies mit soldatischem Anstand und liebenswürdigem Lächeln präsentirte, schritt er „kühl bis an's Herz hinan“ an ihrer Seite einher — mit der schönen Hirtentochter war sie nicht im entferntesten zu vergleichen. Daß sein Vater unterdessen mit dem alten Främke in der einen Minute von Pferdegeschirren, Sensen und Stiefeln und in der nächsten von der Heirath zwischen ihm und Ann' Lies wie von einer ausgemachten Sache spreche, fiel ihm nicht im Traum ein.

Endlich waren alle Freuden, welche der festliche Tag darbot, genossen. Bornitz und sein Sohn nahmen von Vater und Tochter Abschied und fuhren wohl zufrieden mit Dem, was sie gesehen und gehört, durch die duftige Frühlingsnacht nach ihrem Wohnort zurück.

„Wie hat Dir denn Ann' Lies gefallen?“ fragte Bornitz mit scheinbar gleichgültiger Miene seinen Sohn, welcher die wohlgenährten, muthigen Pferde lenkte und ein lustiges Liedchen pfiff.

Diese Frage machte den Letztern stutzig. Sein Vater hatte sich nie um seine „Liebschaften“ bekümmert und niemals seine Meinung über die Schönheit dieses oder jenes Mädchens zu hören verlangt — und jetzt erkundigte er sich

---

*) Streifen von Pappe, welche um den Spinnrocken gebunden werden, um den Flachs zusammenzuhalten.

plötzlich nach dem Eindruck, den die Tochter des begüterten Främke auf ihn gemacht habe.

„Herr Gott! wenn ich Ann' Lies nur nicht heirathen soll!" dachte er und trieb die Pferde unwillkürlich zu schnellerm Lauf an, gleich als ob er einem ihn verfolgenden Unglück entrinnen wolle.

„Nun — sie ist ein ganz leidliches Mädchen," versetzte er nach einer Weile mit möglichster Gelassenheit; „heirathen aber möcht' ich sie nicht — sie scheint mir reichlich einfältig zu sein."

Der alte Bornitz erwiderte Nichts auf diese Bemerkung; hätte Heinrich aber seine zufriedene Miene gesehen, so würde er darin etwa die Worte gelesen haben:

„Einfältig oder klug — darauf kommt wenig an! Geld macht alle Dummheit gut, und Geld hat Ann' Lies mehr als man verlangen kann."

Damit war das Gespräch über diesen Punkt zu Ende, und einige Minuten später begann Heinrichs Vater mit großer Lebhaftigkeit von den vielen schönen standfesten Pferdegeschirren zu reden, welche er auf dem Markt gesehen, und verbreitete sich weitläuftig über die Vorzüge der ledernen vor den hanfenen Leitseilen, welche letztere er „Kosacken=zäume" nannte. —

Als Dorothea eine Woche darauf spät Abends allein vor ihrer Bleichhütte am äußersten Ende der Wiese saß, welche das Hirtenhäuschen umschloß, um das dort aufge=spannte Leinen während der Nacht zu hüten, kam Heinrich Bornitz vorsichtig herbeigeschlichen und rief ihr mit leiser Stimme aus dem benachbarten Gehöft zu:

„Bist Du allein, Dorothea?"

Das Mädchen erschrak, aber ehe sie ihn noch zurückweisen konnte, war er schon über die niedrige Hecke gesprungen, welche die Wiese des Hirten von der des Nachbars trennte, und eilte schnellen Schrittes auf die Bleichhütte zu.

„Ich habe die ganze Woche auf der Lauer gestanden, um Dich einmal allein zu sprechen, Dorothea," sagte er mit bekümmerter Miene; „darum darfst Du mich nicht schelten, daß ich jetzt komme."

„Was hast Du mir denn so gar Wichtiges zu sagen, daß Du wie ein Dieb in der Nacht hierher schleichst?" fragte Dorothea mit verweisendem Ton, da sie sich fest vorgenommen hatte, den Schmeicheleien ihres Verehrers kein Gehör mehr zu schenken. „Warum bist Du nicht heut' Nachmittag gekommen? Ich bin seit drei Uhr hier auf der Wiese und im Garten gewesen!"

„Damit mein Vater einen Mordspectakel gemacht und das ganze Dorf zusammengeschrieen hätte — nicht wahr?!" stieß Jener erbittert hervor.

„Um Gott, Heinrich — was ist denn vorgefallen?" rief das Mädchen erschrocken aus. „Hast Du Dich mit Deinem Vater entzweit?"

„Noch nicht — aber ich habe die besten Aussichten dazu!" erwiderte Heinrich in steigender Aufregung, indem er sich auf die kleine Rasenbank neben der Hütte niederwarf. „Er scheint es erfahren zu haben, daß ich Dich heirathen will, und wenn ich ihn recht kenne, so geht er heimlich darauf aus, uns aus einander zu bringen."

Dorothea entgegnete Nichts hierauf, aber die Bläße, welche plötzlich ihre Wangen überzog, verrieth nur zu deutlich, welchen tiefen Eindruck diese Kunde auf sie machte.

„Gestern vor acht Tagen trafen mein Vater und ich auf dem Markt in der Stadt mit dem alten Främke und seiner Tochter zusammen," fuhr Heinrich nach kurzem Schweigen fort, „und da mußt' ich den ganzen Tag mit der einfältigen Ann' Lies herumgehen, die mich vor Freundlichkeit auffressen wollte. Ich hatte kein Arg aus der Sache; als mich mein Vater auf dem Rückweg aber fragte, ob ich Ann' Lies wohl leiden möge, fiel mir's mit einem Mal schwer auf's Herz, daß die beiden Alten die Zusammenkunft gewiß vorher verabredet haben. Da mein Vater hernach nicht wieder von der Sache anfing, so meint' ich schon, ich habe mich geirrt — gestern aber ging er über Land, ohne zu sagen, wohin, und als er zurückkam, war er ganz ungewöhnlich vergnügt — — er ist ohne Zweifel bei dem alten Främke gewesen und hat mit ihm mein Unglück verabredet!"

Bei den letzten Worten rollten zwei helle Thränen über Heinrichs Wangen, und in wildem Grimm zerwühlte er die Rasenbank, auf der er saß.

So hatte Dorothea ihn noch nie gesehen. Sie war allerdings der Meinung gewesen, daß sie seine Zuneigung gewonnen habe — aber eine so heftige Liebe hatte sie bei seinem leichten Sinn nicht erwartet. Sein Schmerz ging ihr tief zu Herzen, und alle Zurückhaltung vergessend, brach sie in einen Strom von Thränen aus, setzte sich zu ihm und fragte ihn schluchzend, ob er sie denn nun ganz aufgeben wolle.

„Wenn's nach meinem Willen ginge und wenn der Hof schon mein wäre, da heirathete ich keine Andre als Dich, meine liebe Dorothea," antwortete Heinrich; „aber was

kann ich gegen meinen Vater ausrichten, so lange er das Regiment führt?"

Nach diesen Worten stützte er den Kopf auf die Hände und schaute finstern Blickes grübelnd vor sich nieder. Dorothea saß still weinend neben ihm und wagte keine Sylbe zu reden.

Unterdessen war es vollständig Nacht geworden. Im Dorf herrschte tiefe Ruhe — weit und breit war kein Licht mehr zu sehen. Auf den endlosen grünen Wiesen lag der träumerische Schein des abnehmenden Mondes, der scharf umgrenzt am tiefblauen Himmel stand; in den dunkeln Erlen und Weiden spielte dann und wann der leise Frühlingsnachthauch, und aus der Ferne tönte das einförmige Rauschen des Flusses herüber, auf dessen Wellen sich die bleichen Mondstrahlen wiegten.

Die beiden Liebenden saßen lange Zeit schweigend neben einander. Endlich fuhr Heinrich aus seiner Träumerei empor und sagte mit freudig-zuversichtlichem Ton:

„Dorothea — jetzt weiß ich ein Mittel, wie ich meinen Vater zwingen kann, zu thun, was ich will!"

„O, dann könnte ja noch Alles gut werden!" rief Dorothea in freudiger Hast, indem sie ihm in das hell vom Mond beleuchtete männlich schöne Gesicht schaute.

„Du weißt, wie sehr sich mein Vater über meine Rückkehr im vorigen Herbst gefreut hat," fuhr Jener fort. „Er ist es müde, den ganzen Tag auf dem Felde, im Hofe, im Garten und im Hause zu kommandiren und zu schelten, und hat mehrmals zum Schulzen gesagt, er könne die Zeit gar nicht erwarten, wo er mir den Hof übergebe und damit die Last loswerde. Wenn er nun verlangt, daß ich Ann' Lies

heirathen soll, so droh' ich ihm, daß ich mich in irgend einem Nachbardorf als Knecht vermiethen werde, und sage ihm, daß ich nur in dem Fall den Hof annehmen könne, wenn er mir erlaube, Dich zu heirathen. Und ehe er den Hof noch ein halbes Jahr behält, sagt er lieber zu Allem ja, was ich fordre."

Diese frohe Aussicht verwandelte den Trübsinn Beider in herzliche Freude, und sie machten in der duftigen warmen Frühlingsmondnacht die schönsten Pläne für die Zukunft.

Dorothea war so glücklich, daß sie über den rosigen Hoffnungen, welche ihr lachten, Zeit und Stunde gänzlich vergaß. — —

Erst gegen Anbruch des Morgens eilte Heinrich Bornitz von der Bleichhütte nach Hause. —

Am folgenden Tage rief der Halbhufner Bornitz seinen Sohn gegen Abend zu sich in die kleine Stube, deren Fenster auf den Garten gingen und die als eine Art von Besuchzimmer benutzt wurde, und sagte nach einigen ernsten Ermahnungen mit bestimmtem Ton:

„Das wilde Leben muß aufhören, Heinrich! Ich habe mich genug geplagt — Du magst jetzt auch einmal probiren, wie das Arbeiten vom Morgen bis zum Abend schmeckt. In vier Wochen übergeb' ich Dir den Hof, und da ein junger Hauswirth eine Frau haben muß, so sollst Du auch gleich heirathen. Ich habe Dir die hübsche Ann' Lies, die Tochter des alten Främke, ausgesucht, und ich denke, Du wirst wohl zufrieden sein mit der Wahl, die ich getroffen habe."

Heinrich ward todtenbleich und erwiderte stammelnd nach kurzem Besinnen:

„Das kann ich nicht, Vater — ich muß Dorothea Lankenow heirathen — — ich hab' es ihr fest versprochen!"

Der alte Bornitz lachte laut auf und versetzte:

„Als ob Das genug wäre, wenn Du ihr versprichst, sie zu heirathen! Ein armes Hirtenmädchen meine Schwiegertochter! Das fehlte noch!"

Ich brauche keine reiche Frau," entgegnete Heinrich, welcher allgemach seine Fassung wiedergewann. „Ann' Lies ist einfältig, und ein einfältiges Mädchen heirath' ich nicht!"

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich nach den vielen dummen Streichen, die Du gemacht hast, auch noch Den ruhig mit ansehe, daß Du ein Mädchen zur Frau nimmst, welches Nichts hat als ein hübsches Gesicht und ein paar bunte Bänder!" erwiderte sein Vater mit entschiedenem Ton. „Vorgestern bin ich mit dem alten Främke eins geworden, und die Sache ist daher abgemacht."

„Nein, nein — ich will, ich kann Ann' Lies nicht heirathen!" stieß Heinrich mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit hervor. „Ich lasse mich zu Nichts zwingen, was unrecht ist! Dorothea hat mein Wort, und darum nehm' ich sie und keine Andre!"

Sein Vater betrachtete ihn mit einem Anflug von Staunen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du ein solcher Tollkopf wärst," sagte er dann mit großer Ruhe. „Aber wenn Du auch noch hundertmal ärger spectakelst — die Ann' Lies mußt Du doch heirathen."

„Eher geh' ich fort von hier und vermiethe mich als Knecht!" rief Heinrich erbittert, welche Drohung er für das unfehlbare Mittel hielt, seines Vaters Pläne zu vernichten.

Dieser brach in ein schallendes Gelächter aus und rief:

„Der stolze Husar will sich als Knecht vermiethen! Seh' einmal ein Mensch an! Was Du Dir nicht Alles zutraust, Heinrich! — Du hast Dir bald Dies und bald Das eingebildet — aber daß Du meinst, Du könntest auch nur acht Tage als Knecht bei irgend einem Menschen in der Welt arbeiten — sieh', Das macht mich lachen!"

Heinrich schien zu fühlen, daß ihn sein Vater besser kenne als er sich selbst, denn er erwiderte keine Sylbe.

„Außerdem scheinst Du vergessen zu haben," fuhr der Letztere in scharfem Ton fort, „daß ich für verschiedene sehr leichtsinnige Streiche, die Du während Deiner Dienstzeit als Husar verübt hast, noch eine bedeutende Summe bezahlen soll!"

Hier hielt er eine Weile inne und schaute seinen Sohn, der wie das personificirte böse Gewissen vor ihm stand, mit strengem Blick an.

„Glaubst Du ohne mich und den Hof in der Welt fertig werden zu können, so versuch' es in Gottes Namen!" fuhr er dann höhnisch fort; „zwingen werd' ich Dich zu Nichts. Du hast nur zu wählen. Du unterschreibst entweder übermorgen den Heirathscontract zwischen Dir und Ann' Lies, oder Du freist Dein schönes Hirtenmädchen, wirst Knecht oder Tagelöhner oder Dorfhirt und suchst Dir Jemand, welcher Deine Schulden in der Stadt bezahlt. Wenn Du mir nicht folgen willst, so zieh' ich meine Hand ganz von Dir ab — ich will mir keine Gesetze von Dir vorschreiben lassen."

Damit wandte er sich zum Gehen, kehrte sich aber noch einmal um und sagte mit weniger strengem Ton:

„Hast Du Dich zu weit mit der Hirtentochter eingelassen, so werd' ich die Sache schon in Ordnung bringen. Auf eine Handvoll Pistolen kommt mir's im Nothfall nicht an — das Mädchen soll sich nicht über mich zu beklagen haben."

Nach diesen Worten verließ er mit gleichgültiger Miene das Zimmer, um die im Hof arbeitenden Knechte zu beaufsichtigen.

5.

Ein klarer Sonntagmorgen war in's Land gezogen. Die Glocken des Kirchdorfs klangen hell über die wogenden Korn- und Weizenfelder und riefen die Bewohner der eingepfarrten Orte nach dem kleinen Gotteshause, dessen rother Thurm freundlich aus dem Grün dunkellaubiger Kastanienbäume hervorschimmerte.

Gleich bei den ersten Glockenlauten begann sich die morgenstille weite Flur zu beleben. Von allen Seiten wanderten Schaaren von Kirchgängern und Kirchgängerinnen in sonntäglichem Putz durch die leise rauschenden Felder dem stattlichen Pfarrdorfe zu, wo sie sich von den Sorgen und Mühen der verflossenen Woche erholen und zu denen der kommenden stärken wollten. Aus Aller Mienen sprach eine stille, feierliche Freudigkeit — es war, als ob Jedes mit den Sonntagskleidern einen neuen Menschen angezogen habe.

Auf den wogenden grünen Gefilden schillerten die warmen Morgensonnenstrahlen, aus der Ferne wehten die leisen Glockenklänge der entlegenern Kirchdörfer herüber und hoch im blauen Aethermeer jubelten unzählige Lerchen.

Dorothea und ihr Vater befanden sich ebenfalls unter den zum Pfarrdorf Wandernden. Die Erstere schien die Freude aller Wesen rings um sie her nicht zu theilen. Sie schaute still und wehmüthig vor sich nieder — es war, als ob ein heimlicher Kummer in ihrem Herzen wohne. Dem alten Hirten fiel ihre Traurigkeit auf, und nachdem er mehrmals den Versuch gemacht hatte, ein heitres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, fragte er sie endlich unweit des Kirchdorfes, weßhalb sie seit einiger Zeit nicht mehr so fröhlich sei wie sonst.

„Großmutter hat mir kürzlich eine gar so traurige Geschichte erzählt," erwiderte Dorothea mit zögernder Stimme; „die will mir noch immer nicht aus dem Kopf."

Ein alter Nachbar, welcher sich zu Vater und Tochter gesellte, unterbrach hier das Gespräch, und alle Drei gingen miteinander zur Kirche.

Als die Predigt zu Ende war, sprach der Pfarrer die üblichen Danksagungen und Fürbitten für die in der verflossenen Woche Bestatteten, Geborenen, Genesenen und Erkrankten und verkündigte darauf:

„daß Heinrich Bornitz, der einzige Sohn des Halb=
„hufners Johann Christoph Bornitz, sich demnächst
„mit Anna Elisabeth Främke, Tochter des Halb=
„hufners Johann Joachim Främke, zu verehelichen
„gedenke,"

welcher Ankündigung er die hergebrachte Aufforderung in Betreff einer Einsprache beifügte.

Kaum hatte er die Namen der Verlobten genannt, als ein leiser Schrei durch die Kirche schallte, dem ein ängstliches Flüstern und eine unruhige Bewegung unter dem weiblichen Theil der Gemeinde folgten. Einige Minuten später trug man eine Ohnmächtige in's Freie — es war Dorothea, die Tochter des alten Hirten Lankenow.

Bornitz hatte seinen Sohn richtig beurtheilt. Heinrich war zu eitel und hochmüthig und zu sehr an Wohlleben und Vergnügungen aller Art gewöhnt, als daß er den in einer Stunde der Aufregung gefaßten Plan, sich als Knecht zu vermiethen und dadurch seines Vaters Willen zu beugen, wirklich auszuführen vermocht hätte. Er hatte lange mit sich gekämpft, aber endlich hatten seine Eitelkeit und sein Leichtsinn den Sieg davongetragen. Der Gedanke, daß er, der bis dahin die erste Rolle im Dorf gespielt, jetzt plötzlich als ein Verstoßener dem väterlichen Hofe den Rücken kehren und als ein armer Teufel im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdienen solle, war ihm unerträglich gewesen, und so hatte er denn den Ehecontract unterzeichnet, der ihm außer einer reichen, wenn auch einfältigen Braut den stattlichen Hof seines Vaters und eine angesehene Stellung unter den Grundbesitzern des Dorfs und der Nachbarschaft sicherte. In der Hoffnung, daß Dorothea seine Treulosigkeit gerüchtweise nach und nach erfahren und somit die schreckliche Kunde nicht unvorbereitet vernehmen werde, hatte er ihr kein Wort von dem entscheidenden Schritt gesagt — bei allem Leichtsinn besaß er ein zu weiches Herz, um ihr die Unglücks=

nachricht selbst zu hinterbringen. Dorothea hatte jedoch den umlaufenden Gerüchten keinen Glauben geschenkt, und so hatte sie denn der Schlag mit voller Kraft getroffen.

Als Dorothea wieder zur Besinnung gekommen war, wollte sie ihr bekümmerter Vater nach dem Hause seines Vetters führen, allein sie flehte ihn mit einer solchen Seelenangst an, sogleich mit ihr den Heimweg anzutreten, daß der Greis sich seufzend ihrem Willen fügte.

Beim Hirtenhäuschen angelangt, sank sie wie vernichtet auf die rohe Bank nieder, welche unter dem weitästigen Birnbaum vor der Gartenthür stand, und war durch kein Bitten und kein Flehen zu bewegen, in's Haus zu treten und sich durch Speise und Trank zu stärken.

Der alte Hirt ging bangen Herzens zu seiner betagten Mutter und erzählte ihr mit Thränen in den Augen, was sich begeben habe.

Die Greisin wankte mühsam hinaus in den Garten, redete eine Weile allein mit Dorothea und wankte dann gebeugten Hauptes wieder zurück zu ihrem Lehnstuhl im kleinen Stübchen.

Dorothea saß todtenbleich und regungslos fort und fort auf der Gartenbank unter dem Birnbaum und starrte wie im Wahnsinn auf die grünen, weidenbewachsenen Wiesen, welche die goldenen Nachmittagssonnenstrahlen mit lieblichem Licht beglänzten.

Als ihr Vater gegen Abend aus dem Häuschen trat, um sie mit Gewalt hereinzuholen, war sie verschwunden. Ein jäher Schreck durchzuckte den unglücklichen Greis. Er

suchte sie überall — im Garten, im Hof und auf der Wiese — sie war nirgends zu finden. Er eilte von Haus zu Haus und erkundigte sich bei den Nachbarn nach ihr — Keiner wußte Etwas von Dorothea. In steigender Angst rief er rings im Dorf und in dessen Umgebungen ihren Namen — nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken.

Endlich sagte ein Knabe, er habe vorhin ein Mädchen über die Wiesen nach dem Flusse gehen sehen — wer es gewesen, wisse er nicht.

Der alte Hirt wäre bei diesen Worten vor Bestürzung fast zu Boden gesunken. Mit tonloser Stimme bat er einen seiner Nachbarn, ihn zu begleiten, und Beide wanderten in entsetzlichem Schweigen den Fluß entlang.

Plötzlich entfuhr den Lippen des Greises ein gellender Schrei, und sich an eine der Uferweiden klammernd, deutete er auf einen großen Erlenbaum, der einige hundert Schritte weiter stromabwärts unmittelbar am Strande stand. Sein Nachbar eilte, ohne ein Wort zu erwidern, hastig auf den Baum zu — — Dorothea hing entseelt an einem der Aeste, die von den Wellen bespült wurden.

Der unglückliche Vater gerieth in eine furchtbare Verzweiflung und stieß die schrecklichsten Verwünschungen gegen Heinrich Bornitz aus, so daß sein Nachbar Alles aufbieten mußte, um ihn zu verhindern, sich gleichfalls den Tod zu geben, und ihm begreiflich zu machen, daß er vor Allem seiner Tochter, wenn sie nicht mehr in's Leben zurückzurufen sei, ein ehrliches Begräbniß sichern müsse.

„Euren Klagen will ich keinen Einhalt thun — aber sagt um Gotteswillen nicht vor den Leuten, daß Heinrich

Bornitz am Tode Eurer Tochter schuld sei, sonst verweigert man ihr ein Grab auf dem Kirchhof!" bat er den Trostlosen. „Ich werde erklären, daß ich gesehen habe, wie Dorothea neben meinem Garten am Ufer ausgeglitten und in den Fluß gestürzt sei. Was die Leute denken, ist einerlei — aber Keiner wird mich einen Lügner heißen, um Eure Dorothea zu beschimpfen."

Alle Versuche zur Wiederbelebung Dorothea's schlugen fehl: als die Strahlen der untergehenden Sonne in das kleine Stübchen des Hirtenhauses hereinfielen, umspielten sie ein bleiches Todtenantlitz.

Als der alte Hirt in seiner Verzweiflung die herzzer=reißendsten Klagen ausstieß, sprach die Greisin, welche regungslos wie ein Steinbild mit gefalteten Händen in ihrem Lehnstuhl saß und mit ihren erloschenen, thränen=leeren Augen fort und fort das schöne blasse Angesicht ihrer todten Enkelin anstarrte:

„Was sollte sie noch auf Erden, nachdem sie ihre Ehre verloren? — Ich wußt' es, daß es so kommen würde — ich wußt' es!"

Drei Tage später ward Dorothea bestattet. Obgleich die Leute ahnten, was den Tod der schönen Hirtentochter veranlaßt habe, so waren doch Alle so menschlich, keinen Zweifel an der Aussage des Nachbars der Verunglückten laut werden zu lassen, und fast das ganze Dorf geleitete ihre sterbliche Hülle zu Grabe. —

Heinrich Bornitz war einige Wochen hindurch wie ver=nichtet und ging wie ein Irrsinniger umher — aber sein Leichtsinn gewann endlich doch wieder die Oberhand. Er

heirathete später die Tochter des alten Främke; aber es war, als ob ein Fluch auf seinem Haupte ruhe. Das Unglück verfolgte ihn unter allen denkbaren Gestalten; er gerieth in Schulden und starb noch vor seinem Vater. Das stattliche, schöne Haus, einst die Zierde des Dorfs, verfiel, und da Heinrich's Ehe kinderlos geblieben war, so kam der Hof nach dem Tode des alten Bornitz an fremde Leute.

Unter dem Weidenbaum.

1.

Am Saum eines großen Fichtenwaldes inmitten der weiten, schweigenden Haiden auf dem linken Ufer der Niederelbe liegt ein kleines wendisches Dörfchen mit seinen Wiesen und Feldern wie eine grüne, lebensvolle Oase in der regungslosen Oede der unendlichen Wüste. Durch die anmuthigen Gefilde, welche die Häuser von allen Seiten umschließen, strömt ein klares Flüßchen unter Weiden und Erlen rauschend dahin; hinter den Haidhöhen gegen Westen liegt ein großes Kirchdorf; am südlichen Horizonte erblickt man eine duftumwobene blaue Hügelkette und am östlichen die Thürme einer mehrere Meilen entfernten Stadt.

Die Sommersonne ist hinter dem dunklen Hochwald zur Ruhe gegangen, und ein glühendes Abendroth färbt den wolkenlosen Himmel, die düstre Haide und das kleine Dorf mit rosigem Schein. Weit und breit herrscht tiefes Schweigen; die klaren Glockenklänge, welche das Nahen des freudigen Sonntags verkünden und leis vom fernen Kirchdorf herüberwehen, die verhallenden Lieder der Lerchen und das Rauschen des Flusses sind die einzigen Laute, welche das Ohr in der feierlichen Abendstille vernimmt.

Unter einem weitästigen hohen Weidenbaum neben einem großen Garten am äußersten Ende des Dorfes sitzt ein

junges Mädchen und schaut unverwandt nach dem dunkelgrünen Fichtenwald hinüber, gleich als ob sie Jemand erwarte. Obwohl sie die Kleidung eines wendischen Bauermädchens trägt, so sieht man es ihrer Haltung, ihren feinen, ausdrucksvollen Gesichtszügen und ihren zarten Händen doch auf den ersten Blick an, daß sie mehr ist als ein gewöhnliches Landmädchen.

Als sie noch so erwartungsvoll dasitzt, tritt plötzlich ein schlanker, blondgelockter junger Mann in einfacher grüner Jagdkleidung aus dem Gebüsch unweit des Gartens, schleicht lautlosen Schrittes zu der Harrenden, die sein Kommen nicht gewahrt, hält ihr sanft mit den Händen die Augen zu, und ruft:

„Rathe, wer ist's, Marie?"

„Sollt' ich Deine Stimme nicht kennen, Georg?" erwiderte die Ueberraschte, indem sie die Hände des jungen Mannes ergriff, sich behende herumwandte und den Letztern mit ihren dunklen Augen liebevoll anblickte. „Ich habe schon eine halbe Stunde auf Dich gewartet — daß Du von jener Seite kommen würdest, hätt' ich nicht gedacht. — Bist Du vielleicht bei meiner Mutter gewesen?" fügte sie mit zögernder Stimme hinzu, gleich als ob sie fürchte, ihn zu beleidigen.

Bei dieser Frage flog ein schmerzlicher Ausdruck über das Antlitz des jungen Mannes. Er schwieg eine Weile und versetzte dann mit sanftem, aber bestimmtem Ton, indem er neben ihr auf der Rasenbank Platz nahm:

„Nein, liebe Marie, ich bin nicht bei Deiner Mutter gewesen — ich komme vom Kirchdorf, wo ich einen Brief des Herrn Försters abzugeben hatte."

„Du bist doch nicht böse, Georg, daß ich Dich wieder an meine Mutter erinnert habe?" fragte das Mädchen.

„Gewiß nicht," versicherte Jener, indem er seinen Arm sanft um ihren Nacken legte.

„Wenn Dem wirklich so ist, so könntest Du mir wohl sagen, weßhalb Du stets so ... so ängstlich meiner Mutter und meinem Bruder ausweichst," entgegnete Marie mit schmeichelnder Stimme. „Wo werden wir uns sehen und sprechen, wenn der Winter kommt und ich Dich Sonnabends hier unter dem Weidenbaum nicht mehr erwarten kann?"

Georg schaute gedankenvoll vor sich nieder und erwiderte keine Sylbe.

„Die Leute schelten meinen Bruder barsch und stolz," fuhr Marie fort, „aber gegen Dich wird er's gewiß nicht sein, und von meiner Mutter wirst Du Nichts als freundliche Worte hören."

„Mit welcher Bitte sollte ein armer Jägerbursche, welcher Nichts hat und Nichts ist, was Andre ihm gewogen machen könnte, wohl vor Deine Mutter und vor Deinen Bruder hintreten?" fragte Georg. — „Aber trotzdem würd' ich offen mit Deinen Angehörigen reden, liebe Marie, wenn ich ein Wende wäre," fügte er nach einer Pause mit umwölkter Stirn hinzu. „Du weißt, daß Dein Bruder gegen Alle, die nicht seines Stammes sind, eine starke Abneigung hegt — grollt er doch dem Bruder seiner eigenen Mutter und hat er doch früher oft ganz laut erklärt, sein Vater habe großes Unrecht gethan, eine Calenbergerin und noch dazu eine Städterin zu heirathen!"

„Der Oheim ist auch vor Zeiten sehr hart gegen ihn gewesen," warf das Mädchen ein. „Ehe uns die Erbschaft

von meinem Großvater zufiel, hat mein Bruder ihn mehrmals flehentlich um ein kleines Darlehn gebeten, aber keinen Pfennig erhalten. Deßhalb ist Johann so böse auf ihn."

„Da er seinen eigenen Oheim so haßt," fuhr Georg fort, ohne den Einwurf Mariens zu beachten, „so würde er mir armen Jägerburschen gewiß höhnisch die Thür weisen, wenn ich jetzt zu ihm ginge und ihm meine Wünsche zu erkennen gäbe. Ueber kurz oder lang wird sich mein Geschick aber hoffentlich freundlicher gestalten. Sieh', Marie, der reiche Herr Förster Wächter, dem ich Alles verdanke, was ich bin und habe, hat mich so sorgfältig unterrichten lassen, daß ich Vieles weiß, was Andre nicht wissen. Da er nun wahrscheinlich noch in diesem Herbst Oberförster wird und dann von hier fortzieht, so werd' ich ihn wohl verlassen müssen, weil er an seinem neuen Wohnort schon Gehülfen genug vorfindet. Damit ist aber nicht gesagt, daß er sich von der Zeit an nicht weiter um mich kümmern werde; er hat im Gegentheil gerade meinetwegen neulich mit dem Herrn Forstmeister geredet, und Dieser hat ihm versprochen, mir in nicht gar ferner Zeit eine Försterstelle auf dem Gute seines reichen Bruders in der Nähe der Hauptstadt zu verschaffen, welche ich so lange behalten könne, bis ich von Staats wegen angestellt werde. Im nächsten Monat kommt der Herr Forstmeister zu einer großen Jagd hierher; dann will ich ihn selber fragen, ob er mir die feste Zusicherung geben könne, daß ich jene Stelle im Laufe dieses oder des nächsten Jahres erhalten werde. Vermag er mir Dies zu versprechen, so geh' ich noch an demselben Tage zu Deiner Mutter und Deinem Bruder und bitte sie, Dich mir

zur Frau zu geben — sie werden mich dann wenigstens nicht wegen meiner Armuth und wegen meiner untergeordneten Stellung abweisen können. Sollte Dein Bruder aber seinen Haß so weit treiben, daß er allein sich unsrer Heirath widersetzte, so werde ich mich an ihn nicht kehren — die Zustimmung Deiner Mutter soll mir dann genügen — — obgleich es mir sehr weh' thun würde, wenn meine Bemühungen, seine Freundschaft und Zuneigung zu gewinnen, fehlschlügen," fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„O, ich werde ihn schon dahin bringen, daß er freundlich gegen Dich ist!" sagte Marie, welche Das, was ihr Georg so eben eröffnet, mit der höchsten Freude erfüllte. „Verhält sich denn aber auch Alles wirklich so, wie Du sagst, Georg?" fragte sie nach einer Weile, wie von einem leisen Zweifel bewegt.

Bei dieser Frage sprang der junge Mann plötzlich auf, wandte sich mit finstrer Miene von dem Mädchen ab und murmelte kaum hörbar vor sich hin:

„Auch in ihrer Seele wohnt das unvertilgbare Mißtrauen ihres Stammes! Es wird mir nicht gelingen....."

„Vergieb mir meine thörichte Frage, lieber Georg!" bat Marie, indem sie ihn sanft bei der Hand ergriff und mit dem Ausdruck innigster Liebe anblickte. „Wenn ich etwas recht Frohes höre, da wird mir's immer schwer, daran zu glauben!"

Diese Worte schienen Jenen zu beruhigen. Sein Antlitz heiterte sich allgemach auf, und wieder neben Marien Platz nehmend, setzte er das abgebrochene Gespräch mit ihr fort.

„Der Herr Forstmeister wird in drei oder vier Wochen hier eintreffen," sagte er, „und wahrscheinlich das Anerbieten

des Herrn Försters annehmen, welcher ihm für die acht= bis vierzehntägige Jagdzeit mehrere Zimmer in seinem Hause zur Verfügung gestellt hat. Auf diese Weise werd' ich recht oft Gelegenheit finden, den Herrn Forstmeister zu sprechen und ihm meine Wünsche an's Herz zu legen. — Bis dahin wird hoffentlich Niemand unsere Zusammenkünfte hier unter der Weide entdecken," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort. „Deine Mutter kann ja ihrer Gicht wegen das Zimmer nicht verlassen, und Dein Bruder hat ja jeden Sonnabend Geschäfte in der Stadt und kehrt erst gegen zehn Uhr Abends heim. Eure Knechte und Mägde danken Gott, wenn der Tag und die Woche zu Ende ist und sie sich ruhig hinter den Tisch setzen und ihr Abendbrot verzehren können. Von den andern Bewohnern des Dorfes wird uns hier Niemand sehen — und wenn's geschähe, so vermögen sie uns doch von fern nicht zu erkennen."

Das Mädchen schien in dieser Beziehung einige Befürchtungen zu hegen, wagte es aber nicht, dieselben zu äußern, um Georg nicht zu erzürnen.

Während der Zeit war das flammende Abendroth allgemach verglüht, und die Schatten der Nacht hatten sich auf die Erde herabgesenkt. Von den fernen Hügeln und dem schweigenden Hochwald, dessen dunkle Wipfel scharf gegen den lichten westlichen Himmel abstachen, trug der warme Sommernachthauch den kräftigen Duft der Haide und der Fichten herüber; auf den Wiesen am Fluß wallten luftige weiße Nebelgestalten, und aus dem leichten Gewölk am östlichen Horizont tauchte der dunkelglühende Mond hervor und warf einen träumerischen Schein auf die endlose Haide, über der sich des Himmels Riesenkuppel in hehrer Majestät wölbte.

Nah und fern kein Laut als das Säuseln des lauen Windes in den schlanken Weidenzweigen, das leise Rauschen des Flusses im Uferschilf und dann und wann das Bellen eines Hundes in den fernen Gehöften.

„Behüt' Dich Gott, Marie!" sagte Georg endlich, nachdem er noch eine Weile mit ihr geplaudert; „ich muß von dannen, damit der Herr Förster nicht böse wird, daß ich so lange ausbleibe. Heut' über acht Tage komm' ich wieder — bis dahin lebe wohl!"

Nach diesen Worten umarmte er Marie, küßte sie herzlich zum Abschied und eilte rasch davon.

Das Mädchen schaute ihm nach, bis die Umrisse seiner Gestalt im düstern Fichtenhochwald verschwanden, und schritt dann langsam durch den Garten in's Haus. —

Marie war auf eine eigenthümliche Weise mit dem jungen Mann bekannt geworden. Als sie sich zu Anfang des Frühlings eines Abends allein am äußersten Ende des Gartens befand und mit großer Emsigkeit ihre Blumen begoß, kam plötzlich ein hübscher Jagdhund dahergelaufen und sprang mit freudigem Gebell an ihr empor. Sie erkannte in demselben sogleich einen Hund, welchen ihr Bruder aufgezogen, aber während ihres mehrjährigen Aufenthalts in der Stadt verschenkt hatte. Indem sie das treue Thier noch liebkoste, ertönte ein gellender Pfiff außerhalb des Gartens, und auf das Signal sprang der Hund rasch davon. Neugierig, wer der Besitzer desselben sein möge, trat sie aus der Pforte und erblickte einen stattlichen jungen Mann mit Flinte und Jagdtasche vor sich, welcher sie überrascht anschaute und nach einem höflichen Gruße fragte, ob sie die Schwester Johann Warlin's sei. Als sie Dies

bejahte, betrachtete er sie eine Weile mit sichtlichem Wohlgefallen und fragte sie dann, ob sie ihn kenne. Marie blickte ihn verlegen an und erwiderte nach einigem Nachsinnen, sie erinnre sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Diese Antwort schien ihn heimlich zu freuen, und nach einigen Fragen in Betreff ihrer Mutter und ihres Bruders erkundigte er sich, ob sie allabendlich um die Dämmerungszeit ihre Blumen begieße. Sie entgegnete mit großer Unbefangenheit, sie pflege Dies bei schönem Wetter regelmäßig zu thun, und darauf ging Jener nach einem freundlichen Gruß von dannen. In ihrer kindlichen Freude an allem Geheimnißvollen sagte sie ihren Angehörigen kein Wort von dem Vorfall. Einige Tage später erschien der hübsche Jäger abermals am Garten, redete sie an, unterhielt sich eine Weile mit ihr und wanderte dann weiter. Auf diese Weise war er jede Woche ein oder zwei Mal zu ihr gekommen und hatte sich allgemach so das Vertrauen und die Zuneigung Mariens erworben, daß sie seine Bitte, jeden Sonnabend um die Dämmerung seiner unter dem großen Weidenbaum zu harren, mit Freuden erfüllt hatte. Auf ihre Frage nach seinem Namen und Stand hatte er anfangs ausweichend geantwortet, später aber gesagt, er sei ein armer Jägerbursche bei dem Förster Wächter; seinen Familiennamen hatte er ihr aber trotz aller ihrer Bitten nicht mitgetheilt — sie werde denselben noch zeitig genug erfahren, war seine stete Erwiderung, welche er mit einem eigenthümlichen Lächeln begleitete.

2.

Mariens Bruder Johann Warlin, ein trotzigblickender, robuster Dreißiger, war nicht allein der reichste Bauer im ganzen Dorf, sondern ward von den Leuten gleichsam wie ein kleiner Gutsherr betrachtet. Beim Tode seines Vaters besaß er Nichts als einen verschuldeten Halbhof, aber seine unermüdlichen Anstrengungen und eine ihm zugefallene ansehnliche Erbschaft hatten ihm rasch emporgeholfen. Mit dem ererbten Gelde hatte er den an seine Besitzung stoßenden Hof gekauft und sich ein stattliches Haus errichten lassen, welches fast wie ein städtisches Gebäude anzusehen war.

Obgleich er sich nun nicht wenig auf sein Geld und Gut einbildete und mit einer Art von Geringschätzung auf Diejenigen blickte, welche einst seines Gleichen oder reicher gewesen waren als er, so war er dennoch durch und durch Wende. Er lebte und trug sich ganz wie die übrigen Bauern des Dorfes, nur daß er etwas mehr darauf gehen ließ als Diese, und theilte all' die guten und tadelnswerthen Eigenschaften seiner Stammgenossen, worunter Eigennutz, Mißtrauen und Abneigung gegen die Germanen *) aus

---

*) Diese Abneigung äußert sich auf eine eigenthümliche Weise. Während die Wenden den Behörden, Predigern und Schullehrern nicht allein die gebührende Achtung und Ehrerbietung beweisen, sondern ihnen in der Regel auch mit herzlicher Liebe zugethan sind, schließen sie sich gegen die germanischen Bauern ziemlich streng ab, so daß Heirathen zwischen jungen Leuten verschiedenen Stammes nur ausnahmsweise vorkommen.

verschiedenen Gründen bei ihm besonders stark hervortraten. In seiner früheren bedrängten Lage hatte er Tag und Nacht nur darauf gesonnen, wie er sich emporarbeiten könne, und so hatte die allen Wenden angeborene Habbegierde im Lauf der Zeit nebst der Abneigung gegen die Germanen mehr und mehr die Oberhand in seiner Seele gewonnen. Ein Proceß, den er mit einem Städter geführt und verloren, mehrere Zwangsmaßregeln, welche die Behörden früherhin gegen ihn in Anwendung gebracht, und die obenerwähnte Weigerung seines Oheims, ihm in seiner Verlegenheit beizuspringen, hatten diese Abneigung nach und nach zu einem förmlichen Haß gesteigert. Daher hatte er sich denn auch nur nach langem Widerstreben dem Willen seiner Mutter gefügt, welche Marie vor acht Jahren zu ihrer Schwägerin nach der Stadt geschickt, damit Derselben eine bessere Erziehung zu Theil werde, als es auf dem einsamen Dorfe möglich war. Gleich nach der Rückkehr seiner Schwester hatte er aber auf das bestimmteste erklärt, für ihre Verheirathung werde er sorgen; sie solle entweder den reichsten wendischen Bauernsohn in der ganzen Gegend zum Mann bekommen oder unverheirathet bleiben — einen armen Teufel wolle er nicht zum Schwager haben. Obwohl sich seine Mutter dieser Erklärung, welche ihm sein Hochmuth, sein Eigennutz und sein Haß eingegeben, auf das nachdrücklichste widersetzte, so beharrte er dennoch hartnäckig bei diesem Plan und ließ sich sogar zu der Drohung verleiten, er werde Marie schon zu zwingen wissen.

Als Johann Warlin einige Wochen nach der zu Anfang dieser Erzählung geschilderten Zusammenkunft der beiden Liebenden an einem Sonntagnachmittag nach beendigtem

Gottesdienst in Gesellschaft seines Nachbars, eines betagten ehrwürdigen Greises, vom Kirchdorf heimwanderte, sagte der Letztere nach mancherlei Gesprächen mit zögernder Stimme zu ihm:

„Wollt Ihr denn nicht bald an die Verheirathung Eurer Schwester denken, Warlin?"

„Weßhalb liegt Euch die baldige Verheirathung meiner Schwester denn so am Herzen, Kabelitz?" fragte Jener, einen mißtrauischen Blick auf den Greis werfend. „Marie ist erst neunzehn Jahre alt und braucht sich nicht zu übereilen."

„Daß ich die Tochter meines langjährigen Freundes, Eures seligen Vaters, gern an einen wackern Mann verheirathet sehen möchte, ist doch wohl natürlich!" erwiderte Kabelitz.

„Habt Ihr vielleicht Jemand in Aussicht genommen?" forschte Warlin mit einem fast spöttischen Ton.

„Nun, ich würde Euch schwerlich einen Freier für Eure Schwester vorschlagen!" gab der Greis zurück. „Ihr wollt ja hoch hinaus!"

„Warum bringt Ihr denn eine Sache zur Sprache, die ich allein mit Marie und ihrer Mutter auszumachen habe?" fragte Jener, seinen Nachbar scharf fixirend.

„Ihr scheint Euch einzubilden, daß Ihr die Hauptrolle in dieser Angelegenheit spielen müßtet!" rief Kabelitz mit ironischem Lächeln. „Es könnte aber leicht sein, daß....."

„Was könnte leicht sein?!" fuhr Warlin den Greis an, indem er stehen blieb und denselben heftig beim Arm ergriff. „Sagt's gerad' heraus, was Ihr mir mitzutheilen habt und geht nicht wie die Katze um den Brei herum! Meint Ihr,

ich habe solch' 'ne schwache Natur, daß ich die klare Wahrheit nicht vertragen könne?"

„Desto besser," entgegnete Jener ruhig, sich von dem Ungestümen losmachend und mit ihm weiter schreitend; „zu meinem Vergnügen hab' ich auch nicht von der Sache angefangen! — Ich meinte vorhin, es könne leicht sein, daß Eure Schwester sich schon selbst einen Bräutigam ausgesucht habe. Wenn mich meine alten Augen nicht getäuscht, so hab' ich sie wenigstens am Sonnabend vor acht Tagen hinter Eurem Garten mit einem unbekannten jungen Burschen zusammen gesehen ....."

„Was?! Mit einem unbekannten Burschen!" schrie Warlin wild auffahrend. „Das kann nicht sein — Ihr habt Euch geirrt!"

„Irren ist menschlich," versetzte Kabelitz gelassen, „aber nichtsdestoweniger bleibe ich bei meiner Behauptung, besonders da ich schon vierzehn Tage zuvor an der nämlichen Stelle einen Burschen und ein Mädchen vom Felde aus bemerkt habe, was ich dazumal nicht weiter beachtete. Da's neulich schon ziemlich dunkel war, so konnt' ich die Gesichtszüge des Fremden nicht erkennen — — daß er nicht aus unserm Dorf war, weiß ich gewiß."

Der junge Bauer biß die Zähne zusammen und stieß mit kaum verhaltener Wuth die Worte hervor:

„Weiter! weiter! Verschweigt mir Nichts!"

„Viel hab' ich nicht mehr zu sagen," erwiderte der Greis. „Ein Bauerbursche war es nicht — das sah ich auf den ersten Blick. Er trug einen knappen kurzen Oberrock und eine Mütze, wie man sie unter uns nicht hat. — Ich will Niemanden genannt haben," fügte er nach einer Pause

zögernd hinzu, „aber es kam mir so vor, als ob die Gestalt des Fremden mit der des jungen Herrn von Ravenburg Aehnlichkeit habe.“

Diese Worte trieben den Grimm Warlin's auf die Spitze. Er stieß einen wilden Wuthschrei aus, packte seinen greisen Nachbar bei beiden Schultern und donnerte ihm mit funkelnden Augen zu:

„Wollt Ihr meine Schwester verläumden, Kabelitz?! Der frevelhaft leichtsinnige, wüste Herr von Ravenburg hätte sie sich zu einer Liebeständelei erwählt?! Macht mich nicht rasend, oder ich vergesse, was ich Euren grauen Haaren schuldig bin!“

„Dankt Ihr mir so für meine wohlgemeinten Warnungen?“ rief der Greis mit vorwurfsvollem Ton, indem er den Unbändigen von sich stieß und sich erzürnt von ihm abwandte. „Wenn ich Euch Etwas als eine bloße Vermuthung mittheile, so geberdet Ihr Euch wie ein Toller und behandelt mich als einen böswilligen Verläumder!“

Der junge Bauer fuhr mit der Hand über die Stirn, kämpfte seinen Grimm gewaltsam nieder und sagte mit sanfterer Stimme:

„Vergebt mir mein unnützes Betragen, lieber Nachbar — Ihr wißt ja, daß ich ein wilder Mensch bin, der in seiner Wuth oftmals Dinge thut, welche vernünftige Leute verdammen.“

Damit reichte er dem Greis die Hand, zog ihn mit sich fort und fügte nach einer Weile im Weiterwandern hinzu:

„Habt Ihr mir noch etwas Näheres in Betreff dieser Sache zu vertrauen, so sagt's — ich werd' Euch ruhig anhören.“

„Nein — ich hab' Euch Alles gesagt, was ich Euch sagen zu müssen glaubte, Warlin," erwiderte Kabelitz, ohne Empfindlichkeit blicken zu lassen. „Ich möchte Euch nur noch rathen, keinen unüberlegten Schritt zu thun; eh' Ihr nicht wißt, wie die Sache zusammenhängt, dürft Ihr weder Eure Schwester, noch sonst Jemand verdächtigen oder zur Rechenschaft ziehen — Ihr könntet dadurch leicht Alles ärger machen. Hauptsächlich warn' ich Euch, meiner Vermuthung, daß der Fremde der Sohn des reichen Gutsherrn drüben neben dem Kirchdorf sein könne, irgend welches Gewicht beizulegen. Ihr seid auf den Herrn von Ravenburg erbittert, weil er Euch einmal mit der Flinte in der Hand in seinem Jagdrevier getroffen und Euch als Wilddieb beim Amte angezeigt hat — da möchte Euch Euer Grimm vielleicht zu übereilten Worten hinreißen, welche Euch theuer zu stehen kommen würden."

Jener erwiderte keine Sylbe auf diese Warnungen. Mit finstrer Miene schritt er dahin und grübelte darüber nach, wer der Unbekannte sein könne. Endlich aber fuhr er aus seinem dumpfen Hinbrüten auf und fragte seinen Begleiter, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen:

„Habt Ihr denn nicht gesehen, Kabelitz, von welcher Seite der Unbekannte gekommen oder wohin er nach der Zusammenkunft mit meiner Schwester gegangen ist?"

„Als ich ihn gewahrte, saß er bereits mit Marie unter dem großen Weidenbaum neben Euerm Garten," antwortete der Greis, „und als er von ihr Abschied nahm, dämmerte es bereits so stark, daß ich ihm von meinem Hof aus nicht weit nachsehen konnte. Es däuchte mir aber, als ob er den Weg nach dem Kirchdorf eingeschlagen habe."

„Also doch!“ stieß Warlin mit neu auflodernden Grimm hervor, faßte sich jedoch bald wieder und fragte in gespannter Erwartung:

„Habt Ihr Das, was Ihr gesehen, irgend einem Andern erzählt?“

„Nein — ich hab' es selbst meiner Frau nicht gesagt,“ entgegnete Jener.

„Gott sei Dank!“ rief der junge Bauer tiefaufathmend. „Wollt Ihr mir einen großen Gefallen thun, so schweigt auch ferner gegen Alle — ich werde meiner Schwester auch nicht eher Etwas sagen, als bis ich mehr weiß. Worte helfen doch nicht, wenn sie hinter dem Rücken ihrer Mutter und ihres Bruders einmal eine Liebschaft angefangen hat.“

Der Greis versprach feierlich, Nichts von der Sache gegen Andre verlauten zu lassen, und Warlin stellte sich, als ob er vollkommen ruhig sei und den Vorfall milder beurtheile.

Als sie das Dorf erreicht hatten, verabschiedete sich der Letztere mit der größten Freundlichkeit von seinem Nachbar, dankte ihm für seine Mittheilungen und seine guten Rathschläge und schritt seinem Hause zu, um seinen langen schweren Sonntagsrock und den unbequemen heißen Filzhut mit einem kurzen leichten Wamms und einer kühlen Tuchmütze zu vertauschen und dann einen der großen Bauern des Dorfs zu besuchen, mit welchem er ein Geschäft abzumachen hatte.

3.

Warlin hatte sich vorgenommen, am nächsten Sonnabend seine gewöhnliche Fahrt nach der Stadt aufzugeben und sich heimlich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, ob sein alter Nachbar die Wahrheit geredet habe oder nicht; da jedoch das Wetter an dem genannten Tage sehr rauh und stürmisch ward und eine Zusammenkunft zweier Liebenden im Freien seiner Meinung nach unmöglich machte, so begab er sich ruhig auf den Weg nach der Stadt und bat zuvor nur seine Mutter mit scheinbar gleichgültiger Miene, dafür zu sorgen, daß Marie bei dem Regen und Sturm nicht das Haus verlasse.

„Da Du sie einmal nach der Stadt geschickt hast und sie dort weichlich geworden ist, so soll sie hier auch wie ein Städtmädchen leben," sagte er. „Bei solchem Wetter braucht sie nicht draußen herumzuhantiren — dafür halt' ich drei Mägde!"

Um sich von den Strapazen der langen beschwerlichen Fahrt zu erholen, ging er nach seiner Heimkehr um die neunte Abendstunde in die Schenke des Dorfs, wo sich am letzten Tage der Woche regelmäßig eine große Zahl von Gästen einzufinden pflegte.

Als er in das geräumige Schenkzimmer trat, hatten Bier und Branntewein die Köpfe schon ziemlich erhitzt, und Wirth und Wirthin waren vollauf beschäftigt, all' die ungestümen Zecher zu befriedigen, unter denen sich auch mehrere Bauern aus dem Kirchdorfe befanden.

Der Wende verrichtet sein Tagewerk in der Regel ziemlich still und ernst — nur die jungen Mädchen und Burschen pflegen bei Arbeiten, welche sie gemeinschaftlich vornehmen, wie das Flachsbrechen, das Spinnen, das Mähen und Binden, fröhliche Lieder anzustimmen — wenn er aber in Gesellschaft einiger Freunde und Nachbarn in der Schenke sitzt, oder wenn er eine Hochzeit, eine „Aust" (Erntefest), ein „Bauerbier" oder irgend ein andres Fest mitmacht, so schlägt seine sonstige Gravität mitunter in eine solche tolle Lustigkeit um, daß man einen feurigen Südländer vor sich zu haben glaubt.

Mariens Bruder war wegen seines Hochmuthes und Geldstolzes bei den Bewohnern des Dorfs nicht sonderlich beliebt, und schon mehr als ein Mal hatte er mit einigen derselben in der Schenke Streit bekommen, welchen er durch seine geringschätzigen Blicke und durch seine hochfahrenden Worte selbst veranlaßt hatte. Vor Allen grollten ihm die jungen Burschen und unter Diesen ganz besonders Einer, Heinrich Drewitz mit Namen, welcher sich um seine Schwester Marie beworben, aber von ihm höhnisch abgewiesen worden war.

Dieser befand sich ebenfalls in der Schenke, und als Warlin eintrat, rief er seinem Tischnachbar mit schadenfrohem Lächeln zu:

„Ah! da kommt unser „gnädiger Herr!" Gieb 'mal Acht, dem werd' ich heut' die Hölle heiß machen!"

Der Ankömmling nahm nach einem an alle Anwesende gerichteten gleichgültigen „Guten Abend!" unweit seines Feindes Platz, forderte ein Gläschen Rum, musterte die

Gäste mit einigen flüchtigen Blicken und knüpfte dann ein Gespräch mit einem alten Bauern an, der neben ihm saß.

Nach einer Weile aber wandte er sich plötzlich von Diesem ab, horchte auf und blickte den überlaut sprechenden und zwischendurch hell auflachenden Drewitz mit funkelnden Augen starr an.

„Ja, Mancher will heutzutage den großen Herrn spielen und andre Leute verachten," rief der junge Bursche, welcher sich stellte, als ob er Warlin nicht bemerke; „wenn man aber sieht, wie solche große Herren am Ende geprellt werden und allerlei Schimpf einstecken müssen, da dankt man Gott, daß man ein armer Teufel ist, dem aber Niemand etwas Ehrenrühriges nachsagen kann!"

Daß er mit dem „großen Herrn" gemeint sei, erkannte Warlin auf der Stelle, und eine böse Ahnung sagte ihm, daß sein greiser Nachbar Kabelitz nicht der Einzige sei, welcher Marie in Gesellschaft des Unbekannten gesehen habe. Der Gedanke, daß über seine Schwester öffentlich gespottet werde, wollte ihm schier das Herz abdrücken. Vor Grimm schwollen ihm die Stirnadern mächtig an und seine Hände ballten sich krampfhaft — aber er bezähmte seine Wuth und horchte athemlos auf das Gespräch, um zu erfahren, was sein Feind von Mariens Liebschaft wußte.

„Was willst Du denn damit sagen?" fragte der junge Bursche, der neben Drewitz saß, mit erheuchelter Unwissenheit. „Vor Schimpf kann sich am Ende doch Jeder wahren! Wozu hat man denn seine beiden Fäuste? Wozu giebt's Amtleute und Gerichtsherren, wenn sie Einen nicht vor Beleidigungen schützen?"

„Mancher Schimpf ist der Art, daß selbst die knolligsten Fäuste und die strengsten Amtleute dagegen nicht helfen," erwiderte Drewitz mit höhnischem Lachen. „Stell' Dir vor, es hat solch ein eingebildeter großer Herr eine Schwester, welche so hochmüthig ist, daß sie von Freiern, die ihres Gleichen sind, Nichts wissen will, und eben dieselbe Schwester wird von einem wirklich vornehmen Herrn an der Nase herumgeführt — ist Das nicht ein Schimpf, gegen den tüchtige Fäuste und gerechte Amtleute Nichts helfen?"

„Ja, ja — das ist wahr — daran hab' ich nicht gedacht," versetzte der Andre. „Aber dergleichen Dinge kommen heutzutage gottlob selten vor!"

„Ha, ha, ha! Du kennst die Welt sehr schlecht!" lachte Jener. „Weiß ich doch Jemand hier im Dorf, dem Das just passirt!"

„Wen meinst Du mit Deinem verdammten Geschwätz?!" schrie da plötzlich Warlin mit donnernder Stimme, indem er aufsprang und seinen Feind mit durchbohrenden Blicken anschaute.

Der Letztere betrachtete den Wüthenden eine Weile mit großer Gelassenheit und versetzte dann trotzig:

„Fegt vor Eurer eigenen Thür und bekümmert Euch nicht um Das, was ehrliche Leute mit einander sprechen!"

„Haltet Ihr mich etwa für unehrlich?!" rief Warlin.

„Wenn ich's thäte, würdet Ihr mir durch Euer Schreien keine andre Meinung beibringen!" gab Drewitz höhnisch zurück.

„Keine Ausflüchte!“ schrie Warlin mit wachsendem Grimm. „Habt Ihr mit Eurem Geschwätz mich und ..... mich gemeint?“

Sein Feind war eben im Begriff, ihm eine derbe Antwort zu geben, allein der Wirth und einige ältere Bauern schlugen sich hier in's Mittel, zogen Warlin mit Gewalt nach der andern Seite des Zimmers, suchten ihn zu beruhigen und stellten ihm vor, daß er durchaus kein Recht habe, Jenen zur Rechenschaft zu ziehen, da in dessen Worten nicht die geringste Anzüglichkeit gelegen habe.

Obwohl Warlin fest davon überzeugt war, daß Drewitz um die heimliche Liebschaft Mariens wisse und ihn habe verhöhnen wollen, so fühlte er doch, daß er sich von seiner Wuth zu einem übereilten Schritt hatte hinreißen lassen. Gelang es ihm auch, Jenen zum Geständniß zu zwingen, so war damit doch nichts Andres gewonnen, als daß Alle den Liebeshandel seiner Schwester erfuhren. Demnach gab er den Friedensstiftern mit anscheinender Ruhe die Versicherung, er sehe sein Unrecht ein und werde den Streit nicht wieder beginnen. In seiner Brust aber tobte die Hölle. Der Verdacht, daß der Fremde der leichtsinnige junge Herr von Ravenburg sei, gewann immer mehr Raum in seiner Seele: Wen konnte Drewitz mit dem „wirklich vornehmen Herrn“ sonst meinen? Und mit diesem Verdacht wuchs auch der Durst nach Rache — denn war der Sohn des adligen Gutsbesitzers der Unbekannte, so schien keine Möglichkeit vorhanden, daß die Sache ohne Schimpf für seine Schwester und ihn enden könne.

Zu stolz, um irgend Jemand zu weichen, blieb er in der Schenke, bis sein Feind fortgegangen war; er wollte

gleichsam Allen zeigen, daß er das Feld behaupte. Seine Aufregung ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Unaufhörlich grübelte er, was er thun solle, um unumstößliche Gewißheit in Betreff der Person des Unbekannten zu erlangen.

„Frag' ich Marie geradezu, so leugnet sie mir Alles ab — Das ist sicher," sprach er bei sich. „Bei dergleichen Dingen thut sie immer, als wär' sie eine kluge vornehme Dame und ich ein armseliger dummer Bauer, der nicht weiß, was sich gehört! Und damit hätt' ich die Liebschaft denn bloß für eine Weile gestört; hernach würde die Geschichte von Neuem beginnen, aber so geheim gehalten werden, daß ich mit aller Mühe Nichts herausbrächte. — Ja, ja — so soll's sein!" fügte er nach einer Pause hinzu. „Ich will thun, als wüßt' ich von Nichts, und will am nächsten Sonnabend zur gewöhnlichen Zeit nach der Stadt fahren, aber Wagen und Pferde drüben im Dorf steh'n lassen und wenn's dämmrig geworden ist, heimlich wieder hierherschleichen. Von dem Erlengebüsch im Garten des alten Kabelitz kann ich den Platz, wo der große Weidenbaum steht, vollständig übersehen. Da die Beiden des Regens und Sturmes wegen heute gewiß nicht zusammengekommen sind, so wird sich der Unbekannte am nächsten Sonnabend ohne Zweifel einstellen — das ist ja der einzige Tag in der Woche, an welchem Marie mich fern weiß. Wäre ihr Liebster der saubere Herr von Ravenburg, so soll er gewahr werden, daß ich mir für das schlechte Gewehr, welches er mir im vorigen Jahr weggenommen hat, eine Doppelflinte wieder gekauft habe, welche gar scharf schießt!"

4.

Drei Tage später schallte ein fröhliches Jagdgetümmel durch den prächtigen Fichtenhochwald neben dem Dorfe. Der Forstmeister war zu Anfang der Woche im Hause des Försters Wächter eingetroffen und hatte durch den Letztern sogleich Einladungen an alle umwohnende Liebhaber des Weidwerks zu einem großen Treibjagen ergehen lassen. Da Warlin ein leidenschaftlicher Jäger war und für einen guten Schützen galt, so hatte der Förster auch ihm, dem „kleinen Gutsherrn," eine Einladung zugeschickt, welcher er mit Freuden gefolgt war.

Es war ein wunderschöner klarer Herbsttag. Durch das dunkelgrüne, säuselnde Dach des Fichtenwaldes funkelten die goldenen Sonnenstrahlen und spielten schimmernd auf dem Moose und den braunen Nadeln, welche den Grund zwischen den Stämmen bedeckten. In den Wipfeln der schlanken Bäume wiegten sich die Vögel und sangen den nordischen Gefilden ihre Scheidelieder zu; von den fernen sonnenbeglänzten Wiesen neben den Dörfern in dem kleinen grünen Flußthal schallte der Gesang der jungen Burschen und Mädchen herüber, welche dort bei dem duftenden Heu beschäftigt waren, und dazwischen klangen fort und fort die weichen Hörnertöne der Jäger, das fröhliche Gebell der Hunde und das Rufen und Jauchzen der Treiber.

Die Schützen waren in einer langen Linie unmittelbar neben einem breiten Wege aufgestellt, welcher den Wald von einem Ende bis zum andern durchschnitt. Warlin

stand zwischen einem Jäger des Forstmeisters und dem Sohn des Försters Wächter; neben einem dichten Eichengebüsch jenseit des Letztern hatte der junge Herr von Ravenburg seinen Platz, so daß Warlin denselben nicht zu sehen vermochte. Die Entfernung dieser vier Schützen von einander war außerdem so groß, daß sich Einer dem Andern nur durch lautes Rufen verständlich machen konnte.

Warlin hatte über dem fröhlichen Jagdgetümmel all' seinen Grimm vergessen, und da er den Herrn von Ravenburg nicht unter den Schützen bemerkt, so war seine Freude keinen Augenblick gestört worden.

Nachdem eine beträchtliche Menge Wildpret erlegt war, erhob sich plötzlich in der Ferne ein gewaltiges Geschrei, dem das Knallen von sechs bis acht rasch hinter einander abgefeuerten Schüssen folgte. Warlin riß sogleich seine Doppelflinte empor und schaute dann scharf nach der Gegend hin, von welcher das Getümmel herüberschallte. Anfangs vermochte er Nichts zu entdecken, einige Minuten später aber brach plötzlich ein angeschossener Eber aus einem kleinen Tannenkamp hervor, neben welchem der Jäger des Forstmeisters stand, und stürzte gerade auf Diesen los.

Der Jäger feuerte seine Büchse ab, brachte dem Eber aber nur eine starke Wunde am Halse bei. Im nächsten Augenblick sah Warlin den Unglücklichen vom Hauer des wüthenden Thiers getroffen niedersinken, und mit wildem Grunzen rannte dieses jetzt auf ihn los. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, brannte er beide Läufe seiner Doppelflinte auf dasselbe ab, streifte es aber nur leicht am Rücken. Er gab sich schon verloren — der Eber war nur

noch vier Schritte von ihm entfernt — da krachte plötzlich ein Schuß hinter ihm, und das grimmige Thier stürzte mit zerschmettertem Kopf zu Boden.

Sein Nachbar zur Linken, der Sohn des Försters Wächter, hatte die Gefahr bemerkt, worin Warlin schwebte, war rasch herbeigeeilt und hatte den Eber durch einen Meisterschuß unschädlich gemacht.

„Vergelt 's Ihnen Gott, Herr Wächter!" sagte Warlin, indem er dem trefflichen Schützen mit bewegtem Herzen die Hand drückte — „Sie haben mir das Leben gerettet! Noch eine Minute, und das rasende Thier hätte mich zerfleischt! Ich bleibe ewig Ihr Schuldner!"

„Hätt' ich hier gestanden und Ihr drüben, so würdet Ihr mir denselben Dienst geleistet haben, lieber Warlin," versetzte Jener. „Von dem kleinen Hügel aus konnt' ich diese Stelle vortrefflich übersehen und hatte Zeit, mit aller Ruhe zu zielen. — Gott gebe nur, daß Euer Nachbar nicht schwer verletzt ist," fuhr er fort, indem er, von Warlin gefolgt, zu dem Jäger des Forstmeisters eilte, welcher noch regungslos am Boden lag.

Mehrere der nächsten Schützen und einige Treiber hatten den Unfall des Letztern ebenfalls bemerkt und langten fast zu gleicher Zeit mit dem jungen Wächter und Warlin bei dem Verwundeten an. Die Verletzung desselben war bedeutend; der Hauer des Ebers hatte dem Unglücklichen das linke Bein schrecklich zerfleischt — das Blut floß in Strömen über das grüne Moos.

Der Sohn des Försters befahl sofort einem Treiber, in's nächste Dorf zu laufen und von dort aus einen reitenden

Boten nach der Stadt zum Arzt zu senden, beauftragte die Uebrigen, rasch eine Bahre von Fichtenzweigen zu flechten, legte den Verwundeten mit Hülfe Warlin's sanft darauf und ließ ihn, während er selbst nebenher schritt, durch den Wald nach seines Vaters Hause tragen.

Obgleich Warlin als ein leidenschaftlicher Liebhaber des Weidwerks sonst jeder Jagd bis zu Ende beizuwohnen pflegte, so hatte die letzte Scene und die drohende Gefahr, in der er geschwebt, doch solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seine Flinte über die Schulter warf und die Schritte heimwärts lenkte. Der Weg führte ihn durch das oben= erwähnte kleine Eichengebüsch, hinter welchem der junge Herr von Ravenburg seinen Platz gehabt und auch noch stand, da er den Vorfall mit dem Eber nicht bemerkt hatte.

Ohne Etwas von der Nähe des jungen Gutsbesitzers zu ahnen, schritt Warlin rasch durch das dichte Gesträuch dahin, dessen Zweige stark aufrauschten; und daher war sein Staunen nicht gering, als er beim Heraustreten aus dem Dickicht Jenen plötzlich unmittelbar vor sich erblickte, der die Flinte auf ihn angeschlagen hielt.

Mit einer wilden Geberde fuhr er zurück und packte unwillkürlich nach seinem Gewehr — der Anblick des Ver= haßten und dessen drohende Stellung versetzten ihn in eine maßlose Erbitterung.

„Ah! Sie sind's, Herr Warlin!" rief der junge Guts= besitzer, das „Herr" besonders betonend, mit einem eigen= thümlichen Lächeln, indem er die Flinte sinken ließ. „Ich glaubte, ein wilder Eber bräche durch's Gebüsch!"

„Es wäre Ihnen vielleicht recht erwünscht, wenn Sie mich wie ein wildes Thier aus dem Wege räumen könnten, Herr Baron!“ erwiderte Warlin höhnisch. „Sie haben jetzt zwei Mal das Vergnügen gehabt, mich in Ihrem Revier anzutreffen — nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht einmal in dem meinigen finde!“

Mit diesen Worten schritt er rasch von dannen, ohne den Herrn von Ravenburg weiter eines Blickes zu würdigen. Er hörte nur noch, daß Dieser laut auflachte.

„Lache nur!“ murmelte Warlin ingrimmig vor sich hin. „Den Uebermuth werd' ich Dir sehr bald austreiben!“

In einer höchst aufgeregten Stimmung langte er zu Hause an. Seiner Mutter und Schwester fiel dieselbe beim ersten Blick auf, und wie aus einem Munde fragten sie ihn, ob ihm irgend etwas Unangenehmes begegnet sei.

„Ich mag wohl etwas verstört aussehen,“ erwiderte er ausweichend, „denn ich bin in Lebensgefahr gewesen. Ein angeschossener Eber rannte auf mich los und würde mich arg zugerichtet haben, wenn der junge Herr Wächter ihm nicht eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte.“

„Und Das sagst Du so ruhig!“ rief Marie erschrocken. — „Hat das Thier denn Keinen verwundet oder getödtet?“ fragte sie nach einer Pause mit zögernder Stimme.

„Ja, einem Jäger des Forstmeisters ist das Bein zer=fleischt worden,“ versetzte Warlin. „Er kann Gott danken, daß der Eber ihm mit seinen Hauern nicht den Leib auf=gerissen hat!“

„Und sonst ist Niemand verletzt worden?“ forschte das Mädchen in ängstlicher Spannung.

„Als ob Einer nicht genug wäre!“ rief Jener. „Wenn's Jemandem an's Leben gegangen wäre, so hätt' ich herhalten müssen, denn ich stand neben dem Jäger des Forstmeisters. — Hast Du vielleicht einen Schatz unter den Jägern oder Schützen in der Umgegend, daß Du so genau nachfragst?!“ fügte er mit erzwungener Heiterkeit in scherzendem Ton hinzu, wobei er seine Schwester jedoch scharf von der Seite anblickte.

Mariens Wangen überzogen sich mit einer dunklen Röthe, und stammelnd entgegnete sie:

„Traust Du mir denn so wenig Menschenliebe zu, daß ich — daß ich die Erzählung von dergleichen Unglücksfällen so gleichgültig anhören könnte?“

„Ja — 's ist richtig!“ dachte Jener — „ihr Liebhaber ist heut' mit auf der Jagd gewesen! Sie weiß sich vor Verlegenheit kaum zu helfen!“

„Ach, so laßt doch die albernen Scherze!“ rief die Mutter der Beiden mit ungeduldiger Miene. „Wir haben alle Ursache, ernsthaft zu reden! Bist Du denn auch wirklich mit heiler Haut davongekommen, lieber Johann?“ fragte sie, den Sohn ängstlich betrachtend.

„Mir ist kein Haar gekrümmt worden, Mutter,“ versetzte Dieser. „Vier Schritte vor mir stürzte das wüthende Thier zusammen und regte kein Glied mehr.“

„Hast Du dem wackern Herrn Wächter denn auch recht von Herzen gedankt?“ fuhr sie fort. „Ohne ihn ständest Du jetzt vielleicht nicht hier vor uns!“

„Gewiß hab' ich ihm gedankt,“ erwiderte Jener; „aber Worte sind nicht genug — ich muß ihm noch auf andre Art meine Erkenntlichkeit beweisen. Ich habe mich unter-

wegs schon vergeblich besonnen, womit ich ihm eine Freude machen könnte: er hat Alles, was zum Leben gehört, und noch hundert andre hübsche Sachen dazu, die ich nicht einmal kenne."

„Nun, am Ende ließe sich doch Etwas finden," meinte seine Mutter, indem ein kaum bemerkbares stolzes Lächeln um ihren Mund spielte. „Wir sind ja so arm nicht! — Aber warum machst Du denn ein so finstres Gesicht und gehst so unruhig hin und her, Johann?" fragte sie nach kurzem Schweigen.

Der Letztere schritt noch einige Mal im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen und erwiderte, seine Schwester scharf anblickend, mit höhnischem Lachen:

„Als ich der einen Lebensgefahr eben glücklich entgangen war, hätte mich der junge gnädige Herr Baron einige Minuten darauf um's Haar wie ein wildes Thier niedergeschossen!"

Auf Mariens Antlitz ward bei diesen Worten nicht die geringste Veränderung sichtbar; ihre Mutter aber rief erschrocken:

„Um Gotteswillen — hast Du wieder Streit mit dem Herrn von Ravenburg gehabt, Johann?"

„Wie man's nehmen will," entgegnete Dieser, seine Schwester noch immer fixirend, da er deren Ruhe für Verstellung hielt. „Als ich aus dem Gebüsch trat, wo er seinen Standpunct hatte, schlug er das Gewehr auf mich an, weil er glaubte, ein Stück Wild breche durch's Gesträuch. Dieser Irrthum hätte jedem Andern auch passiren können — aber daß er hämisch auflachte, als ich zum Vorschein kam — —

Das war niederträchtig, und ich hab' ihm dafür tüchtig die Wahrheit gesagt."

„Johann! Johann! Du wirst Dich noch einmal gegen ihn vergessen und schwer dafür büßen müssen!" rief seine Mutter mit bekümmerter Miene.

„Schwer büßen!" wiederholte Jener hohnlachend. „Er mag sich hüten, daß ....."

Hier brach er plötzlich ab, warf seiner Schwester, die während des letzten Gesprächs nicht die leiseste Unruhe gezeigt, einen finstern Blick zu und verließ das Zimmer, um den Knechten verschiedene Arbeiten anzuweisen. —

Als Warlin am folgenden Mittag im Hofe stand und einen neuen Pflug betrachtete, den er kurz zuvor vom Rademacher aus dem Kirchdorf erhalten hatte, kam ein Reitknecht des Barons von Ravenburg dahergetrabt, händigte ihm einen Brief von seinem Herrn ein und jagte rasch wieder von dannen.

„Etwas Gutes wird schwerlich darin stehen," murmelte Warlin, indem er das Schreiben öffnete. Dasselbe lautete folgendermaßen:

„Lieber Warlin!

„Ohne es zu beabsichtigen, hab' ich Sie gestern „vielleicht durch mein Lachen beleidigt — aus Ihren „erbitterten Worten muß ich Das wenigstens schließen. „Da ich mir bereits bei einer andern Gelegenheit „Ihren Zorn zugezogen habe, ich aber gern mit allen „Menschen in Frieden und Freundschaft leben möchte, „so biete ich Ihnen hiemit die Hand zur Versöhnung „und lade Sie ein, sich am nächsten Sonnabend= „Nachmittag zu einem kleinen Festscheibenschießen

„bei mir einzufinden, woran mehrere Jagdliebhaber
„und Schützen aus der Umgegend Theil nehmen werden.
„In der Hoffnung, Sie am genannten Tage bei
„mir zu sehen, grüße ich Sie auf's freundschaftlichste.

Th. v. Ravenburg."

„Am Sonnabend=Nachmittag?" rief Warlin mit blitzenden Augen, nachdem er den Brief genau durchgelesen hatte. „Am Sonnabend=Nachmittag?! Hältst Du mich für einen solchen Dummkopf, daß ich Deinen ruchlosen Kniff nicht durchschaue? — Der heimtückische Schurke! Bietet mir demüthig und katzenfreundlich die Hand zur Versöhnung, um mich nach seinem Gut zu locken und unterdessen ungestört mit meiner Schwester zu liebeln! Hoho! Diesmal hast Du Dich verrechnet — ich bin klüger als Du — bin ich gleich nur ein einfältiger Bauer! — Gut, daß er keine Antwort verlangt hat," fuhr er nach einer Pause fort, indem er den Brief zusammenlegte und in sein Wamms steckte; „so bildet er sich ein, ich werde kommen und in die Falle gehen. Nur Geduld — bald soll sich's zeigen, wer listiger ist: Bauer oder Edelmann!"

5.

Als Wagen und Pferde am nächsten Sonnabend=Morgen zur Fahrt nach der Stadt bereit standen, sagte Warlin, das Zimmer verlassend, mit erheuchelter Gleichgültigkeit zu seiner Mutter und Schwester:

„Sollte der junge Herr von Ravenburg noch ein Mal herschicken und mich auf den Nachmittag zum Scheiben=

schießen einladen, so sagt dem Boten, es thäte mir außerordentlich leid, nicht an der Vergnügung theilnehmen zu können — es seien sehr wichtige Geschäfte in der Stadt dazwischen gekommen."

Ohne zu beobachten, welchen Eindruck diese Worte auf Marie machten, wünschte er Mutter und Schwester einen vergnügten Tag, setzte sich auf und fuhr davon.

Als er das nächste Dorf erreicht hatte, vertraute er Wagen und Pferde der Obhut eines der dortigen Bauern an und wanderte gegen Abend auf einem großen Umwege nach seinem Wohnort zurück, um die Zusammenkunft seiner Schwester mit dem Unbekannten zu belauschen. —

Die Sonne war hinter dem dunklen Fichtenhochwald zur Ruhe gegangen, und das verglühende Abendroth hüllte den wolkenlosen Himmel, die herbstliche Haide und das kleine Dorf im grünen Wiesenthal in ein mildes rosiges Licht. Weit und breit herrschte tiefes Schweigen; die klaren Glockenklänge, welche, das Nahen des freudigen Sonntags verkündend, leis vom fernen Kirchdorf herüberwehten, das Säuseln des Windes im Laube und das Rauschen der Wellen des Flusses im Uferschilf waren die einzigen Laute, welche sich in der feierlichen Herbstabendstille vernehmen ließen.

Den Geliebten erwartend, saß Marie wieder unter dem hohen Weidenbaum unweit des Gartens und spähte mit ihren glänzenden Augen zum Wald hinüber, der wie ein dunkelgrüner Teppich auf den wellenförmigen Hügeln der Haide lag. Dort am Rande desselben, im Schirme uralter Riesenfichten und hoher Linden, stand das schmucke Försterhaus, in welchem ihr Georg wohnte — das rothe Dach

schimmerte freundlich aus dem düstern Grün der Bäume hervor.

„Wo er nur bleibt!“ sprach Marie halblaut vor sich hin. „Sonst war er um diese Zeit schon da — und heut' hab' ich gerade so Viel mit ihm zu sprechen!“

„Du brauchst nur zu gebieten, und ich erscheine!“ rief der Ersehnte mit fröhlicher Stimme, welcher sich von den Gebüschen neben dem Fluß unbemerkt herbeigeschlichen hatte und das Mädchen jetzt mit einem Kuß begrüßte.

„Das nächste Mal sollst Du mich gewiß nicht wieder überraschen,“ sagte Marie, scherzhaft drohend; „ich werde nach allen vier Himmelsgegenden ausschauen!“

„Hoffentlich werd' ich bald vor den Augen der ganzen Welt zu Dir kommen können, meine herzliebe Marie,“ erwiderte Georg in freudiger Bewegung. „Gestern hat mir der Forstmeister gesagt, daß sein Bruder sich bereit erklärt habe, mir die bewußte Stelle auf seinem Gut zu geben — um Ostern soll ich sie antreten. Schau, hier ist der Brief, worin es steht. Mit dem will ich morgen früh sogleich zu Deiner Mutter und zu Deinem Bruder gehen und sie fragen, ob sie Nichts dagegen haben, daß ich Dich heirathe.“

„O, nun ist Alles gut!“ jubelte das Mädchen. „Ich bin schon recht in Angst gewesen, daß mein Bruder um unsere Zusammenkünfte wisse, denn als er neulich von der großen Jagd zurückkehrte und erzählte, daß ein Jäger schwer verwundet worden sei und daß er selbst in Lebensgefahr geschwebt habe, und ich mich dann voller Schrecken erkundigte, ob sonst Niemand zu Schaden gekommen sei, fragte er mich mit lauerndem Blick, ob ich vielleicht einen Schatz

unter den Jägern habe. Jetzt mag er uns in Gottes Namen bei einander sehen — Du kannst nun dreist vor ihn hintreten, und wenn er Schwierigkeiten macht, so kümmern wir uns nicht um ihn — meine Mutter wird Dich gewiß nicht abweisen."

„Das hoffe ich auch!" meinte Georg mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Aber hat das wüthende Thier Dir denn neulich auch wirklich kein Leid gethan, lieber Georg?" fragte Marie, indem sie ihn mit besorgten Blicken betrachtete.

„Du kannst Dich vollkommen beruhigen, Marie," erwiderte Jener lächelnd; „der Sohn des Herrn Försters machte dem Wüthen des Ebers unmittelbar nach der Verwundung des Jägers ein Ende."

Während dieses Gesprächs hatte sich Mariens Bruder auf einem Nebenwege unbemerkt in's Dorf und in den Garten des alten Kabelitz geschlichen, von dessen äußerstem mit Erlengebüsch bewachsenen Ende man den ganzen Platz neben dem Weidenbaum übersehen konnte.

„Wahrhaftig, da sitzen sie!" rief er mit leiser, wutherstickter Stimme, als er den ersten spähenden Blick aus dem dichten Gebüsch nach dem Weidenbaum hinüberwarf.

Vorsichtig schlich er so weit als möglich vorwärts, um den Unbekannten, dessen Antlitz von ihm abgewendet war, schärfer in's Auge zu fassen.

Einige Secunden spähte er regungslos durch die Dämmerung nach dem liebenden Paar hinüber — dann sprang er plötzlich leichenblaß empor und stieß zähneknirschend hervor:

„Bei Gott! es ist der junge Herr von Ravenburg! Meine arme, arme Schwester!"

Und in rasender Wuth sprang er über die Hecke, welche seinen Garten von dem des alten Kabelitz schied, stürzte in's Haus, riß die geladene Flinte von der Wand seines Schlafzimmers und eilte lautlosen Schrittes dem äußersten Ende seines Gartens zu, wo er nur eine kurze Strecke von dem Weidenbaum entfernt war.

Ohne zu ahnen, welch' eine schreckliche Gefahr ihnen drohe, saßen die beiden Liebenden fröhlich plaudernd Arm in Arm auf der Rasenbank.

„Weißt Du noch wohl, wie ich zum ersten Mal hierher kam und Dich sah, liebe Marie?" fragte Georg mit freudigem Ton. „Es war an einem schönen Sonnabend im Frühling kurz vor Sonnenuntergang. Mein Hund sprang auf Dich zu, und als ich Deine Stimme hörte, trat ich neugierig näher, um zu sehen, wer meinen Hector liebkose ....."

„Zum Teufel mit Eurem Liebkosen!" schrie da plötzlich Warlin mit donnernder Stimme, schlug die Flinte auf den Redenden an und drückte ab.

Dem Knall des Schusses folgte ein gellender Schrei aus Mariens Munde, und in wilder Aufregung stürzte Warlin nach dem Weidenbaum, um sein Opfer verbluten zu sehen.

Aber wenige Schritte von der Rasenbank blieb er wie gebannt stehen; die Flinte sank ihm aus der Hand, und regungslos starrte er den Geliebten seiner Schwester an, welcher ihm unversehrt entgegentrat und ruhig zu ihm sagte:

„Ihr schießt sehr schlecht, lieber Warlin! Eure Kugel ist ein paar Fuß neben meinem Kopf vorbeigesaust."

„Um Gott — Sie sind's, Herr Wächter!" stieß Warlin todtenbleich mit tonloser Stimme hervor.

„Wie, Georg?!" — rief Marie, die den Geliebten in zitternder Angst fest umklammert hielt, überrascht aus — „Du wärst ....."

„Der Sohn des Försters Wächter — ja, der bin ich, liebe Marie," sagte Georg, indem er sie freudig in die Arme schloß. „Ich gab mich für einen armen Jägerburschen aus, um zu sehen, ob Du mich um meiner selbst willen liebtest, und daß Du es gethan, hat mich unendlich glücklich gemacht. Deine Mutter und mein Vater wissen längst, daß wir uns gut sind — die Erstere hat es mir selbst gestattet, hier mit Dir zusammen kommen zu dürfen. — Daß ich Euch nicht von meiner Liebe zu Eurer Schwester unterrichtete, lieber Warlin," fuhr er, zu Diesem gewendet, fort, „war nicht recht von mir; wenn Ihr aber die Gründe hört, die mich dazu bewogen haben, so werdet Ihr mich vielleicht entschuldigen."

Mariens Bruder hatte bis dahin vor Bestürzung, Angst und Reue kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen vermocht. Der Gedanke, daß ihn seine blinde Wuth bald zum Mörder Desjenigen gemacht, welcher ihm das Leben gerettet hatte, überwältigte ihn so, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Endlich aber ermannte er sich, stürzte auf Georg zu, umklammerte seine Hand und rief mit markerschütternder Stimme:

„Ich verdiente, daß man mich für meine ruchlose That auf der Stelle niederschlüge, und ich würde meine mord-

gierige Hand Ihnen auch nicht zu reichen wagen, wenn ich Sie nicht für einen Andern, für den leichtsinnigen jungen Herrn von Ravenburg gehalten hätte!"

Und darauf erzählte er den beiden Liebenden Alles, was er in Betreff ihrer heimlichen Zusammenkünfte von dem alten Kabelitz gehört, die Scene in der Schenke, den Auftritt mit dem Baron von Ravenburg und den Inhalt des von dem Letztern empfangenen Schreibens, in welchem er die Bestätigung aller seiner Vermuthungen zu finden geglaubt habe.

„Daß ich Sie, der Sie in Wuchs, Haltung und Kleidung dem Herrn von Ravenburg so ähnlich sind, in der Dämmerung für Diesen hielt, konnte fast nicht anders kommen," schloß er seine Erzählung: „war ich doch vor Wuth kaum meiner Sinne mächtig! — Aber Gott sei Dank — ich kann meine Frevelthat wenigstens einigermaßen wieder gut machen!" fuhr er tiefaufathmend fort, indem er Georg und Marie bei der Hand ergriff und sie nach seinem Hause führte. „Heute werd' ich bei Ihnen anfangen, Herr Wächter, und morgen geh' ich zu dem Herrn von Ravenburg und bitte ihn offenherzig um Verzeihung. Er hat sich wohl hie und da Manches zu Schulden kommen lassen, aber am Ende ist er zehnmal besser als ich! Von jetzt an will ich einmal anfangen, mich eine Reihe von Jahren wegen meines tollen Kopfs zu hassen und mir den Leichtsinn und die Wildheit auszutreiben — hernach werd' ich Andre gewiß nicht mehr zu hassen brauchen!"

Die Mutter Mariens war hoch erfreut, als sie ihren Sohn, an dessen Nachgiebigkeit sie gezweifelt, inmitten des jungen Paars erblickte, und da sie in ihrem auf der ent=

gegengesetzten Seite des Hauses liegenden Zimmer den Schuß im Garten nicht gehört hatte, so verschwieg man ihr das Vorgefallene sorgfältig — von dem auch in der Folge außer dem alten Kabelitz kein Mensch im Dorf Etwas erfuhr: — Johann sagte ihr nur, daß er, durch Andre auf Mariens heimliche Zusammenkünfte mit einem Unbekannten aufmerksam gemacht, die beiden Liebenden belauscht und ihnen bereits von ganzem Herzen seinen Segen gegeben habe.

Die Mittheilung Georgs an Mutter und Sohn, daß ihm der Bruder des Forstmeisters die einträgliche Stelle auf seinem Gut zugesichert habe, ward jetzt, nachdem der ver= derbendrohende Sturm, ohne Unheil angerichtet zu haben, verbraust war, nur als eine erfreuliche Zugabe zu dem allgemeinen Glück betrachtet.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien:

Wendische Geschichten

aus den Jahren 780—1182

von

L. Giesebrecht,

Professor in Stettin.

1843. 3 Bände, gr. 8°. 6 Rthlr.

Die Gründlichkeit und Gediegenheit des Werkes hat bereits allseitig die ehrendste Anerkennung gefunden, vergl. besonders die Recensionen in den Blättern für literarische Unterhaltung, Literaturblatt zum Morgenblatt, Biedermann's literarische Monatsschrift, Jordan's slavische Jahrbücher der Literatur, Allgemeine Preußische Zeitung, Deutsche Allgemeine Zeitung, Magazin des Auslandes, Vossische Zeitung. Hierauf gestützt, wie auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, — der die Begründung der christlichen Kirche und der deutschen Nationalität, die Darstellung einer bedeutenden Periode des noch jetzt fortdauernden Anziehens und Abstoßens deutscher und slavischer Nationalität umfaßt und zugleich vielfach neue Aufschlüsse über wesentliche Punkte der allgemeinen Geschichte des Nordens zu beiden Seiten der Ostsee gewährt — sowie auf die klare und geschmackvolle Darstellung des Verfassers glaubt der Verleger das Werk nicht nur allen Freunden der vaterländischen Geschichte, sondern jedem Leser auf das Wärmste empfehlen zu können.

Berlin.

R. Gaertner.

Amelang'sche Sortiments-Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Wilhelm Küchler in Frankfurt a. M.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

M101

BUCHBINDEREI
OBERMEIER
Dieselstrasse 20
84056 Rottenbu
Telefon 0878
Bucheinbände nach

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ziehen, Eduard

Wendische Weiden

Frankfurt a.M. 1854
P.o.germ. 1673 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123961-9